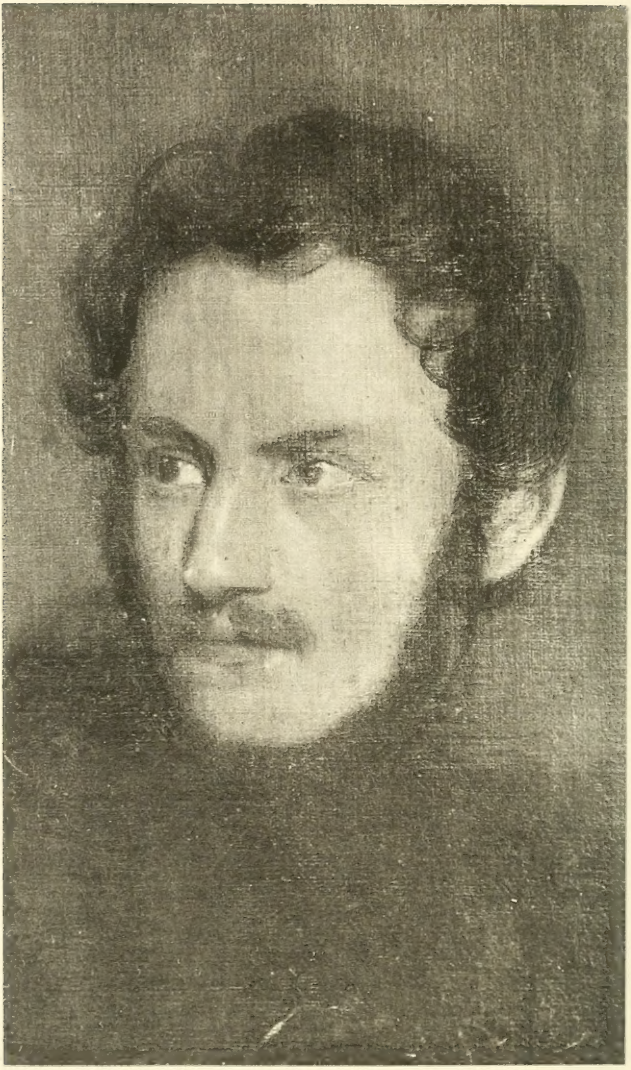
UNIVERSITY
OF
TORONTO

Nikolaus Lenau

Sämtliche Werke und Briefe in
6 Bänden / Herausgegeben
von Eduard Castle
Erster Band



L563C

Nikolaus Lenau

Gedichte

205013
1.8.26

Im Insel-Verlag Leipzig 1910

Germany

Gedichte

Erſtes Buch

Sehnsucht

***

An meine Rose

Frohlocke, schöne junge Rose,
Dein Bild wird nicht verschwinden,
Wenn auch die Glut, die dauerlose,
Verweht in Abendwinden.

So süßer Duft, so helle Flamme
Kann nicht für irdisch gelten,
Du prangst am stolzen Rosenstamme,
Verpflanzt aus andern Welten:

Aus Büschen, wo die Götter gerne
Sich in die Schatten senken,
Wenn sie in heilig stiller Ferne
Der Menschen Glück bedenken.

Darum mich ein Hinübersehnen
Stets inniger umschmieget,
Je länger sich in meinen Tränen
Dein holdes Antlitz wieget.

O weilten wir in jenen Lüften,
Wo keine Schranke wehrte,
Daß ich mit deinen Zauberdüften
Die Ewigkeiten nährte! —

Hier nahn die Augenblicke, — schwinden
An dir vorüber immer,
Ein jeder eilt, dich noch zu finden
In deinem Jugendschimmer;

Und ich, wie sie, muß immer eilen
Mit allem meinem Lieben
An dir vorbei, darf nie verweilen,
Von Stürmen fortgetrieben.

Doch hat, du holde Wunderblume,
Mein Herz voll süßen Bebens
Dich mir gemalt zum Eigentume
Ins Tiefste meines Lebens,

Wohin der Tod, der Ruhebringer,
Sich scheuen wird zu greifen,
Wenn endlich seine sanften Finger
Mein Welkes niederstreifen.

Reise-Empfindung

Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen;

Und in dem zarten Birkenhain
Sah ich ein Häuschen blinken,
Das hob gleich an, zu sich hinein
Holdfreundlich mich zu winken.

Wie da im roten Morgenstrahl
Die Fensterlein erglänzten;
Und wie so freudig Berg und Tal
Mit Rosen sich bekränzten!

Die Rebe auf zum Fenſter klomm
Mit ihren goldnen Trauben;
Die Unſchuld ſaß am Dache fromm
In ſtillen weißen Tauben.

Die Lerche ſang und ſchwand dahin
Auf morgenfrohen Schwingen,
Daß mir der blaue Himmel ſchien
Ins Tal herabzuſingen. —

Da meint ich ſchon, das Fenſter ſoll
Sich freundlich mir erſchließen
Und aus dem Rahmen liebevoll
Mein Liebchen mich begrüßen.

O ſeligſte der Phantaſein!
Ach, wär es mir beſchieden,
Mit ihr zu leben hier allein
Im ſüßen Waldesfrieden!

Mit ihr im linden Frühlingshauch
Durch dieſen Hain zu wallen,
Zu lauſchen hier im Blütenſtrauch
Dem Lied der Nachtigallen;

Mit ihr zu ſchaun im Herbſteswehn
Die welken Blätter fliegen,
Umrauſcht vom ſchmerzlichen Vergehn,
Mich traut an ſie zu ſchmiegen.

Wenn dann in rauher Winterzeit
Ein Lied mein Liebchen ſänge
Und aller Himmel Seligkeit
Mir in die Stube dränge! —

Ich wagt es mich zu regen kaum
In meinem ſtillen Sinnen,
Beſorgt, das Häuschen möcht, ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch, ſieh, da öffnet ſich die Tür,
Der Zauber war geſchwunden,
Es trat ein Jägersmann herfür
Mit nachgeſprengten Hunden.

Er grüßte mich mit raſchem Blick
Und ſtreift' waldein gar heiter,
Ich gab ihm ſeinen Gruß zurück,
Und traurig ging ich weiter.

Nach Süden

Dort nach Süden zieht der Regen,
Winde brauſen ſüdenwärts,
Nach des Donners fernen Schlägen,
Dort nach Süden will mein Herz.

Dort im fernen Ungarlande
Freundlich ſchmuck ein Dörfchen ſteht,
Rings umrauſcht von Waldesrande,
Mild von Segen rings umweht.

An des Dörfchens ſtillem Saume
Iſt ein Hüttlein hingeſtellt,
Das in ſeinem ſchmalen Raume
Wahret meine Herzenswelt.

Bäume, die dem Wald entſprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein ſich,
Halten Dach und Wand umſchlungen
Mit den Zweigen innigſich.

Aus dem Fenſter blickt nun ſchweigend
Lilla nach dem Wald hinaus,
Ihr Geſichtchen traurig neigend,
Blickt ſie nach dem Laubgebraus.

Und ſie ſiehts mit ſtillem Sinnen,
Und ſie ſieht es bang gerührt,
Wie die Waſſer niederrinnen,
Wie der Wind das Laub entführt.

Lauter wogt der Bach und trüber,
Lauter wird der Lüfte Streit,
Hörbar rauſcht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einſamkeit.

Frage

Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen,
Ich ſah nur erſt dein holdes Angeſicht,
Doch hat der Strom der Schönheit mich bezwungen,
Der hell von dir in meine Seele bricht.

Ins Tiefſte iſt er mächtig mir gedrungen,
Was dort bis nun gelebt, nun lebt es nicht,
Süß ſterbend ward es von der Flut verſchlungen;
Das iſt der Liebe himmliſches Gericht!

O daß mein kühnes Hoffen, banges Zagen
Ein milder Spruch aus deinem Munde grüßte!
Die Wellen, die ſo laut mein Herz durchſchlagen,

Wohin doch werden ſie die Seele tragen?
An der Erhörung Paradieſesküſte? —
In der Verſtoßung trauervolle Wüſte? —

Dein Bild

Die Sonne ſinkt, die Berge glühn,
Und aus des Abends Roſen
Seh ich ſo ſchön dein Bild mir blühn,
So fern dem Hoffnungsloſen.

Strahlt Heſperus dann hell und mild
Am blauen Himmelsbogen,
So hat mit ihm dein ſüßes Bild
Die Sternenflur bezogen.

Im mondbeglänzten Laube ſpielt
Der Abendwinde Säuſeln;
Wie freudig um dein zitternd Bild
Des Baches Wellen kräuſeln! —

Es brauſt der Wald, am Himmel ziehn
Des Sturmes Donnerflüge,
Da mal ich in die Wetter hin,
O Mädchen, deine Züge.

Ich ſeh die Blitze trunkenhaft
Um deine Züge ſchwanken,
Wie meiner tiefen Leidenſchaft
Aufflammende Gedanken.

Vom Felſen ſtürzt die Gemſe dort,
Enteilet mit den Winden;
So ſprang von mir die Freude fort
Und iſt nicht mehr zu finden.

Da bin ich, weiß nicht selber wie,
An einen Abgrund kommen,
Der noch das Kind der Sonne nie
In seinen Schoß genommen.

Ich aber seh aus seiner Nacht
Dein Bild so hold mir blinken,
Wie mir dein Antlitz nie gelacht: —
Willst mich hinunter winken? —

Ghasel

Du, schöne Stunde, warst mir hold, so hold, wie keine noch,
Ich seh dein Angesicht erglühn im Rosenscheine noch;
So sah den Engel Gottes einst mit Wangen freudenrot
Im Paradiese lächelnd nahn der Mensch, der reine noch.
Du kamst mit ihr und flohst mit ihr, und seit ich euch verlor,
Versehnt ich manchen trüben Tag in jenem Haine noch
Und fragte klagend mein Geschick: „Bewahrst in deinem Schatz
So holde Stunde du für mich nicht eine, eine noch?“
Dort mocht ich lauschen spät und früh: wohl flüsterts im Gezweig,
Doch immer schweigt noch mein Geschick — ich lausch und weine noch.

Das Mondlicht

Dein gedenkend irr ich einsam
Dieſen Strom entlang;
Könnten lauſchen wir gemeinſam
Seinem Wellenklang!

Könnten wir zuſammen ſchauen
In den Mond empor,
Der da drüben aus den Auen
Leiſe taucht hervor.

Freundlich ſtreut er meinem Blicke
Aus dem Silberſchein
Strombinüber eine Brücke
Bis zum ſtillen Hain. —

Wo des Stromes frohe Wellen
Durch den Schimmer ziehn,
Seh ich, wie hinab die ſchnellen
Unaufhaltſam fliehn.

Aber wo im ſchimmerloſen
Dunkel geht die Flut,
Iſt ſie nur ein dumpfes Toſen,
Das dem Auge ruht.

Daß doch mein Geſchick mir brächte
Einen Blick von dir!
Süßes Mondlicht meiner Nächte,
Mädchen, biſt du mir!

Wenn nach dir ich oft vergebens
In die Nacht geſehn,
Scheint der dunkle Strom des Lebens
Trauernd ſtillzuſtehn;

Wenn du über ſeinen Wogen
Strahleſt zauberhell,
Seh ich ſie dahingezogen,
Ach! nur allzuſchnell!

Nächtliche Wanderung

Die Nacht iſt finſter, ſchwül und bang,
Der Wind im Walde toſt;
Ich wandre fort die Nacht entlang
Und finde keinen Troſt.

Und mir zur Seite, engelmild,
Und, ach! ſo ſchmerzlich traut,
Zieht mein Geleite hin, das Bild
Von meiner toten Braut.

Ihr bleiches Antlitz bittet mich,
Was mich ihr ſüßer Mund
So zärtlich bat und feierlich
In ihrer Sterbeſtund:

„Bezwinge fromm die Todesluſt,
Die dir im Auge ſtarrt,
Wenn man mich bald von deiner Bruſt
Fortreißet und verſcharrt!“

Da unten brauſt der wilde Bach,
Führt reichen, friſchen Tod,
Die Wogen rufen laut mir nach:
„Komm, komm und trinke Tod!“

Das klingt ſo lieblich wie Muſik,
Wird wo ein Paar getraut:
Doch zieht vom Sprunge mich zurück
Das Wort der toten Braut.

Stets finſtrer wird der Wolkendrang,
Der Sturm im Walde brüllt,
Und ferne hebt ſich Donnerklang,
Der immer ſtärker ſchwillt.

O ſchlängle dich, du Wetterſtrahl,
Herab, ein Faden mir,
Der aus dem Labyrinth der Qual
Hinaus mich führt zu ihr!

Das Poſthorn

Still iſt ſchon das ganze Dorf,
Alles ſchlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die ſo lieblich ſangen.

Dort in ſeiner Einſamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt ſtill und bleich
Seinen Gruß hernieder;

Nur der Bach, der nimmer ruht,
Hat ihn gleich vernommen,
Lächelt ihm den Gruß zurück,
Flüſtert ihm: willkommen!

Mich auch findeſt du noch wach,
Lieber Mond, wie dieſen,
Denn auf immer hat die Ruh
Mich auch fortgewieſen.

Mich umſchlingt kein holder Traum
Mit den Zauberfäden,
Hab mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden. —

Ferne, leise hör ich dort
Eines Posthorns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins so enge.

Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen!

Lustig rollt der Wagen fort
Über Stein' und Brücken;
Stand nicht wer an seinem Schlag
Mit verweinten Blicken?

Mag er stehn! die Träne kann
Nicht die Rosse halten;
Mag der rauhe Geißelschwung
Ihm die Seele spalten!

Schon verhallt des Hornes Klang
Ferne meinem Lauschen,
Und ich höre wieder nur
Hier das Bächlein rauschen.

Ich gedenke bang und schwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimat mir
Sind zurückgeblieben:

Diese schöne Sommernacht
Muß vorübergehen
Und mein Leben ohne sie
Einsamkeit verwehen.

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Turme.
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Bitte

Weil auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

An die Ersehnte

Umsonst! du bist auf immer mir verloren!
Laut rufend in den dunkeln Wald des Lebens,
Hat ohne Rast die Sehnsucht dich beschworen;
Ihr Ruf durchklang die Einsamkeit vergebens.

Tief ist mein Herz erkrankt an einer Ahnung,
Von der ich nimmer wohl genesen werde,
Es flüstert mir mein Herz die trübe Mahnung:
Noch ist sie nicht geboren dieser Erde!

Die Stunden, die mit frohen Wandersängen
Das Mädchen einst durchs Erdental geleiten,
Sie schlummern in der Zukunft Schattengängen
Bei ihrer Bürde noch von Seligkeiten;

Von Seligkeiten, die mit leichten Händen
Die wachen einst entgegenstreuen allen,
An welche sie die schöne Gunst verschwenden,
Mit ihrer Königin vorbeizuwallen.

Die eine aber von den Schläferinnen
Wird locken sie zur Kühle von Zypressen
Und führen sie, versenkt in stilles Sinnen,
An deinen Hügel, moosig und vergessen.

Dann irrt dein Geist um deine Asche bange,
Dann zittern Geist und Staub, sich zu vereinen;
Das Mädchen aber wird am Grabeshange,
Geheim ergriffen, stille stehn — und weinen.

Meine Braut

An der duftverlornen Grenze
Jener Berge tanzen hold
Abendwolken ihre Tänze,
Leichtgeschürzt im Strahlengold.

Wenn ich nach den lichten Räumen
Jener Berg hinüberseh,
Überschleicht es mich wie Träumen,
Faßt mein Herz ein dunkles Weh.

Und mir ist, als wohne drüben
Meine Braut und harr in Schmerz,
Daß ich komme, sie zu lieben,
Eh verblüht ist Wang und Herz.

309—330

Plötzlich treibt ein wildes Sehnen
Nach den Bergen mich, zu ihr,
Fluchtverstreute Wonnetränen
Stürzen aus den Augen mir.

Doch die Berge sich verdunkeln,
Und die Wolken werden Nacht;
Nicht ein Sternlein seh ich funkeln,
Und der Sturm ist aufgewacht;

Scheltend ruft er mir entgegen:
Heißer Narr, wohin? verzeuch!
Deine Braut heißt Qual, — den Segen
Spricht das Unglück über euch!

In der Wüste

Ists nicht eitel und vergebens,
Lieben Freunde, saget an!
Durch den Wüstensand des Lebens
Sich zu wühlen eine Bahn?

Streut auch unser Fuß im Staube
Spuren aus von seinem Lauf,
Gleich, wie Geier nach dem Raube,
Kommt ein Sturm und frißt sie auf.

Einsam und in Karawanen
Treibt es nach dem Land der Ruh,
Und es flattern tausend Fahnen
Hier und dort der Ferne zu.

Wir auch wandern vielverbündet
Nach der Rätselferne aus;
Doch der Strahl der Wüste zündet
Sehnsucht nach dem kühlen Haus;

Zündet heißer stets das Sehnen
In die Gruft aus diesem Land,
Wo, nie satt, nach unsern Tränen
Lechzt herauf der dürre Sand.

Schilflieder

1

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Träne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

2

Trübe wirds, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?“

Suchen den erloschnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

3

Auf geheimem Waldespfade
Schleich ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnisvoll,
Und es klaget, und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein, ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

4

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie schwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein ich dich zu sehn
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

5

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Winternacht

I

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wies Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach auf, o Herz, zu wildem Klagen!

Laß deine Toten auferstehn
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß sie mit den Stürmen gehn,
Dem rauhen Spielgesind aus Norden!

Stumme Liebe

Ließe doch ein hold Geschick
Mich in deinen Zaubernähen,
Mich in deinem Wonneblick
Still verglühen und vergehen;

Wie das fromme Lampenlicht
Sterbend glüht in stummer Wonne
Vor dem schönen Angesicht
Dieser himmlischen Madonne! —

Wandel der Sehnsucht

Wie doch dünkte mir die Fahrt so lang,
O wie sehnt ich mich zurück so bang
Aus der weiten, fremden Meereswüste
Nach der lieben, fernen Heimatküste.

Endlich winkte das ersehnte Land,
Jubelnd sprang ich an den teuern Strand,
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimatlichen Bäume.

Hold, und süßverwandt, wie nie zuvor,
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr;
Gerne, nach so schmerzlichem Vermissen,
Hätt ich jeden Stein ans Herz gerissen.

Doch, da fand ich dich, und — todesschwank
Jede Freude dir zu Füßen sank,
Und mir ist im Herzen nur geblieben
Grenzenloses, hoffnungsloses Lieben.

O wie sehn ich mich so bang hinaus
Wieder in das dumpfe Flutgebraus!
Möchte immer auf den wilden Meeren
Einsam nur mit deinem Bild verkehren!

Erinnerung

***

Leichte Trübung

Woher dies plötzliche Verſtummen?
Und dieſe Wolken kummerſchwer,
Die mir dein Angeſicht vermummen,
Das erſt ſo froh geſtrahlt, woher?

„Siehſt du den blauen Berg dort ragen,
Der Felſen in die Lüfte hebt,
An welchen ſelbſt die Gemſen zagen
Und der erſchrockne Jäger bebt? —
Von ſeinem Gipfel ſchleudre du
Ein Steinchen ſpielend in die Tiefen:
Du ſtörſt der Lüfte ſchwanke Ruh,
Und Nebel ſteigen, die dort ſchliefen.
So warfſt du, ſeine Kraft nicht ahnend,
Ein Wörtchen mir in meine Bruſt,
Ein Wörtchen, leiſe, aber mahnend,
Und ſieh, nun ſtieg der trübe Wuſt
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer ſtillen Nachtverſenkung.“

Das tote Glück

Leis umrauſcht von Himmelsquellen,
Süße Sehnſucht in der Bruſt,
Saß ich einſt die mondeshellen
Nächte da in ſtiller Luſt.

Jene Zeit wird nicht mehr kommen;
Himmelsquellen ſind verſiegt,
Und die Sehnſucht iſt verglommen,
Und mein Glück im Grabe liegt.

Weib, du rieſſt in böſer Stunde
Mit dem zauberiſchen Blick,
Mit dem wonnereichen Munde
Schmeichelnd hin zu dir mein Glück.

Und es kam, ein Kind, und ſchmiegte
Flehend ſich in deinen Arm,
Der es mild umſchlang und wiegte,
Als ein weicher Mutterarm.

Nun das Kind in Traumeswonnen,
Hingeſchlummert, ſich verlor,
Nahmſt du ſtill und kaltbeſonnen
Deinen Todesdolch hervor.

Scharf geſchliffen am Geſteine
Deines Herzens war der Stahl,
Und das Kind, um das ich weine,
Atmete zum letztenmal.

Und du ſtießeſt leicht und munter,
Wie ein Steinchen in den Bach,
In das Grab mein Glück hinunter,
Sahſt ihm ruhig, lächelnd nach.

Der trübe Wandrer

Am Strand des Lebens irr ich, ſtarre düſter
Ins Todesmeer, umhüllt von Nebelflor;
Und immer wird der Strand des Lebens wüſter,
Und höher ſchlägt die Flut an ihm empor.
O ſtrömt, ihr Tränen, ſtrömt! — Im Weiterirren
Seh ich die längſtverlornen Minneſtunden,
Ein neckend Schattenvolk, vorüberſchwirren,
Und neuer Schmerz durchglüht die alten Wunden.
Die Aſche meiner Hoffnungen, die Kränze
Geliebter Toten flattern mir vorüber,
Geriſſen in des Sturmes wilde Tänze,
Und immer wirds in meiner Seele trüber. —
Das Chriſtuskreuz, vor dem in ſchönen Tagen
Ein Kind ich, ſelig betend, oft gekniet,
Es hängt hinab vom Strande nun, zerſchlagen,
Darüber hin die Todeswelle zieht. —
Seltſame Stimmen mein ich nun zu hören:
Bald kommts, ein wirres Plaudern, meinem Lauſchen
Meerüber her, bald tönts in leiſen Chören,
Dann wieder ſchweigts, und nur die Wellen rauſchen. —
Ein ernſter Freund, mein einziges Geleite,
Weiſt ſtumm hinunter in die dunkle Flut;
Stets enger drängt er ſich an meine Seite:
Umarme mich, du ſtiller Todesmut!

Unmut

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Bestahl mit frecher Lügenstirne
Mein junges Leben um sein Glück.

Nun ists vorüber: in den Tagen,
Als ihr Betrug ins Herz mir schnitt,
Hab ich das süße Kind erschlagen,
Und mit dem Leben bin ich quitt.

Nicht mehr zum Lustschloß umgelogen,
Scheint mir die Erde, was sie ist:
Ein schwankes Zelt, das wir bezogen —
Tod, habe Dank! — auf kurze Frist.

Zu spät!

Schon hat der Lenz verblüht und ausgesungen;
Die holden Träume, seligen Gefühle
Erstarben in der bangen Sommerschwüle,
Mit der das Tatenleben angedrungen.

„Das Roß gespornt! die Wehre frisch geschwungen!"
So heißt es nun im heißen Kampfgewühle,
Bis mir der Sabbat fächelt seine Kühle,
Wann Müden mich der stille Tod umschlungen. —

Mir wars versagt, in jenen Blütentagen,
O Mädchen meiner Sehnsucht, dich zu finden;
Es suchten dich vergebens meine Klagen! —

Noch taucht mir hier und dort aus Kampfeswogen
Dein Bild herauf, doch muß es wieder schwinden,
Bald hat die Brandung es hinabgezogen.

547—572

Vergangenheit

Hesperus, der blasse Funken,
Blinkt und winkt uns traurig zu.
Wieder ist ein Tag gesunken
In die stille Todesruh;

Leichte Abendwölkchen schweben
Hin im sanften Mondenglanz,
Und aus bleichen Rosen weben
Sie dem toten Tag den Kranz.

Friedhof der entschlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit!
Du begräbst des Herzens Klage,
Ach, und seine Seligkeit!

An Fr. Kleyle

Vergib, vergib, Geliebter, dem Gesange,
Der deines Schmerzes leisen Schlummer stört,
Der dir Erinnerungen, süße, bange,
Herauf aus ihrer stillen Gruft beschwört!

Gedenkst du noch des Abends, den die Götter
Auf uns herabgestreut aus milder Hand,
So blühend, leicht, wie junge Rosenblätter,
Denkst du des Abends noch am Leithastrand?

Im Haine sprang von Baum zu Baum die Röte,
Sie wiegte sich auf Wipfeln, mischte froh
Sich in den Wellentanz, der zum Geflöte
Der Nachtigallen rasch vorüberfloh.

Wir aber schritten traulich durch die Schatten,
Und, süß geschwätzig, uns zur Seite ging
Die Hoffnung, sprach vom Himmel treuer Gatten,
Wies dir von Lottchens Hand den güldnen Ring.

Schon sah mein Blick, der in die Zukunft spähte,
In langen Reihen Wonnetage ziehn;
Schon baut ich kühn mit leichtem Traumgeräte
Mein früh zerfallnes Glück an deines hin. —

Sanft senkten sich in feierliches Schweigen
Die Züge der Natur, kein Lüftchen sprach,
Sie schien ihr göttlich Angesicht zu neigen,
Als sänne still sie einer Freude nach,

Die Sterne tauchten aus dem Äthermeere,
Der Weste Hauch erwachte nun im Hain,
Die Blume trank des Himmels leise Zähre,
Und selig irrten wir im Mondenschein. — —

Doch kommt ein Sturm jetzt über meine Saiten,
Reißt wild mir von der Leier jenen Tag,
Den schönen Tag mit allen Seligkeiten,
Pocht mir ans Herz mit rauhem Flügelschlag.

Herein! herein! du finsterer Geselle!
Du bist in meiner Brust kein neuer Gast;
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geschlecht schon oft gerast!

Des Abends, Freund, gedenk ich, jenes andern!
Ich seh im winterlichen Dämmerlicht
Zur Kirche hin den langen Brautzug wandern,
Wo die Geliebte Treu und Herz dir bricht.

Der Priester sprach den Segen ob dem Paare,
Mir schien ein Mordgewölb das Heiligtum,
Ich sah die Hoffnung fallen am Altare,
Wie ward die süße Schwätzerin so stumm! —

Beflügle dich, mein Lied, denn immer trüber
Und tränenvoller stets wird deine Bahn;
O führe schnell den Freund mir da vorüber,
Wo ihn der Schauer nächtlichste umfahn!

Vorüber, Lied, am bretternen Geschirre,
Darein der Tod gepflanzt die Rose bleich;
Fort von der Stimmen kläglichem Gewirre,
Da dumpf vernagelnd dröhnt der Hammerstreich! —

Wir sind vorbei. Der Sturm lenkt sein Gefieder
Zum dunkeln Horste der Vergangenheit,
Und Wehmut sinkt an meinen Busen wieder,
Die stille Freundin meiner Einsamkeit.

Einst und Jetzt

„Möchte wieder in die Gegend,
Wo ich einst so selig war,
Wo ich lebte, wo ich träumte
Meiner Jugend schönstes Jahr!"

Also sehnt ich in der Ferne
Nach der Heimat mich zurück,
Wähnend, in der alten Gegend
Finde sich das alte Glück.

Endlich ward mir nun beſchieden
Wiederkehr ins traute Tal;
Doch es iſt dem Heimgekehrten
Nicht zumut wie dazumal.

Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß ich manchen lieben Ort;
Doch im Herzen wird ſo ſchwer mir,
Denn mein Liebſtes iſt ja fort.

Immer ſchleicht ſich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier;
Doch er führt die Mutter abends
Nimmermehr entgegen mir.

Mögen deine Grüße rauſchen
Vom Geſtein, du trauter Bach;
Doch der Freund iſt mir verloren,
Der in dein Gemurmel ſprach.

Baum, wo ſind die Nachtigallen,
Die hier ſangen einſt ſo ſüß?
Und wo, Wieſe, deine Blumen,
Die mir Roſa ſinnend wies? —

Blumen fort und Nachtigallen
Und das gute Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen;
Alles wie ein Frühlingshauch!

Die Jugendträume

Der Jüngling weilt in einem Blütengarten
Und ſchaut mit Luſt des Lebens Morgenrot;
Auf ſeinem Antlitz ruht ein ſchön Erwarten,
Die Welt iſt Himmel ihm, der Menſch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen ſtreut ihm duftge Roſen
Mit leiſem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Koſen
Ein bunt Gevögel, ſingend wunderbar.

Seid ſtille, ſtille, daß die flüchtgen Gäſte
Ihr nicht dem Jünglinge verſcheucht; denn wißt:
Die Jugendträume ſind es, wohl das beſte,
Was ihm für dieſe Welt beſchieden iſt.

Doch, weh! ihm naht mit eiſern ſchwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig fliehn
Die Vögel, und dem Jüngling wird ſo bange,
Da er ſie weiter ſieht und weiter ziehn.

Die Felſenplatte

Dort am ſteilen Klippenhange,
Wo der Wildbach niederſchäumt,
Lehnt beim Sonnenuntergange
Einſam ſtill ein Mann — und träumt.

Hingeſenkt das gramesmatte
Angeſicht, ſo früh verblüht,
Starrt er auf die Felſenplatte,
Die vom Abendrote glüht.

Wie er also unabwendig
Starret auf den hellen Stein,
Werden plötzlich drauf lebendig
Seine lieben Phantasein.

Seiner Kindheit Spielgenossen
Tanzen lustig drüber hin
Mit der Unschuld süßen Possen,
Laden ein zu Spielen ihn.

Auch sein Mütterlein, die gute,
Wandelt lächelnd auf dem Stein,
Die so manches Jahr schon ruhte
In dem öden Totenschrein.

Und nun sieht er unter ihnen
Klar sein eignes Jugendbild,
Mit den frohen Fremdlingsmienen
Auf der Erde Schmerzgefild.

Und er hört das laute Klopfen
In des Jünglings heißer Brust,
Sieht vom Aug ihm niedertropfen
Tränen, selig, unbewußt;

Möchte mit dem Jüngling greinen,
Daß er traut der holden Mär;
Und auch wieder bitter weinen,
Daß er nicht der Jüngling mehr. —

Im Gebirge wird es dunkel,
Im Gebirge wird es Nacht,
Doch des Steines hell Gefunkel
Hat sich heller angefacht.

Aus dem Felsengrunde sprießen
Blumen auf mit süßem Hauch,
Und, die Stelle einzuschließen,
Säuselt rings ein Blütenstrauch;

Aus dem schwanken Blütengitter
Strahlt ein Mädchenangesicht,
Wie der Mond aus dem Geflitter
Leiser Silberwellen bricht.

Mit jungfräulichem Erröten
Flüstert sie: „Bin ewig dein!"
Und von allen Zweigen flöten
Nachtigallenlieder drein. —

Doch die Blumen jetzt verblassen,
Traurig schweigt der dürre Strauch,
Und der Jüngling steht verlassen,
Und der Jüngling welket auch. — —

Donner hallen in den Lüften,
Und im hellen Wetterstrahl,
Zu den Füßen des Vertieften,
Zuckt der Stein jetzt bleich und kahl.

Nebel

Du, trüber Nebel, hüllest mir
Das Tal mit seinem Fluß,
Den Berg mit seinem Waldrevier
Und jeden Sonnengruß.

Nimm fort in deine graue Nacht
Die Erde weit und breit!
Nimm fort, was mich so traurig macht,
Auch die Vergangenheit!

An meine Gitarre

Gitarre, wie du hängst so traurig!
Die Saiten tönen nimmermehr,
Die längst zerrißnen wanken schaurig
Im Abendwinde hin und her.

Auch deine Saiten sind zerrissen,
Es schweigt dein süßer Liederklang,
Seit in des Busens Finsternissen
Mir jede frohe Saite sprang.

Mir sank der Freund voll Jugendblüte
Hinunter in die Todesflut:
Die meiner Lieb entgegenglühte,
Nun bei den kalten Toten ruht.

Doch will ich euch nun frisch besaiten,
Dich, meine Leier! dich, mein Herz!
Rückbannen die entflohnen Zeiten,
Die alte Lust, den alten Schmerz.

Hinaus ins Dunkel jener Eichen!
Dort findet sich der alte Lauf;
Dort stören wir die Liederleichen
Aus ihren stillen Gräbern auf.

Wenn erst die Lieder nur erwachen,
Dann ruft, dann zieht ihr lauter Chor
Die Lieben all in meinen Nachen
Aus dunkler Todesflut empor.

Es klingt! — doch fliehn im scheuen Fluge
Die Töne auf von meiner Hand;
So eilt, verspätet, nach dem Zuge
Das Vöglein übers Heideland.

Jetzt bin ich meines Herzens Meister!
Nun rauscht wie einst der Sturmakkord!
Schon springen die versunknen Geister
Herauf, herauf an meinen Bord!

O du, mein Freund, so treu und bieder!
Wohl mir, du bist mir wieder nah!
Dein süßes Wort auch hör ich wieder:
Mein holdes Mädchen, bist du da? —

Doch nein! mich höhnten finstre Mächte!
Wo ist der Freund? das blonde Kind?
Der Nebel reicht mir keine Rechte;
Durch blonde Disteln saust der Wind!

An einen Jugendfreund

Des Lebens holder Zauber ging vorüber,
Ich klage, daß die Jugend mir verloren;
Doch eines macht mir noch die Klage trüber:
Die Treue brach, die du mir einst geschworen.
Nicht meint ich, daß vor uns das teure Erbe
Verblichner Jugend — ihre Freundschaft sterbe.

Du eiltest im Vergessen! ungeduldig
Warfst du dem Tod aus deiner Brust entgegen,
Was du nur allzubald dem herben schuldig,
Wenns einmal aus ist mit des Herzens Schlägen.
Nicht wolltest du die Treu im Busen halten
Bis an der Gruft gebieterisch Erkalten.

Wenn du tief schlummerst unter deinem Hügel,
Nichts mehr erfährst vom holden Lenzerwachen,
Wie laue Winde dann mit leichtem Flügel
Die Rosenglut am Strauch lebendig fachen,
Wie süß dann singen in den grünen Hallen
Von Rosenduft berauschte Nachtigallen:

Dann wäre früh genug der Freund vergessen,
Den du geliebt in deinen Jugendtagen,
Des volles Herz gleich glühend, unermessen,
Dem Jugendideal und dir geschlagen.
Er hielt den Traum umarmet und dein Lieben,
Und beides sah er märchenhaft zerstieben.

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blütenhagen,
Wehmütig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen durch Gebüsche klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren:
So sollte dieses Lied mit seinem Trauern
Durch deine reiche Freudenblüte schauern.

Jedoch umsonst, daß ich dem Lied geböte,
Es will nicht ahmen leiser Lüfte Zittern
Und nicht im Hain das klagende Geflöte;
Sein rauher Klang will deine Freude schüttern.
Hat doch der Frost, der mir von dir gekommen,
Von meinem Herbstgrün auch viel fortgenommen.

Das muß die sanften Klagetöne schärfen,
Seh ich den Freund, mir einst vor allen teuer,
Mein Herz in frohem Übermut verwerfen;
Und zünden muß des Stolzes zürnend Feuer.
Dies Herz war oft von Gottes Flammen helle,
Nicht der Verwerfung Staub ist seine Stelle.

Ich kann es meiner Klage nicht verwehren,
Daß sie dich führe längstverlaßne Pfade,
Und daß sie dich, vielleicht auch deine Zähren,
Zu einem trüben Abschiedsfeste lade;
Denn unsre Freundschaft will ich nun bestatten
Auf ewig in der Wehmut tiefern Schatten.

***

Der Lenz

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter, angetan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durchs Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Tal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

Liebesfeier

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüt und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Der Gefangene

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz!
Wollt edler sich als seine Treiber fühlen!
„Der Hirsch" von Schleifer.

Der Frühling ist zu Berg und Tal gekommen,
Sein Freudenruf ist durch die Luft erklungen;
Kaum hat die Erd im Schlafe ihn vernommen,
Hat sie vom Traume sich emporgerungen,
Der ihren Busen deckte schwer und kalt.
In alle Fernen ist der Ruf gedrungen
Mit freundlicher, süßlockender Gewalt,
Daß ihres Nests die Schwalbe nun gedenket,
Weit übers Meer zur trauten Hütte wallt,
Daß seinen Flug der Storch nun heimwärts lenket,
Verlassend schnell das Schilf im fernen Süden.
Die Blume blüht, der bunte Falter senket
Auf sie die Flügel hin, die wonnemüden;
Mit Blüten haben sich geschmückt die Bäume,
Daß sie zu Lieb und Sang die Sänger lüden.
Schon singt und bringt uns Paradiesesträume
Im Blütenstrauche dort die Nachtigall;
Melodisch zieht der Bach durch Waldesräume,
Der Hirte flötet und der Widerhall;
Zur grünen Alpe kehrt die Herde wieder,
Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
Ein Freudentränenstrom, dem Lenz entgegen;
Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder
Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
Und schleudert ihm Lawinendonner nach.
Voll Sehnsucht harrt er schon der Alpenrose,

Der holden Freundin, die der Lenz verſprach,
Die jährlich ihn beſchleicht auf weichem Mooſe. —
So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
Verſchwendend rings die ſchönen Freudenloſe.
Doch einen weiß ich, der ihn darf nicht ſchauen
Und nicht, was Gott durch ihn geſandt, genießen,
Weil finſtre Kerkerwände ihn umgrauen
Und rauhe Feſſeln ehern ihn umſchließen.
Nicht hört er Vogelſang im Walde tönen,
Nicht ſieht er, wie ſo ſchön die Blumen ſprießen.
Er hört nur ſeinen eignen Jammer ſtöhnen;
Für Nachtigallenſang und Taubengirren
Hört er die Wand ſein Klagen widerhöhnen
Und, regt er ſich, die Eiſenkette klirren.
Kein Strahl des Frühlings konnte mit Erbarmen,
Ein milder Tröſter, ſich zu ihm verirren;
Er darf an Gottes Sonne nicht erwarmen;
Die Nacht allein, das ſchwarze Ungeheuer,
Hat man mit eingeſperrt zu dieſem Armen.
In ſeinem Herzen brennt ein wildes Feuer
Von Rache, Schmerz, von unverdienter Schande,
Von Sehnſucht nach ſo manchem, was ihm teuer.
Oft ſpringt er auf, gejagt vom innern Brande,
Er flucht, er ſucht ſein Schwert, er will hinaus:
Doch Hohngelächter raſſeln ſeine Bande,
Und felſenfeſt verſchloſſen bleibt das Haus.
Ermattet ſinkt er auf das faule Stroh,
Und bittrer Wehmut weicht des Zornes Braus;
Dumpfſchweigend ſitzt er da und ſtarret ſo
Das ſchwarze Ungeheuer an, die Nacht.
Ob Stunde, Mond und Jahr vorüberfloh,
Er konnte deſſen haben keine acht;
Ihm wird in ſeiner dunkeln Haft die Zeit,
Die Glücklichen enteilt mit Sturmesmacht,

Zur gliederlosen, starren Ewigkeit.
Soll zählen er sie wohl nach seinen Tränen?
Und messen, wie sie noch vom Grabe weit,
Nach dem Unendlichen, nach seinem Sehnen? —
Er wird sein hart Geschick nicht überdauern,
Und hofft er dies, es ist ein eitles Wähnen;
Denn „sterben soll er in den Kerkermauern!"
So klangen seines Richters grause Worte,
Des Mannes ohne Mitleid und Bedauern.
Sein Flehen schlägt vergebens an die Pforte:
„Gib mir, o Gott, bevor das Herz mir bricht,
Nur einen Schritt aus diesem Qualenorte,
Nur noch ein Auge voll von deinem Licht!
Dann laß mich sterben immerhin zur Stelle,
Ich klage meiner Todesstunde nicht!
Mag dann mein Leichnam auf der Kerkerschwelle,
O Herr, an deinem Lichte noch sich sonnen!
So wie der müde Wandrer an der Quelle,
Schlaf ich an deinem süßen Strahlenbronnen
Und träume, was ich sterbend noch empfunden,
O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!" — —
Warum hat der ein solches Los gefunden? —
Er fleht umsonst, er hat zu viel verbrochen,
Hat sich des Allzukühnen unterwunden:
Hat Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen
Und ihm erzählt der Menschheit bangen Fluch;
Er hat gerüttelt an den blutgen Jochen.
Darauf verhänget der Gesetze Buch
Den Tod, — der Zwingherr hat es selbst geschrieben
Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch!
Und daß der Kühne lebend noch geblieben,
Dankt er allein des Herrschers milder Gnade;
Sie will zu schonen manchmal auch belieben,
Sie tötet ihn nicht plötzlich und gerade. —

Der Tor! er wollte Menschenliebe wagen
Und wußte doch, daß sie den Donner lade,
Der in die Nacht sein Haupt nun hingeschlagen. —
Unheimlich wird dem Mörder dann zumute,
Bringt ihm ein Mahner aus vergangnen Tagen
Das Kleid des Toten mit der Spur vom Blute
Und hält ihm vor das bleiche Angesicht,
Was manches Jahr im Grabesdunkel ruhte.
Also behagt' es dem Tyrannen nicht,
Daß es gewagt der edle, kühne Tor,
Mit ihm zu gehen zürnend ins Gericht,
Die blutge Wahrheit ihm zu halten vor,
Das Kleid, das einst die schöne Freiheit trug,
Als sie geführt den vollen Freudenchor,
Eh des Tyrannen Faust sie frech erschlug. — —
Da weckt mich einer Quelle nahes Rauschen
Zurück vom nächtlichen Gedankenflug.
Ich seh das schlanke Reh im Dickicht lauschen;
Nun schrickt es auf, und fort ist seine Spur.
Süß mahnt mich, meinen Schmerz um Lust zu tauschen,
Mit Blüten und Gesängen die Natur;
Doch kann ichs meiner Seele nimmer wehren,
Daß sie verfolge Trauerszenen nur
Und sich statt Blumen sammle bittre Zähren
Und in den Kerker dort zu jenem wandre,
Dem Dulder, bis der Tod, sein heiß Begehren,
Aus einer Nacht ihn senket in die andre.

Asyl

Hohe Klippen, ringsgeschlossen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom freudigen Gesange
In den schönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In so dunkeln Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise,
Rätselstimmen tiefer Trauer;
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendschauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verratend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Trauer

Blumen, Vögel, duftend, singend,
Seid doch nicht so ausgelassen,
Ungestüm ans Herz mir dringend;
Laßt allein mich ziehn die Straßen!

Vieles ist vorübergangen,
Seit wir uns zuletzt begegnet,
Und es hat von meinen Wangen
Meines Glückes Herbst geregnet.

Winter kam hereingeschlichen
In mein Herz, die Tränen starben,
Und schneeweiß sind mir verblichen
Alle grünen Hoffnungsfarben.

Blumen, Vögel, rings im Haine,
All ihr frohen Bundsgenossen,
Mahnt mich nicht, daß ich alleine
Bin vom Frühling ausgeschlossen.

Frühlingsblick

Durch den Wald, den dunkeln, geht
Holde Frühlingsmorgenstunde,
Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leise Liebeskunde.

Selig lauscht der grüne Baum,
Und er taucht mit allen Zweigen
In den schönen Frühlingstraum,
In den vollen Lebensreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
Wirds vom hellen Tau getränket,
Das einsame zittert froh,
Daß der Himmel sein gedenket.

In geheimer Laubesnacht
Wird des Vogels Herz getroffen
Von der großen Liebesmacht,
Und er singt ein süßes Hoffen.

All das frohe Lenzgeschick
Nicht ein Wort des Himmels kündet;
Nur sein stummer, warmer Blick
Hat die Seligkeit entzündet;

Also in den Winterharm,
Der die Seele hielt bezwungen,
Ist ein Blick mir, still und warm,
Frühlingsmächtig eingedrungen.

Frühlingsgedränge

Frühlingskinder im bunten Gedränge,
Flatternde Blüten, duftende Hauche,
Schmachtende, jubelnde Liebesgesänge
Stürzen ans Herz mir aus jedem Strauche.
Frühlingskinder mein Herz umschwärmen,
Flüstern hinein mit schmeichelnden Worten,
Rufen hinein mit trunkenem Lärmen,
Rütteln an längst verschlossenen Pforten.
Frühlingskinder, mein Herz umringend,
Was doch sucht ihr darin so dringend?
Hab ichs verraten euch jüngst im Traume,
Schlummernd unter dem Blütenbaume?
Brachten euch Morgenwinde die Sage,
Daß ich im Herzen eingeschlossen
Euren lieblichen Spielgenossen,
Heimlich und selig — ihr Bildnis trage?

Liebe und Vermählung

Erste Stimme

Sieh dort den Berg mit seinem Wiesenhange,
Die Sonne hat verzehrend ihn durchglüht,
Und Strahl auf Strahl noch immer niedersprüht;
Wie sehnt er nach der Wolke sich so bange!

Dort schwebt sie schon in ihrem luftgen Gange,
Auf deren Kuß die Blumenfreude blüht;
Wie flehend sich um ihre Neigung müht
Der Berg, daß sie sein Felsenarm umfange!

Sie kommt, sie naht, sie wird herniedersinken,
Er aber die Erquickungsreiche tief
Hinab in seinen heißen Busen trinken.

Und auferblühn in wonniger Beseelung
Wird, was an schönen Blüten in ihm schlief.
Ein treues Bild der Liebe, der Vermählung!

Zweite Stimme

Sieh hier den Bach, anbei die Waldesrose.
Sie mögen dir vom Lieben und Vermählen
Die wandelbaren, täuschungsvollen Lose
Getreuer viel, als Berg und Wolk, erzählen.

Die Rose lauscht ins liebliche Getose,
Umsungen von des Haines süßen Kehlen,
Und ihr zu Füßen weint der Ruhelose,
Der immer naht, ihr immer doch zu fehlen.

Ein schönes Spiel! solang der Frühling säumt,
Die Rose hold zum Bach hinunter träumt,
Solang ihr Bild in seinen Wellen zittert.

Wenn Sommersgluten sie vom Strauche jagen,
Wenn sie vom Bache wird davongetragen,
Dann ist sie welk, der Zauber ist verwittert!

Der Baum der Erinnerung

Ja, du bist es, blütenreicher
Baum, das ist dein süßer Hauch!
Ich auch bins, nur etwas bleicher,
Etwas trauriger wohl auch.

Hinter deinen Blütenzweigen
Tönte Nachtigallenschlag,
Und die Holde war mein eigen,
Die an meinem Herzen lag.

Und wir meinten selig beide,
Und ich meint es bis zur Stund,
Daß so herrlich du vor Freude
Blühtest über unsern Bund.

Treulos hat sie mich verlassen;
Doch du blühst wie dazumal,
Kannst dich freilich nicht befassen
Mit der fremden Liebesqual.

„Allzulieblich scheint die Sonne,
Weht der linde Maienwind,
Und das Blühen und die Wonne
Allzubald vorüber sind!“

Mahnend säuseln mir die Lehre
Deine frohen Blüten zu;
Doch ungläubig fließt die Zähre,
Und mein Herz verlor die Ruh.

Frühlings Tod

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde!

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt, und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen;
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

Herbst

***

Herbstgefühl

Mürrisch brauſt der Eichenwald,
Aller Himmel iſt umzogen,
Und dem Wandrer, rauh und kalt,
Kommt der Herbſtwind nachgeflogen.

Wie der Wind zu Herbſteszeit
Mordend hinſauſt in den Wäldern,
Weht mir die Vergangenheit
Von des Glückes Stoppelfeldern.

An den Bäumen, welk und matt,
Schwebt des Laubes letzte Neige,
Niedertaumelt Blatt auf Blatt
Und verhüllt die Waldesſteige;

Immer dichter fällt es, will
Mir den Reiſepfad verderben,
Daß ich lieber halte ſtill,
Gleich am Orte hier zu ſterben.

Herbstklage

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?"

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

Scheiden

Dahin sind Blüten jetzt und Nachtigallen,
Und durch den kahlen, sangverlaßnen Strauch
Weht nun des Herbstes einsam kühler Hauch;
Mein Glück ist mit dem Laube abgefallen!

Das ist der Hain, wo ich mit dir oft weilte,
Das ist der Büsche wonnigliche Haft,
Wo uns am Fleben süßer Leidenschaft
Unfesselbar die Zeit vorübereilte.

Du wanderſt fort, du willſt die Welt durchmeſſen:
Hier iſt der Pfad, ſo ſchlangenkrumm und kalt,
Der dich, Geliebter, locket mit Gewalt
Und fortführt in die Fremde, ins Vergeſſen! —

„Das Schiff bewegt mit ſeinem Reiſedrange
Und ſtört empor die See aus glatter Ruh;
Doch iſt es fort, ſchließt ſich die Welle zu,
Gleichgültig wallt ſie fort im alten Gange.

Siehſt du von jenem Baum den Raben fliegen?
Von ſeinem Fortſchwung wankt und bebt der Aſt
Ein Weilchen noch und kehrt zur alten Raſt:
Und deine Klagen werden bald verſiegen!“

Die Wurmlinger Kapelle*

Luftig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügels grüner Welle
Schwebt ſie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.

Einſt bei Sonnenuntergang
Schritt ich durch die öden Räume,
Prieſterwort und Feſtgeſang
Säuſelten um mich wie Träume.

Und Marias ſchönes Bild
Schien vom Altar ſich zu ſenken,
Schien in Trauer, heilig mild,
Alter Tage zu gedenken.

* In Württemberg bei Tübingen.

Rötlich kommt der Morgenſchein,
Und es kehrt der Abendſchimmer
Freulich bei dem Bilde ein;
Doch die Menſchen kommen nimmer.

Leiſe werd ich hier umweht
Von geheimen, frohen Schauern,
Gleich als hätt ein fromm Gebet
Sich verſpätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn in die Kapelle,
Und der Gräber ſtille Schar
Liegt ſo traulich vor der Schwelle.

Freundlich ſchmiegt des Herbſtes Ruh
Sich an die verlaßnen Grüfte;
Dort, dem fernen Süden zu,
Wandern Vögel durch die Lüfte.

Alles ſchlummert, alles ſchweigt,
Mancher Hügel iſt verſunken,
Und die Kreuze ſtehn geneigt
Auf den Gräbern — ſchlafestrunken.

Und der Baum im Abendwind
Läßt ſein Laub zu Boden wallen,
Wie ein ſchlafergriffnes Kind
Läßt ſein buntes Spielzeug fallen. —

Hier iſt all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerfloſſen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umſchloſſen.

Sommerfäden

Mädchen, sieh, am Wiesenhange,
Wo wir oft gewandelt sind,
Sommerfäden, leichte, lange,
Gaukeln hin im Abendwind.

Deine Worte, laut und munter,
Flattern in die kühle Luft;
Keines mehr, wie sonst, hinunter
In des Herzens Tiefe ruft.

Winter spinnet los und leise
An der Fäden leichtem Flug,
Webt daran aus Schnee und Eise
Bald den Leichenüberzug.

Künden mir die Sommerfäden,
Daß der Sommer welk und alt,
Merk ich es an deinen Reden,
Mädchen, daß dein Herz wird kalt!

Herbst

Nun ist es Herbst, die Blätter fallen,
Den Wald durchbraust des Scheidens Weh;
Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt ich auf der wüsten See.

Der Himmel schien so mild, so helle,
Verloren ging sein warmes Licht;
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde sangen nicht.

Und mir verging die Jugend traurig,
Des Frühlings Wonne blieb versäumt;
Der Herbst durchweht mich trennungsschaurig,
Mein Herz dem Tod entgegenträumt.

Herbstentschluß

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandl' ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie stille! wie verlassen!

Todeskühl der Winter naht;
Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Goldne Wellen sind verronnen!

Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wiese weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; — alles flieht und scheidet.

Herz, vernimmst du diesen Klang
Von den felsentstürzten Bächen?
Zeit gewesen wär es lang,
Daß wir ernsthaft uns besprächen!

Herz, du hast dir selber oft
Wehgetan und hast es andern,
Weil du hast geliebt, gehofft;
Nun ists aus, wir müssen wandern!

Auf die Reise will ich fest
Ein dich schließen und verwahren,
Draußen mag ein linder West
Oder Sturm vorüberfahren;

Daß wir unsern letzten Gang
Schweigsam wandeln und alleine,
Daß auf unsern Grabesbang
Niemand als der Regen weine!

***

Die Zweifler

Zwei Freunde traten ſchweigend ein
In einen blütenvollen Hain.
Die Sonne ließ den Strahl im Reigen
Erzittern auf den Erlenzweigen,
Und Leben, Lieben überall
Schien ſchwellend ſich hervorzudrängen.
Aus Büſchen ruft die Nachtigall
Hervor in ſchmerzlich ſüßen Klängen,
Als ob die Sängerin aus Eden
Den Tod ſanft möchte überreden
Mit ihrem Liede zaubervoll,
Daß er den Lenz nicht rauben ſoll.
Die Freunde ſchwiegen, nur der Bach
In das Geflöte murmelnd ſprach;
Viel Blumen ſtanden bunt herum
Und wiegten ihre Häupter ſtumm,
In das geſchwätzig muntre Rauſchen
Des Baches froh hinabzulauſchen,
Wie Kinder lauſchen, frohgeſpannt,
Dem Wandrer, der von fernem Land,
Von ſchönen Wundern viel erzählt
Auf ſeiner Irrfahrt durch die Welt. —
O Nachtigall! du rufſt vergebens
Um Dauer dieſes Wonnelebens!

Bald glüht dein letztes Abendrot,
In seinem Durste wird der Tod
Hinweg dein süßes Lied auch trinken,
Du wirst vom stillen Aste sinken!
Ihr lieben Blümlein! trauet nicht
Dem Märchen, das der Wandrer spricht:
Seht, seht, schon schwillt er brausend an,
Im Walde schon die Stürme nahn;
Der Donner kommt, und voller schwillt
Der Bach, der immer lauter brüllt;
Er faßt euch an, er reißt euch los
Aus eurer Mutter grünem Schoß!
Wie dort die Rosenstaude bebt,
Nun sich zu ihr der Wilde hebt!
Sie schwankt in ihrem Blütenkleid,
Da sie der Strom frohlockend wiegt:
So wiegt der Bursche seine Maid,
Bevor mit ihr zum Tanz er fliegt. —
Der eine von den Freunden sann
Hinunter in den Wogendrang,
Und seine Stimme nun begann
Zu tönen, ernst, wie Grabgesang:
Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
Dahin durchs Lebenslabyrinth so laut!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Kein Damm, kein Schutz sich dir entgegenbaut!
Es wächst dein Strom mit jeglicher Minute,
Stets lauter klagt der dumpfe Wellenschlag;
Doch wie die Flut auch unaufhaltsam flute,
Ist mancher doch, der sie nicht hören mag.
Wenn auch die Wellen ihre Ufer fressen
Und du zum Meer hinwuchertst, unermessen;
Doch stehn an deinem Ufer frohe Toren,
In ihren Traum „Unsterblichkeit" verloren.

Am Ufer? — nein! es ist von deinem Bronnen
Tiefinnerst jede Kreatur durchronnen;
Es braust in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
Wenn ich dem Strome zu entfliehen meine,
Aufblickend zu der Sterne hellem Scheine,
Aufsehnend mich mit zitterndem Verlangen,
Daß rettend meinen Geist sie einst empfangen:
Ich habe mich getäuscht! ich seh erbleichen
Die Sterne selbst und zitternd rückwärts weichen;
Sie hören, wie die Woge braust, sie ahnen,
Daß sie nicht sicher sind auf ihren Bahnen;
Sie schauen, wie es wächst, das graufe Meer,
Und fürchten wohl: — mir sagts ihr zitternd Blinken —
Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
Ein müdes Schwalbenvolk, herunterfinken.
Dann brütet auf dem Ozean die Nacht,
Dann ist des Todes großes Werk vollbracht;
Dann stockt und starrt zu Eis die graufe Flut,
Worin der Wunsch des finstern Gottes ruht;
Er wandelt auf der Fläche und ermißt,
Wie alles nun so still, so dunkel ist;
Er lächelt dann voll selbstzufriedner Freude
In seine Welt, in seine Nacht hinein,
Und es erglänzt des Eises stille Heide
Nur noch von seines Lächelns Widerschein! —
Der andre sprach: mir gilt es gleich,
Ob Leben — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit seinem Zorne niederschlägt.
Denn glauben kann ich nimmermehr,
Es habe sich das ganze Heer

Von Qualen, die gebar Natur,
Gelagert auf die Erde nur;
Daß sie von dieser Welt nicht wandern
Mit uns hinüber in die andern,
Die doch in unsrer Brust voll Wunden
So traute Herberg stets gefunden. —
Solang dies Herz auf Erden schlug,
Hab ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verschwinden —
Ein Los der Sehnsucht wert zu finden.
Und schlaf ich einst im Grab so tief,
Und tiefer, denn als Kind ich schlief,
So mag der Tod sich immerhin
Davor als Wächter stellen hin:
Er steht am stillen Grabverlies,
Ein Engel vor dem Paradies. —
Doch ist es anders mir beschlossen,
Soll drüben neu mein Leben sprossen:
Werd ich gelassen, ohne Zagen,
Auch meine Ewigkeit ertragen.

Glauben. Wissen. Handeln

Ein allegorischer Traum

Schon ist der Berge Purpurglut verglommen,
Und zitternd flieht des Tages letzter Strahl
Der Nacht schon aus dem Wege. Sei willkommen,
O Dunkelheit, im ernsten Eichental! —
Hier zünd ich nachts mein Herz zum hellen Feuer
Des Schmerzes an und starre stumm hinein;
Und schwillt die Flamme, wird sie ungeheuer,
Ich steh dabei und starre stumm hinein.
Gelockt vom Scheine, schwirren dann in Scharen,

Wie Mücken auf der Lüfte lauer Flut,
Erinnerungen her aus fernen Jahren
Und werfen dürre Reiſer in die Glut.
Sie ſingen mir, ums Feuer dicht gekauert,
Viel längſtverklungne Melodien vor,
Wie einſt gejubelt ich und wie getrauert,
Und wie der Seele Frieden ich verlor.
Sie ſingen mir von meinen Jugendträumen,
Wie mir das Leben einſt ſo hold, ſo traut,
Umſäuſelt von Heſperiens Blütenbäumen,
Entgegentrat als eine ſchöne Braut.
Ein Schleier hielt das Liebchen mir umſchlungen,
Der geizig zwar mit meinen Blicken rang;
Doch mancher Reiz, der leichten Haft entſprungen,
Flog mir ans Herz, das ihm entgegendrang.
Die ſchöne Braut gab mir die Hand zur Reiſe,
Und ſelig ſchritten wir und raſch dahin;
Wir ſahn am Himmel goldne Wolken ziehn,
Voreilend trat die Freude uns die Gleiſe.
Wir wallten durch des Glaubens Paradieſe,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed Blümchen auf der Wieſe
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo die beſchwingte Sehnſucht Philomele
Laut ruft und innig in die Mondennacht,
Daß ihre Schweſter, die verwandte Seele,
Von ihrem Ruf in unſrer Bruſt erwacht,
Erwacht und Gottes ſüßen Namen ſingt
Und aus der Bruſt zu ihm hinüberdringt. —
Wo der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes, dahinbrauſt,
Mit fliegender Locke, mit rauſchendem Nachtgewand,
Die Harfe ſchlagend, im feurigen Fluge dahinbrauſt
Durch Tal und Gebirg, durch Meer und Wüſtenſand.
Wie zwingt er die Donnerakkorde hervor aus den Saiten!

Wie sucht sein strahlender Blick nach Gott durch die Weiten!
Ihn hören die Wogen des Meeres berauscht und springen
Vom schaukelnden Schoße des Schlummers zu Gott empor
Und taumeln entzückt in die Arme sich und singen:
„Allmächtiger Gott!“ im tausendstimmigen Chor;
Ihn hören die Berg, und seine gewaltigen Lieder,
Sie tönen von ihrem erschütterten Busen wieder;
Tief seufzen die Wälder und neigen ihr Angesicht,
Die Ufer fassen den Jubel der Ströme nicht;
Sehnsuchtergriffen, stürzen vom Fels sich herab
Die Tannen und suchen im Wonnetumult ihr Grab.
Des Sturmes Gesang durchtönt die glühende Wüste,
Der grimmige Leu, vom heiligen Klang umweht,
Läßt fahren die Beut, es schweigt sein blutig Gelüste,
Er flieht zur Höhl und zittert sein Gebet.
Dem Menschen entstürzt der Tränen seliger Schwall,
Und lauter ruft im Busen die Nachtigall. —
Doch zogen fort wir aus dem Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo eine Blum, aus allen Blumen ragend,
Prangt, hold umstrahlt vom ewgen Morgenlicht,
Die schönste Liebesblüte Gottes tragend,
Des toten Heilands lächelnd Angesicht.
Und in der Forschung Wälder trat, ein Tor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.
Im Labyrinthe floß in kargen Tropfen
Durchs Laubgewölb das Licht, Staubregen kaum;
Mich aber trieb mein Herz mit lautem Klopfen,
Zu suchen der Erkenntnis hohen Baum.
Scheu floh der Pfad die ungeweihten Tritte,

Entschlüpfend in des Dickichts wirre Nacht;
Doch hascht ich ihn, bis in des Waldes Mitte
Vor mir aufragt' in wunderbarer Pracht
Der Baum, nach dem mein lautes Herz sich sehnte,
Des Gliederbau sich rings in stolzem Drang
Unübersehbar in die Lüfte dehnte; –
Ich stand entzückt und lauscht erwartungsbang:
Da hört ich leise rätselhaftes Flüstern
Im dunkeln Laub, rasch flog von Ast zu Ast
Mein Blick empor und fragte jeden lüstern:
Trägst du vielleicht der Früchte süße Last?
Nun sah ich sie an hohen Zweigen blinken,
Und meine Seele seufzte heiß empor,
Der goldnen Frucht erquickend Süß zu trinken;
Da sprach es aus der Blätternacht hervor:
„Wohl siehst du hier die goldnen Früchte ragen;
Doch zarte, schwanke Zweige halten sie,
Die deines Leibes Schwere nicht ertragen,
Drum klimme nicht, du pflückst die Früchte nie!"
Und trauernd wandt ich meinen Schritt von dannen;
Rückfiel mein Blick auf meine liebe Braut,
Und meines Schmerzes erste Tränen rannen,
Als ich ins bleiche Antlitz ihr geschaut.
Am Fußgesträuch des Baumes blieb er hangen,
Der Schleier, der so lieblich sie umfangen,
Und ihr entsanken alle Reize, tot,
Wie, frostverhaucht, der Ros ihr welkes Rot.
„Zurück, zurück, mein Liebchen, laß uns fliehen,"
– So rief ich, – „wo die Wunderblume blüht!
Wir wollen fromm vor ihr im Staube knien,
Vielleicht, daß dort dein Auge wieder glüht,
Daß, auferweckt von ihrem Wunderhauche,
Die Schönheit frisch auf deiner Wange keimt,
Die du verlorst am unheilvollen Strauche!"

Doch all der Troſt war leider nur geträumt;
Denn wie wir auch im Labyrinthe ſuchten,
Wir fanden nimmermehr den Weg zurück. — —
Als wir entronnen endlich jenen Schluchten,
Hob ſich ein ſtolzer Bau vor unſerm Blick.
Eintraten wir in eine weite Halle:
Da trieb in lautem Wirbel ohne Raſt
Ein Menſchenſchwarm herum, Wettkämpfer alle,
Bewaffnet bunt, umflirrt von eitlem Glaſt.
Dort ſaß erhöht in einer Niſche, ſchweigend,
Ein Weib, ehrwürdiger Geſtalt, und ſchien,
Ihr Haupt hinab zur lauten Bühne neigend,
Zu lauſchen dem entbrannten Kampfesmühn.
Schnell lief durchs wirre Volk ein Jubelklang,
Und, ſieh! ein Mann der Schlachten trat hervor,
Von Leichendunſt hoch aufgebläht, und ſchwang
Zur Niſche ſeinen Eichenkranz empor:
„Für dich, o Mutter, hab ich ihn gebrochen,
Und blutig biſt, Germania, du gerochen!“
Doch hörte man die Frau kein Wörtchen ſagen,
Als nähm ſies hin mit ruhigem Behagen.
Dann trat begeiſtert auf und feierlich
Ein Sängerchor und ſang zum Harfenſpiele:
„Wie lieben wir, erhabne Mutter, dich!“
Doch dieſe ſchwieg, ob ſolches ihr gefiele.
Zur Niſche ſtreckten viele noch die Arme,
Frohlockend: „Heil der großen Mutter, Heil!“
Und Zepter tauchte und Inful aus dem Schwarme,
Und klirrend tauchten Ketten auf und Beil.
Noch immer ſaß das Weib in ſtummer Spähe,
Da trat ich forſchend zu in ihre Nähe:
Tot war ſie, tot! — In ihrer Züge Schatten
Stand noch des Grames ſtille Siedelei,
Fort war die Seele zu den dunkeln Matten

Der Vorzeit, wo der Seelen heilge Drei
Nun irrt: die hohe Roma, ſtumm und düſter,
Die ſchöne Hellas, bang mit Klaggeflüſter,
Und, ihren Schweſtern traulich ſich vereinend,
Germania, die gute, leiſe weinend. — —
Das Schickſal ging nun finſter mir vorüber,
Mit Majeſtät und Schrecken angetan,
Und winkte mir, zu wandern meine Bahn
Durch Heideland, verlaßner ſtets und trüber.
Und dir, mein Leben, warf zur ſtillen Feier
Den Grain das Schickſal um dein Angeſicht,
Von ihm gewoben dir zum zweiten Schleier,
Der feſter ſich um deine Züge flicht.
Erſt wenn wir uns zu ſeligem Vergeſſen
Hinlegen in das traute, dunkle Grab,
Löſt er von deinem Angeſicht ſich ab
Und hängt ſich an die ſäuſelnden Zypreſſen.

Heidebilder

***

Himmelstrauer

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer:
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermutmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
— So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen, —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl. —

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Heideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Robert und der Invalide

Robert

Siehst unser Hüttlein du im Abend schimmern? —
Es lacht hinaus ins öde Heideland,
Als wohnt' in ihm das Glück, das uns entschwand,
Und nicht ein finstres Paar von Menschentrümmern.
Aus einer andern Zeit, der guten alten,

Als noch das Glück geruht in Hüttleins Schoß
Und reicher Segen das Gefild umfloß,
Hat es die heitre Miene sich erhalten.
Hier sah man einst in schönen Sommertagen
Die frommen Lämmer auf der Weide springen,
Hier hörte man die Hirtenflöte klingen
Und im Getreide hell die Wachtel schlagen.
Hier zog der Pfad durch frische Wiesengründe,
Daß abends er dem fröhlichen Gesellen
Den schnellsten Weg zu seinem Liebchen künde.
Nun wiegt kein Saatfeld seine goldnen Wellen,
Und alles schläft in tiefer Heideruh;
Der Pfad hat nichts der Liebe mehr zu künden,
Schloß trauernd seine grünen Lippen zu;
Und ringsumher Vergessen und Verschwinden.
Das Hüttlein nur mit seinem Lindenbaume
Ist nicht erwacht aus seinem holden Traume.
— Ihm gleicht die Erde jenseits unsrer Heide;
Ob längst das Glück aus ihren Armen floh,
Die Erde tut, wie einst, noch immer froh
Und schmückt sich gerne mit dem Blütenkleide;
Getreu der alten, schon gedankenlosen
Gewohnheit, trägt sie jährlich ihre Rosen. —
Hab meine Lust, im Hüttlein dort zu hausen,
Es ist so leicht gezimmert, leicht bedacht;
Da hören recht wirs, wenn die Winde brausen,
Wenn unser Schätzel kommt, die Wetternacht.
Bin gerne dort in heitern Abendstunden,
Wenn schon der letzte Sonnenstrahl geschwunden;
Wenn hell zu Sternen Sterne sich gesellen
Und unsre Hunde auf zum Monde bellen,
Weil sich der stille, blasse schleicht heran,
Als wollt er diebisch unsrer Hütte nahn
Und uns mit seinen leisen Silberhänden

Den leichten Schlaf durchs Fensterlein entwenden. —
Freund! höre doch! wo wandert deine Seele,
Derweil ich hier von Hütt und Mond erzähle?

Der Invalide

Es bellen — sagtest du — zum Mondenschein
Die Hunde: — ja — den Hunden hätt ich sollen,
Als einst der laute Ruf zur Schlacht erschollen,
Zum Futter werfen lieber vor mein Bein,
Als daß ichs im berauschten Sturmesflug
Zum blutgetränkten Opferherde trug.
Zum Opferherde trug ichs? — Herd der Küche
War jenes Leipzigfeld voll Flamm und Rauch!
Zerrißne Glieder, Leichen, Donnerflüche,
Gebrochne Waisen-, Mutterherzen auch,
Das Schlachtgeflügel auch, — vom bösen Wetter
Napoleon gejagt aus Frankreichs Auen: —
Das alles ward vom Chor der Freiheitsretter
In ein Gericht zusammen dort gehauen,
Woran das Glück nun der Aristokraten
Sich schwelgend mästet, da zu ihrer Schmach
Im Lande ziehn verstümmelte Soldaten
Und betteln müssen um ein mildes Dach.
Man hat ein Glied vom Leibe mir gerissen,
Den schlechten Rest dem Hunger vorgeschmissen.
Das sind die Menschen ohne Dank nicht wert,
Daß ich für sie gezogen einst mein Schwert,
Daß ich, ein Bettelkrüppel, auf der Heide
Umbinke, deinen Bissen trag im Magen
Und decke meinen Leib mit deinem Kleide,
Bis diese dumpfe Trommel ausgeschlagen
Den Trauermarsch: das Herz da — stille steht
Und den vergeßnen Staub der Wind verweht! —

Dich trösten wollen mag ein bittrer Spötter!
Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt;
Hier steht das Unglück höher als die Götter!
Der Himmel mag vor deinen Gram sich lagern,
All seine Götterkräfte laß erglühn,
Daß er die Seele dir von ihren Nagern
Rein schaffe und sie wieder mache blühn:
Wird er den Seelenwurm hinausbeschwören,
Will er nicht Seel und Wurm zugleich zerstören?! —
Daß einen treuen Freund an mir du hast,
Bis sie mir einst im Dorfe drüben läuten,
Wenn sie mich tragen zur ersehnten Rast,
Das ist wohl wahr, doch hier kanns nichts bedeuten. —
Die Sonn ist unter; — wie die Nebel flattern,
Vom Herbstwind aufgejagt aus dunklem Moor! —
So war der Abend, als mir Laura schwor!
Hörst du die Wildgans in den Lüften schnattern?
Das kündet Frost, mein Freund, und trübe Zeit! —
Schon wieder gaukelt da die böse Sippe
Von Nachtgestalten der Vergangenheit.
Nun mag ich fliehn durch Gräser und Gestrüppe,
Sie folgt mir stets, sie spottet stets mir nach:
„Du Tor, mit deinem fabelhaften Sehnen!
Hast dus noch nicht ersäuft mit deinen Tränen?“
Und alle meine Wunden werden wach.
Wie Buben einen Narren durch die Straßen
Nicht ungeneckt hingehn und träumen lassen,
So folgt es höhnend mir durch diese Heide
Und läßt nicht rasten mich von meinem Leide.

An die Wolke

Zieh nicht so schnell vorüber
An dieser stillen Heide,
Zieh nicht so scheu vorüber
An meinem tiefen Leide,
Du Wolke in der Höh,
Steh still bei meinem Weh!

O nimm auf deine Schwingen
Und trag zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen
Und bluten aus der Wunde,
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue schlug.

Und kommst auf deinen Wegen
Du an vor ihrem Hause,
So stürze dich als Regen
Herunter mit Gebrause,
Daß sie bei dunkler Nacht
Aus ihrem Traum erwacht.

Schlag an die Fensterscheibe
Und schlag an ihre Türe
Und sei dem falschen Weibe
Ein Mahner an die Schwüre,
Die sie mir weinend sprach,
Und die sie lächelnd brach.

Und will sie das nicht hören,
So magst von deinem Sitze
Du, Donner, dich empören,
Dann rüttelt, all ihr Blitze,
Wenn ihr vorüberzieht,
An ihrem Augenlid!

Die Heideſchenke

Ich zog durchs weite Ungarland;
Mein Herz fand ſeine Freude,
Als Dorf und Buſch und Baum verſchwand
Auf einer ſtillen Heide.

Die Heide war ſo ſtill, ſo leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterſchwer,
Und leiſe Blitze flogen.

Da hört ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr ans knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.

Und als ſie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Vor nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu raſtlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitſcht den Grund geſchwind
Zurück mit ſtarken Hufen,
Wirft aus dem Wege ſich den Wind,
Hört nicht ſein ſcheltend Rufen.

Gezwungen iſt in ſtrenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrſcht des Reiters Kraft,
Um ſeinen Bauch geſchlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verschwanden — ob die Wolkenmacht
Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint ich nun und immer noch
Zu hören und zu sehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten.

Der Sturm ein wackrer Rossesknecht,
Sein muntres Liedel singend,
Daß sich die Herde tummle recht,
Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Rosse heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen,
Und auf die Heide sank ihr Schweiß
In schweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
Mir winkt von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang übers ganze Heideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte wie berauscht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauscht,
Hört ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt ich ein und setzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte sich
Der Tanz im raschen Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
Und hatten schlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
Die Burschen — waren Räuber.

Die Hände klatschten, und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eisen;
Das Lied frohlocket, und es klagt
Schwermütig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
So selig, meine Brüder!“
Am Jubeln seines Munds vorbei
Schleicht eine Träne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm
Das braune Antlitz senkend,
Er scheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an sein Schicksal denkend.

Das Feuer seiner Augen bricht
Hindurch die finstern Brauen,
Wie nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büsche ist zu schauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genossen,
Seh ich das leere Weingeschirr
Ihn kräftig niederstoßen.

Ein Mädel sitzt an seiner Seit,
Scheint ihn als Kind zu ehren
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf seines Kinds Geschick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude süßes Rasen steigt
Laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
Hat Freude überkommen: —
Da dacht ich an das Hochgericht
Und ging hinaus, beklommen.

Die Heide war so still, so leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich sah der Sterne strahlend Heer,
Des Mondes Völle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus;
Mit wachsamer Gebärde
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre schon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leise nicht der Grund verriet
Ansprengende Husaren.

Er hörte nichts, da blieb er stehn,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu sehn,
Als möcht er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
Ihr Sterne dort unzählig!
In eurer stillen Sicherheit,
Wie wandert ihr so selig!"

Er lauschte wieder, — und er sprang
Und rief hinein zum Hause,
Und seiner Stimme Macht verschlang
Urplötzlich das Gebrause.

Und eh das Herz mir dreimal schlug,
So saßen sie zu Pferde,
Und auf und davon im schnellen Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Gesellen,
Und spielten alte Lieder mir
Rakoczys, des Rebellen.

Ahasver, der ewige Jude

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Heide;
Hier lebt die Erde still und arm und trübe;
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
Wie eine Witwe, eine einsam arme,
Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
Die tränenvollen, spät daran erquicke,
Wird sie zu bang erfaßt von ihrem Harme.
Rings um das Wäldchen alles öd und einsam;
Nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu sehn
Bis an die Grenze, wo die Wolken gehn,
Wo Heid und Himmel zweifelnd wird gemeinsam.
Strohhütten stehn umher zerstreut im Haine;
Hier hat ein traulich stilles Los gefunden
Von Hirten eine friedliche Gemeine;
Doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
Die Linde säuselt, blütenreich und hoch,
Die Sonne geht im Westen still verloren,
Und auf den Blüten, die sie jüngst geboren,
Verweilen ihre warmen Blicke noch;
Auch strahlen sie zum letztenmal auf einen,
Um dessen Leiche dort die Hirten weinen.
Sie stellten seine Bahre an die Linde,
Als sollt ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
Der schon als Jüngling hat hinsterben müssen.
Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde;
Mit Rosenkränzen schmücken ihn Jungfrauen,
Und aller Blicke haften schmerzumflossen
Auf ihrem lieben, freundlichen Genossen,
Sein Bild sich recht ins treue Herz zu schauen.
Der Vater hält des Toten Flöt und Stab,
Benetzend sie mit mancher heißen Zähre;

Dem Jüngling sollen folgen in sein Grab
Die schlichten Zeichen seiner Hirtenehre.
Im Ohr des Alten summen noch die Lieder,
Die dieser Flöte einst so froh entquollen,
Und die auf immer nun ihm schweigen sollen;
Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —
Wer aber kommt die Heide hergezogen,
Gejagt, so scheints, von drängender Gewalt,
Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt ins Leben ernst und schroff herein
Wie altes, längst verwittertes Gestein;
Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
Wie düsterm Fels entstürzt der Silberquell.
Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
Als sähs auf dieser Erde nichts mehr gern.
Das Auge scheint mit seiner Glut zu sagen:
„Müßt ich nicht leuchten dem unsteten Fuß,
Ich hätte längst mit eklem Überdruß
Vor dieser Welt die Türe zugeschlagen!“
Der Wandrer ist der Jude Ahasver,
Der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
Zur Bahre tritt er feierlich und leise
Und spricht im bang erschrocknen Hirtenkreise:
„So! betet still, daß ihr ihn nicht erweckt!
Hemmt eurer Tränen undankbare Flut!
Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut!
Wenn er auch Toren euresgleichen schreckt.
O süßer Schlaf! o süßer Todesschlaf!
Könnt ich mich rastend in die Grube schmiegen!
Könnt ich, wie der, in deinen Armen liegen,
Den schon so früh dein milder Segen traf!
Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße!
Wie tiefbehaglich ist die Todesmuße!

Das Auge festverschlossen, ohne Tränen;
Die Brust so still, so flach und ohne Sehnen;
Die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
Verschwunden von der Stirn die bange Frage.
Wohl ihm! er starb in seinen Jugendtagen;
Er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
Die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
Das Leben ihm umsonst Verrat gesponnen.
Sein Herz ist still; das meine, ohne Rast,
Pocht Tag und Nacht in ungeduldger Hast,
Auf daß es einmal endlich fertig werde
Und seinen Sabbat find in kühler Erde.
Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüften,
Dann eine Weile noch, mit Augen offen,
Irrt er, Schlafwandler, in den Morgenlüften
Und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen,
Bis plötzlich ihm ans Herz das Leben greift,
Den schönen Traum von trunkner Stirne streift
Und ihn mit kalter Hand ins Wachen schüttelt,
Wie meine Hand hier Blüten niederrüttelt.
Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt,
Er ist, unaufgeschreckt vom Traum, erblaßt;
Ich sehs an seinen ruhig schönen Zügen,
Die, selig lächelnd, fast den Tod verhehlen
Und immer noch das Märchen still erzählen,
Die Erde noch zum Paradiese lügen!"
Er rüttelt wieder Blüten von den Zweigen,
Die niederflattern ihren Todesreigen:
„Noch immer, Erde, den uralten Tand
Von Blütentreiben und zerstören, immer?
Verdrießt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
Du gleichest mit dem wüsten Zeitvertreib
Im Dorfe drüben dem Zigeunerweib,

Die Karten schlägt, mit ihren bunten Bildern
Vergangnes wie Zukünftiges zu schildern
Und, blöd begafft, belauscht, neugierigen Leuten,
Was sie gedacht, was sie geträumt, zu deuten.
Die Blätter werden aufgemengt und frisch
Gelegt in neuer Ordnung auf den Tisch,
Den Glauben äffend mit prophetischen Spuren;
Doch immer sinds die nämlichen Figuren!
Ich schaute zu seit achtzehnhundert Jahren,
Die machtlos über mich dahingefahren. —
Laß dich umarmen, Tod, in dieser Leiche!
Mein Auge laben an der Wangen Bleiche!
Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle." —
Derweil die Hirten jetzt den Sarg verschließen,
Starrt Ahasver aufs Kruzifix der Decke,
Als ob er plötzlich, tiefgemahnt, erschrecke,
Aus seinem finstern Auge Tränen fließen:
„Hier ist sein Bildnis an den Sarg geheftet,
Der einst gekommen, schmachtend und entkräftet,
Der einst vor meiner Tür zusammenbrach,
Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
Der mich um kurze Rast so bang beschwor;
Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Tor!
Nun bin auch ich vom Fluche fortgestoßen,
Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.
Ich stand, ein Bettler, weinend vor der Türe
Der Elemente, flehte um den Tod;
Doch, ob ich auch den Hals mit Stricken schnüre,
Mein fester Leib erträgt des Odems Not.
Das Feuer und die Flut, die todesreichen,
Versagten das ersehnte Todesglück;
Ich sah die scheue Flamme rückwärts weichen,
Mit Ekel spie die Welle mich zurück.

War ich geklettert auf die Felsenmauer,
Wo nichts gedeiht als süßer Todesschauer,
Und rief ich weinend, wütend abgrundwärts:
„O Mutter Erde, dein verlorner Sohn!
Reiß mich zerschmetternd an dein steinern Herz!“
Der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
Sanft senkten mich die fluchgestärkten Lüfte,
Und lebend, rasend, irrt ich durch die Klüfte.
„Tod!“ rief ich, „Tod!“ mich in die Erde krallend,
„Tod!“ höhnte Klipp an Klippe widerhallend.
Zu Bette stieg ich lüstern mit der Pest;
Ich habe sie umsonst ans Herz gepreßt.
Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,
Der zierlich in der giftgen Pflanze blüht,
Der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
Den Wandrer lauernd in die Ferse sticht,
Mich nahm er nicht!“ —
Da wandte sich der Jude von den Hirten,
Und weiter zog der Wandrer ohne Ruh,
Dem letzten Strahl der Abendsonne zu;
Ob seinem Haupt die Heidevögel schwirrten.
Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
Zog weithingreifend sich sein Schattenstrich
Bis zu den Hirten; die bekreuzten sich,
Die Weiber schauderten an seinem Schatten.

1990 2022

***

In der Schenke

Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution

Unſre Gläſer klingen hell,
Freudig ſingen unſre Lieder;
Draußen ſchlägt der Nachtgeſell
Sturm ſein brauſendes Gefieder,
Draußen hat die rauhe Zeit
Unſrer Schenke Tür verſchneit.

Haut die Gläſer an den Tiſch!
Brüder, mit den rauhen Sohlen
Tanzt nun auch der Winter friſch
Auf den Gräbern edler Polen,
Wo verſcharrt in Eis und Froſt
Liegt der Freiheit letzter Troſt.

Um die Heldenleichen dort
Rauft der Schnee ſich mit den Raben,
Will vom Tageslichte fort
Tief die Schmach der Welt begraben;
Wohl die Leichen hüllt der Schnee,
Nicht das ungeheure Weh.

Wenn die Lerche wieder ſingt
Im verwaiſten Trauertale;

Wenn der Rose Knospe springt,
Aufgeküßt vom Sonnenstrahle:
Reißt der Lenz das Leichentuch
Auch vom eingescharrten Fluch.

Rasch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen;
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem schwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach.

Der Maskenball

Wirres Durcheinanderwallen
In den lichten Säulenhallen.
Der Trommeten hell Gedröhne
Und der Geigen tolle Lieder
Stürzen vom Gerüste nieder,
Als ein Wildbach froher Töne;
Von dem Strome leicht bezwungen
Wird der Gäste bunte Menge,
Wird vom seligen Gedränge
Rascher Tänze schnell verschlungen.
Blumen und Orangenbäume
Blühen, duften rings im Saale,
Mahnen, holde Frühlingsträume,
Mich an ferne Blütentale,
Wecken mit dem stillen Gruß
Mir ein banges Hinverlangen,
Hauchen ihren leisen Kuß
Schönen Mädchen an die Wangen.
Doch den Frohen, Ruhelosen

Weht nicht Sehnſucht in dem Hauche,
Sind ja ſelber junge Roſen,
Die entflogen ihrem Strauche,
Flatternd in geliebten Tänzen,
Dem Gewinde bald entbunden,
Bald zu anmutvollen Kränzen
Von der Freude friſch gewunden;
Können ſinnend nicht verweilen,
Müſſen im Vergnügen eilen,
Denn des Welkens Klage naht.
Nie zu ſühnender Verrat
An der Blüte Augenblicken
Wäre jede trübe Säumnis. —

Seht, da ſchwebt mit trautem Nicken,
Ein ſüß neckendes Geheimnis,
Eine holde Maske her.
Ach, wer biſt du? ſage, wer? —
Lind und weich von heller Seide
Iſt dein ſchlanker Leib umfangen,
Und vom amarantnen Kleide
Leicht und luſtig überhangen,
Und du ſtrahlſt im Glanz des Goldes,
Polenmädchen! wunderholdes!
Schalkhaft kühn dein Käppchen ſitzt,
Trotzend auf ſo ſchöne Stelle;
Wie der Demantſtern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umſchmiegen,
Die dir froh am Halſe liegen!
Deine Reize ſtill zu ehren,
Haben ſie ſich dort vereinet;
Hat ein Gott dir Freudenzähren
An den ſchönen Hals geweinet? —

Doch betracht ich dich genauer,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht,
Rührst du mir das Herz zur Trauer,
Und die heitre Deutung flieht.
Mädchen, willst du in Symbolen:
Weißem Nacken, Perlenschnüren,
Uns das Trauerlos der Polen
Mahnend vor die Seele führen?
Zeigen uns im schönen Bilde
Tränenvolle Schneegefilde?
Ja, du kamst in dieses Haus,
Leise strafend uns zu tragen
In den schmerzvergeßnen Braus
Polens Glück aus alten Tagen,
Daß wir seinen Fall bedenken
Und in Wehmut uns versenken. —
Abgewendet nun mit Schweigen,
Schwindest du im dichten Reigen,
Wie Polonias Herrlichkeit
Schwand im wilden Tanz der Zeit! —

Masken kommen, immer neue,
Hier ein Ritter mit der Dame,
Spricht von seinem Liebesgrame
Und gelobt ihr seine Treue.

Dort im härenen Gewande,
Mit Sandal und Muschelhut,
Wie entrückt in ferne Lande,
Über Berg' und Meeresflut —
Steht ein Pilger: seine Träume
Säuseln ihm wie Palmenbäume,
Zaubern ihn zum heilgen Grabe,
Seines Glaubens liebster Habe. —

Seid willkommen mir, Matrosen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!
Frisch hinaus ins Meereslosen,
Durch die flutbeschäumten Riffe!
Ha! schon seh ich Möwen ziehn,
Wetterwolken seh ich jagen,
Und die Stürme hör ich schlagen;
Süße Heimat, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradiesen
Nehmen wir den raschen Zug,
Wo in heilgen Waldverliesen
Kein Tyrann sich Throne schlug.
Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandern will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer;
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte sterben.
Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubtiers wildem Schreien
Und im Niagararauschen.

Der Polenflüchtling

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn auf ihn heruntersprüht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten;
Der sänke gern zu kühler Ruh
In seinen eignen Schatten,
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier seine eigne Tränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weils trägt ein tiefers Kränken.
Er schreitet fort, von Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle:
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er ſinkt, er ſchläft. Der fremde Bann
Einflüſtert ihm gelinde
In einen ſchönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauſchen ihn wie Schlachtengang,
Umrauſchen ihn wie Siegsgeſang.

Dort kommt im Oſten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenſchar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildnis nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegenziehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie laſſen, friſch und froh gelaunt,
Die Roſſ' im Quelle trinken,
Und plötzlich ſchauen ſie erſtaunt
Ein Schwert im Graſe blinken,
Und zitternd ſpielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angeſicht.

Sie lagern um den Fremden ſtumm,
Ihn aufzuwecken bange:
Sie ſehn der Narben Heiligtum
Auf blaſſer Stirn und Wange;
Dem Wüſtenſohn zu Herzen geht
Des Unglücks ſtille Majeſtät.

Dem schlafversunknen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras,

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, ders Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild
Und singen ihm zu Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenkas Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sinds fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd — und weint.

***

Abendbilder

1

Friedlicher Abend ſenkt ſich aufs Gefilde;
Sanft entſchlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämmrung zarte Verhüllung, und ſie
Lächelt, die holde;

Lächelt, ein ſchlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr ſich neigt; ſein göttlich
Auge weilt auf ihr, und es webt ſein Odem
Über ihr Antlitz.

2

Stille wirds im Walde; die lieben kleinen
Sänger prüfen ſchaukelnd den Aſt, der durch die
Nacht dem neuen Fluge ſie trägt, den neuen
Liedern entgegen.

Bald verſinkt die Sonne; des Waldes Rieſen
Heben höher ſich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Roſen ſich ihr
Haupt zu bekränzen.

Schon verstummt die Matte: den satten Rindern
Selten nur entballt das Geglock am Halse,
Und es pflückt der wählende Zahn nur lässig
Dunklere Gräser.

Und dort blickt der schuldlose Hirt der Sonne
Sinnend nach; dem Sinnenden jetzt entfallen
Flöt und Stab, es falten die Hände sich zum
Stillen Gebete.

Zuruf an meinen Geist

Auf schwingt der Aar sich über dem Schlachtgefild,
Senkt bald herab sein Aug auf die Leichen, bald,
Zerreißend kühn den Wolkenvorhang,
Blickt er hinauf in die goldne Sonne.

So schwing empor dich, Geist, und verweile jetzt
Beim Tode, jetzt durchdringe die Wolke, die
Den Sonnenstrahl der Auferstehung
Fallen nicht läßt in die offnen Gräber!

Sehnsucht nach Vergessen

Lethe! brich die Fesseln des Ufers, gieße
Aus der Schattenwelt mir herüber deine
Welle, daß den Wunden der bangen Seel ich
Trinke Genesung.

Frühling kommt mit Duft und Gesang und Liebe,
Will wie sonst mir sinken ans Herz; doch schlägt ihm
Nicht das Herz entgegen wie sonst. — O Lethe!
Sende die Welle!

Am Bette eines Kindes

Wiege sie sanft, o Schlaf, die holde Kleine.
Durch die zarte Verhüllung deines Schleiers
Lächelt sie: so lächelt die Rose still durch
Abendgedüfte.

Wiege sie sanft und lege deinem Bruder
Sie, dem ernsteren, leise in die Arme,
Ihm, durch dessen dichteren Schleier uns kein
Lächeln mehr schimmert!

Denn mit gezücktem Dolche harrt der Kummer
An der seligen Kindheit Pforte meines
Lieblings, wo der Friede sie scheidend küßt und
Schwindet auf immer.

An der Bahre der Geliebten

Blaß und auf immer stumm, auf immer! liegst du
Hingestreckt, o Geliebte, auf der Bahre!
Deine Reize lockten den Tod, er kam, er
Hält dich umarmet!

Einst in der Kühlung leiser Abendwinde
Saßen wir am Gemurmel eines Baches,
Und ich sprach aus zitternder Seele dir: „Ich
Liebe dich ewig!“

Aber du neigtest sinnend nach den Wellen,
Nach den flüchtigen, tief dein schönes Antlitz,
Wie ergriffen von dem Geflüster dunkler
Stimmen der Zukunft.

Schmerzlich berührt von deinem Schweigen, frug ich,
Ob vernommen das Wort du meiner Seele,
Und du nicktest hold; doch es dünkte mir dein
Nicken zu wenig. —

Glühende Tränen stürzen mir vom Auge,
Und sie pochen an deine kalte Stirne,
Ach, von der geflohen dahin das stille
Sinnen der Liebe.

Meine gebrochne Stimme ruft dir bange
Nach: „Ich liebe dich ewig!“ O wie selig
Wär ich nun, antwortete meinem Schmerz dein
Leisestes Nicken!

Am Grabe Höltys

Hölty! dein Freund, der Frühling, ist gekommen!
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden;
Doch umsonst! sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten!

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen schönen Seele, nimmer
Freust des ersten Veilchens du dich, des ersten
Taubengegirres!

Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes
Und umarmet ihn sehnsuchtsvoll: „Mein Sänger
Tot!“ So klagt sein flüsternder Hauch dahin durch
Säuselnde Blumen.

Primula veris

I

Liebliche Blume,
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet,
Primula veris!

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast du geschlummert,
Liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Geflüster
Weckenden Frühlings,
Primula veris!

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten,
Schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!

2

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Öffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Öffnest die Brust ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tödlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren.

***

Wanderung im Gebirge

Erinnerung

Du warſt mir ein gar trauter, lieber
Geſelle, komm, du ſchöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber,
Daß ich mich deiner freuen mag!

Aufbruch

Des Himmels frohes Antlitz braunte
Schon von des Tages erſtem Kuß,
Und durch das Morgenſternlein ſandte
Die Nacht mir ihren Scheidegruß:

Da griff ich nach dem Wanderſtabe,
Sprach meinem Wirte: „Gott vergelt
Die Ruheſtatt, die milde Labe!“
Zog luſtig weiter in die Welt.

Die Lerche

Froh ſummte nach der ſüßen Beute
Die Biene hin am Wieſenſteg;
Die Lerche aus den Lüften ſtreute
Mir ihre Lieder auf den Weg.

Der Eichwald

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört ich leis und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht' der Wind geheimnisvoll,
Als möcht er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will:
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh — und wurde still.

Der Hirte

Schon zog vom Wald ich ferne wieder
Auf einer steilen Alpenwand;
Doch blickt ich oft zu ihm hinnieder,
Bis mir sein letzter Wipfel schwand.

Da irrten Küh am Wiesenhange:
Der Hirte unterm Kieferdach
Hing still bei ihrem Glockenklange
Dem Bilde seines Liebchens nach.

Einsamkeit

Schon seh ich Hirt und Herde nimmer,
Ein Lüftchen nur ist mein Geleit;
Der steile Pfad wird steiler immer,
Es wächst die wilde Einsamkeit.

Dort ſtürzt aus dunkler Felſenpforte
Der Quell mit einem bangen Schrei,
Enteilt dem grauenvollen Orte,
Hinab zum freundlich grünen Mai.

Verſchwunden iſt das letzte Leben,
Hier grünt kein Blatt, kein Vogel ruft,
Und ſelbſt der Pfad ſcheint hier zu beben,
So zwiſchen Wand und Todeskluft.

Komm, Gottesleugner, Gott zu fühlen:
Dein Frevel wird auf dieſem Rand
Den Todesabgrund tiefer wühlen,
Dir ſteiler türmen dieſe Wand! —

Die Ferne

Des Berges Gipfel war erſchwungen,
Der trotzig in die Tiefe ſchaut;
Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
Wie ſchlug mein Herz ſo frei, ſo laut!

Behaglich ſtreckte dort das Land ſich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Türmen, Wald und Flur, und wand ſich
Der Ströme Zier ums bunte Kleid:

Hier ſtieg es plötzlich und entſchloſſen
Empor, ſtets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgoſſen,
Vertrat den Wolken ihre Bahn.

Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felſen, ſchroff und wild;
Bald war die Seele ſtill verſunken
Dort in der Ferne Rätſelbild.

Die dunkle Ferne ſandte leiſe
Die Sehnſucht, ihre Schweſter, mir,
Und raſch verfolgt ich meine Reiſe
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort erſann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Das Gewitter

Noch immer lag ein tiefes Schweigen
Rings auf den Höhn; doch plötzlich fuhr
Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
Die ſauſende Gewitterſpur.

Am Himmel eilt mit dumpfem Klange
Herauf der finſtre Wolkenzug:
So nimmt der Zorn im heißen Drange
Den nächtlichen Gedankenflug.

Der Himmel donnert ſeinen Hader;
Auf ſeiner dunklen Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader,
Die Schrecken auf die Erde ſprüht.

Der Regen ſtürzt in lauten Güſſen;
Mit Bäumen, die der Sturm zerbrach,
Erbrauſt der Strom zu meinen Füßen; —
Doch ſchweigt der Donner allgemach.

Der Sturm läßt ſeine Flügel ſinken,
Der Regen ſäuſelt milde Ruh;
Da ſah ich froh ein Hüttlein winken
Und eilte ſeiner Pforte zu.

Der Schlaf

Ein Greis trat lächelnd mir entgegen,
Bot mir die Hand gedankenvoll
Und hob sie dann empor zum Segen,
Der sanft vom Himmel niederquoll;

Und ich empfand es tief im Herzen,
Daß Zorn der Donner Gottes nicht;
Daß aus der Weste leichten Scherzen
Wie aus Gewittern Liebe spricht.

Und einen Labebecher trank ich
Und schlich, wohin die Ruh mich rief,
Hinaus zur Scheune; müde sank ich
Hier in des Heues Duft — und schlief.

Was mich erfreut auf meinen Wegen,
Das träumt ich nun im Schlafe nach;
Und träumend hört ich, wie der Regen
Sanft niederträufelt' auf das Dach.

Süß träumt es sich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leise klopft;
So mag sichs ruhn im Totenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Der Abend

Die Wolken waren fortgezogen,
Die Sonne strahlt' im Untergang
Und am Gebirg der Regenbogen,
Als ich von meinem Lager sprang.

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirt ein herzlich Wort
Für Ruhestatt und milde Labe
Und zog in stiller Dämmrung fort.

Die Heidelberger Ruine

Freundlich grünen dieſe Hügel,
Heimlich rauſcht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenſchein,
Weht des Todes leiſer Flügel.

Wo nun Gras und Staude beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Iſt zu Aſche bald verglüht
Manches reiche Menſchenleben.

Mag der Hügel noch ſo grünen;
Was dort die Ruine ſpricht
Mit verſtörtem Angeſicht,
Kann er nimmer doch verſühnen.

Mit gleichgültiger Gebärde
Spielt die Blum in Farb und Duft,
Wo an einer Menſchengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann mein Herz vor Groll nicht hüten:
Ob ſie holde Düfte wehn
Und mit ſtillem Zauber ſehn:
Kalt und roh ſind dieſe Blüten.

Über ihrer Schweſtern Leichen,
Die der rauhe Nord erſchlug,
Nehmen ſie den Freudenzug;
Gibt der Lenz ſein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl;
Fremd iſt weiches Mitgefühl
Ihrem rüſtigen Geſchäfte. —

Unten brauſt der Fluß im Tale,
Und der Häuſer bunte Reihn,
Buntes Leben ſchließend ein,
Schimmern hell im Mondenſtrahle.

Auf den Frohen, der genießet
Und die Freude hält im Arm;
Auf den Trüben, der in Harm
Welkt und Tränen viel vergießet;

Auf der Taten kühnen Fechter —
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern ſtilles Hohngelächter.

Doch hier klagt noch eine Seele.
Sei gegrüßt in deinem Strauch!
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Wohl verſtehſt du die Ruine,
Und du klagſt es tief und laut,
Daß durch all die Blüten ſchaut
Eine kalte Todesmiene;

Folgſt dem Lenz auf ſeinen Zügen;
Und zu warnen unſer Herz
Vor der Täuſchung bittrem Schmerz,
Straft ihn deine Stimme Lügen.

Doch — nun ſchweigſt du, wie zu lauſchen,
Ob in dieſer Maiennacht
Heimlich nicht noch andres wacht
Als der Lüfte ſanftes Rauſchen.

Die der Tod hinweggenommen,
Die hier einſt ſo glücklich war,
Der geſchiednen Seelen Schar,
Nachtigall, du hörſt ſie kommen;

Von den öden Schattenheiden
Rief des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum ſchönen Ort
Ihrer frühverlaßnen Freuden.

An den vollen Blütenzweigen
Zieht dahin der Geiſterſchwall,
Wo du lauſcheſt, Nachtigall,
Halten ſie den ſtillen Reigen;

Und ſie ſtreifen und ſie drängen
— Dir nur träumeriſch bewußt —
Deine weiche, warme Bruſt,
Rühren ſie zu ſüßen Klängen.

Selber können ſie nicht künden,
Seit der Leib im Leichentuch,
Ihren nächtlichen Beſuch
Dieſen treugeliebten Gründen.

Nun ſie wieder müſſen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufeſt du ſo dringend weich
Ihnen nach, ſie möchten weilen. —

Blüten ſeh ich niederſchauern:
Die mein Klagen roh und kalt
Gegen die Geſtorbnen ſchalt,
Jetzo muß ich ſie bedauern;

Denn mich dünkt, ihr frohes Drängen
Iſt der Sehnſucht Weiterziehn,
Mit den Blüten, die dahin,
Um ſo bälder ſich zu mengen.

Hat die leichten Blütenflocken
Hingeweht der Abendwind?
Iſt des Frühlings zartes Kind
An dem Geiſterzug erſchrocken?

Die ſchöne Sennin

I

Du Alpenkind, wie mild und klar
Strahlt mir dein blaues Augenpaar!
Wohl iſt in dieſen Himmelsnähen
Ein ſtilles Wunder einſt geſchehen.
In deiner Lämmer frohem Kreiſe
Hinknieteſt du, zu beten leiſe,
In heller Frühlingsmorgenſtunde;
Mit Kindesblicken, innigfrommen,
War all dein Herz zu Gott geklommen:
Da ſandte, freundlich dir begegnend
Und deine fromme Seele ſegnend,
Ins holde Auge dir zurück
Der Himmel einen warmen Blick,
Der ſich vertieft in ſeinen Schimmer,
Geblieben iſt und ſcheidet nimmer.
O Sennin, ſterblich! ſcheidet nimmer? —

2

Als du warſt, ein holdes Kind,
Wonniglich geſchlafen ein,
Trug die Mutter leis und lind
Dich in jenen Blütenhain.

Dort auf ihrem Schlummerbaum
Sangen Vöglein Abendſang,
Der in deinen Kindestraum
Sanft und lieblich ſchläfernd klang.

Und der Frühling nahte ſich,
Grüßte dich mit lindem Hauch,
Freundlich ſegnend küßt' er dich,
Neigend ſeinen Roſenſtrauch.

Seinen goldnen Abendſchein
Goß er dir aufs weiche Haar,
Auf die Lilienwangen dein
Legt' er leis ein Roſenpaar.

Und der Mutter Augenlicht
Froh an deinem Schlummer hing,
Sah, wie dir am Angeſicht
Still das Roſenpaar zerging.

Und des Frühlings Abendglanz
Wuchs am Haupt dir lang und voll,
Der im goldnen Lockentanz
Auf den Buſen niederquoll.

Sennin, o wie reizend blüht
Deine Wange roſenrot,
Drauf noch immer freudig glüht
Jener ſüße Roſentod!

Auf ein Faß zu Öhringen

Ich ſtand, der höchſte, grünſte Baum,
Vor Zeiten froh im Waldesraum.
Mir galt der Sonne erſter Kuß,
Ich brachte, war ſie ſchon geſchieden,
Dem Wanderer zum Abendfrieden
Von ihr noch einen Purpurgruß.
Da ſah mich einſt der Küfer ragen,
Der kam und hat mich ſchnell erſchlagen.
Ade! Ade! du grüner Hain!
Du Sonnenſtrahl und Mondenſchein!
Du Vogelſang und Wetterklang,
Der freudig mir zur Wurzel drang!
Die Waldesluſt iſt nun herum,
Ich wandre nach Elyſium.
Ihr Bruderbäume, folgt mir nach
In dieſes himmliſche Gemach;
O nehmt das Los der Auserkornen
Von all den tauſend Waldgebornen,
Das ſchöne Los, das große Los:
Tief in des Grundes kühlem Schoß
Ein Faß zu ſein, ein Faß zu ſein,
Nicht ſo ein ſtillverlaßner Schrein;
Ein Faß, dem lieben Wein ergeben,
Der Erde heilges Herzblut hüllend,
Ein Trunk das ganze lange Leben,
Den Zecher durch und durch erfüllend!
Komm, komm, bewegter Erdengaſt,
Und halte hier vergnügte Raſt.
Mach dir das Herz im Weine flott,
Schenk ein! trink aus! merkſt du den Gott?
Brauſt dir der Geiſt durchs Innre hin,
Von dem ich ſelber trunken bin?

Er ist so feurig, süß und stark:
O schlürf ihn ein ins tiefste Mark! —
Nun Wandrer, wandre selig heiter
Von Faß zu Faß forttrinkend weiter!
Schon tauchen dir im Rosenlichte
Herauf gar liebliche Gesichte:
Manch teures längst verlornes Gut,
Die Träum aus deinen Jugendjahren,
Sie kommen dir auf Weinesflut
Jetzt frisch und froh herangefahren.
Schenk ein! — du fühlst die alten Triebe
Zu kühner Tat hinaus! hinaus!
Du gibst den Kuß der ersten Liebe;
Schenk ein! du stehst im Vaterhaus.
Wohl dir! wohl dir! schon bist du trunken,
Und Gram und Sorgen all versunken;
Wir schützen dich, hier packt dich nicht
Ihr freches, quälendes Gezücht,
Wir stehen Faß an Faß zusammen,
Wir lassen unsre Waffen flammen;
Und heimlich hinter unsern Bäuchen
Muß dir die Zeit vorüberschleichen.
Schenk ein, schenk ein, nur immer zu!
Und hat der Gott dich ganz durchflossen,
Laß tragen dich von flinken Rossen
Nach dem Hesperien Friedrichsruh.
Dort schwanke unter grünen Bäumen
Mit deiner Last von Himmelsträumen,
Und lausche dort den Harmonien,
Die durch den Zaubergarten fliehen.
Ein voller stürmischer Akkord
Nimmt dich an seinen Geisterbord,
Irrt weit mit dir von hinnen, weit,
Hinaus ins Meer der Trunkenheit!

Der Poſtillion

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies und Hain,
Jeder Pfad verlaſſen;
Niemand als der Mondenſchein
Wachte auf der Straßen.

Leiſe nur das Lüftchen ſprach,
Und es zog gelinder
Durch das ſtille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein ſchlich,
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die ſtillen Räume.

Rauher war mein Poſtillion,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Tal davon
Friſch ſein Horn erſchallen.

Und von flinken Roſſen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im ſchnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mags euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der tote Poſtillion
Stimmt' in ſeine Lieder. —

Weiter gings durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Die Roſe der Erinnerung

Als treulos ich das teure Land verließ,
Wo mir, wie nirgend ſonſt, die Freude blühte,
Mich ſelbſt verſtoßend aus dem Paradies
Voll Freundesliebe, holder Frauengüte;

Und als ich ſtand zum ernſten Scheidegruß
An meiner Freuden maiengrünem Saume,
Als mir im Auge quoll der Tränenguß
Wie warmer Regen nach dem Frühlingstraume:

Da bog ſich mir zum Lebewohl herab
Der reichſten einer von den Blütenzweigen,
Der freundlich mir noch eine Roſe gab;
Mein Herz verſtand ſein liebevolles Schweigen.

„Nicht in den Staub, o Freund, hier weine hin,
Hier auf die weichen Blätter dieſer Roſe!"
Das war der ſtummen Gabe milder Sinn;
Und ſchmerzlich raſch folgt ich dem Wanderloſe.

In fremde Welten fuhr mich der Pilot,
Vom teuren Lande trennen mich nun Meere;
Und wie mir einſt das Lebewohl gebot,
Netz ich die Blume mit getreuer Zähre.

Der Rose inniglicher Duft entschwand,
Es ging die frische Farbenglut verbleichen;
Sie ruht so blaß und starr in meiner Hand,
Des Unverwelklichen ein welkes Zeichen.

Des Unverwelklichen? — sie rauscht so bang,
Will meine Hand die Rose wieder wecken;
Als wär es ein prophetisch trüber Klang,
Hör ich den Laut mit heimlichem Erschrecken.

O Rose der Erinnerung geweiht!
Mir dünket deiner welken Blätter Rauschen
Ein leises Schreiten der Vergänglichkeit,
Hörbar geworden plötzlich meinem Lauschen!

Der Indianerzug

I

Wehklage hallt am Susquehannaufer,
Der Wandrer fühlt sie tief sein Herz durchschneiden;
Wer sind die lauten, wildbewegten Rufer?
Indianer sinds, die von der Heimat scheiden.

Doch plötzlich ihre lauten Klagen stocken.
Der Häuptling naht mit heftig raschem Tritte,
Ein Greis von finstern Augen, bleichen Locken,
Und also tönt sein Wort in ihrer Mitte:

„Stets weiter drängen uns, als ihre Herde,
Stets weiter, weiter die verfluchten Weißen,
Die kommen sind, uns von der Muttererde
Und von den alten Göttern fortzureißen.

Mir iſt es klar, ich ſehs im Licht der Flamme,
Die mir das Herz verbrennt mit wildem Nagen:
Sie brachten uns das Heil am Kreuzesſtamme,
Den Mut zur Rache an das Kreuz zu ſchlagen.

Den Wald, wo wir den Kindesſchlaf genoſſen,
Verlaſſen wir; der uns ſein Wild geboten;
Wo liebend wir ein teures Weib umſchloſſen;
Den Wald, wo wir begraben unſre Toten.

Naht ihr den Gräbern euch von euren Ahnen,
Sei ſtill von euch die Hügelſchar beſchlichen,
Die Toten nicht zu wecken und zu mahnen,
Daß wir von ihrem Glauben ſind gewichen.

Der Hohn wird kommen, früher oder ſpäter,
Der gierge Pflug wird in die Gräber dringen;
Dann muß die heilge Aſche unſrer Väter
Des tiefverhaßten Feindes Saaten düngen!“ —

Nun feiern ſie der Toten Angedenken;
Die Sonn im Weſten wandelt ihre Neige,
Die Gräber noch beſtrahlend, und ſie ſenken
Viel Tränen drauf und grüne Tannenzweige.

Da bricht die Wehmut plötzlich ihre Hemmung,
Sie ſtrömet laut und lauter in die Lüfte,
Schon brauſt des Schmerzes volle Überſchwemmung
In wilden Klagen um die ſtillen Grüfte.

Nun wenden ſich zur Wandrung die Vertriebnen,
Oft grüßend noch zurück mit finſterm Sehnen
Die teuren Hügel der Zurückgebliebnen,
Beſtreuend ihre Bahn mit Flüchen, Tränen.

Wie sie vorüberwandern an den Bäumen,
Umarmend viele an die Stämme fallen,
Zum Scheidegruß den trauten Waldesräumen
Läßt jeder einmal noch die Flinte knallen. —

Der Flintenruf, der Ruf gerührter Kehlen
Ist an den Hügeln allgemach verrauschet,
Wo nur dem Klagehauch der Totenseelen
Die Dämmerung, die stille, tiefe, lauschet.

2

Viel Meilen schon sind sie dahingezogen;
Der Susquehanna treibt an ihrer Seite
Mit heimatlichem Rauschen seine Wogen,
Der treue Freund gab ihnen sein Geleite.

Den heißen Trieb, vom Feinde, dem verhaßten,
Fort, fort zu fliehn mit wilden Fluchesklängen,
Kann nur der müde Schlaf zu kurzem Rasten
Aus ihren Gliedern allgemach verdrängen.

Ihr Feuer brennt im Dunkel hoher Eichen;
Da ruhn die Gäste rings der Waldeswüste,
Da legt der Mann sich hin, dem Schlaf zu weichen,
Die Mutter ihren Säugling an die Brüste.

Schon sinkt das Feuer, und die sommerschwülen
Nachtlüfte sich im Eichenlaub verfangen
Und frei durchs lange Haar der Weiber wühlen,
Die schlafend ihren Säugling überhangen.

Der graue Führer nur verbannt den Schlummer
Und einer noch der Ältesten vom Stamme;
Die sprechen lange noch von ihrem Kummer,
Von Zeit zu Zeit nachschürend an der Flamme.

Sie schaun durchs dünnere Gedräng der Bäume
Zurück nach dem verlornen Mutterlande,
Und zürnend schaun sie dort die Himmelsräume
Rotglühend hell von einem Waldesbrande.

Und also spricht der Häuptling zum Gefährten:
„Siehst du sie morden dort in unsre Wälder?
Getrost in unsres Unglücks frische Fährten
Ziehn sie den Pflug für ihre Segensfelder.

Sie haben frech die Nacht vom Schlaf empöret,
Daß sie sich mit dem Flammenkleide schürzet:
Hoch brennt der Wald, vom Lager aufgestöret,
Das Wild verzweifelnd aus den Gluten stürzet.

Geweckt von des Wildes Wehgeheule
Und von dem falschen Tageslicht betrogen,
Kommt schwirrend rings heran mit trunkner Eile
Der Vögel Schwarm in seinen Tod geflogen.

Gewiß, gewiß, mit ihren Saaten wuchern
Die Wünsche auch, die sie darunter streuen
Von ihren unversöhnlichen Verfluchern;
Es wird sie noch an spätem Tag gereuen!“

Noch starren die Betrübten, Tieferbosten
Hinüber nach des Brandes rotem Scheine,
Als der zerfließt im Morgenrot von Osten
Und schon die Wipfel glühn im Eichenhaine.

Die drei Indianer

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieſeneich in Splitter,
Übertönt des Niagara Stimme,
Und mit ſeiner Blitze Flammenruten
Peitſcht er ſchneller die beſchäumten Fluten,
Daß ſie ſtürzen mit empörtem Grimme.

Indianer ſtehn am lauten Strande,
Lauſchen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgeſtöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend ſeine Jahre,
Die zwei andern ſeine ſtarken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und ſein Blick ſich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel ſchwärzen,
Und ſein Aug verſendet wildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er ſpricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf ſie fuhren,
Die einſt Bettler unſern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienſtbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felſenriffe,
Das ſie nicht hat in den Grund geſchmettert!

Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, giftge Pfeile,
Treffen unſre Küſte mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelaſſen,
Als im Herzen tödlich bittres Haſſen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen ſterben!“

Alſo ſprach der Alte, und ſie ſchneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
Drauf ſie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen ſie weithin die Ruder,
Armverſchlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu ſingen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möwen ſturmesmunter;
Und die Männer kommen feſtentſchloſſen
Singend ſchon dem Falle zugeſchoſſen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

***

Die Tränen

Tränen, euch, ihr trauten, lieben,
Bring ich diesen Dankgesang!
Seid ja auch nicht ausgeblieben,
Wenn mein Herz im Liede klang;

Schlichet die bekannten Gleise
Still herab, als wolltet ihr
Meinen Schmerz behorchen leise,
Und das Lied quoll sanfter mir.

Wenn der Dolch im Busen wühlte,
Tief vom Unglück eingebohrt,
Kam der Trost von euch und spülte
Linde die Verzweiflung fort.

O flieht keinen Wildumdrohten
Von Orkan und Wetterschein!
Naht ihm, naht ihm, Friedensboten,
Laßt den Armen nicht allein!

Ist die Nacht vorbei, so fehle
Ihm doch eure Treue nicht,
Und die Traufe seiner Seele
Netze mild sein Angesicht

Mit der Wehmut süßen Tropfen,
Daß sein Herz, wars auch gequält,
Nie verlerne doch zu klopfen
Dieser schönen Gotteswelt. —

Nicht nur, wo der Herzensnager
Gram wühlt, habt ihr euern Lauf,
Auch wo Lust ihr Reiselager
Schlägt in einem Busen auf:

Ha, wie wogt das Festgetümmel
In dem engen Kämmerlein,
Wenn der ganze reiche Himmel
Überfüllend will hinein!

Und die Tränen seh ich blinken
Auf der Wang im Freudenglast,
Und sie zittern, und sie winken
Alle Welt herein zu Gast. —

Als ich einst am Sterbebette
Eines lieben Freundes stand
Und der Tod die Freudenkette
Kalt uns aus den Händen wand:

Weint ich ihm die letzte Ölung,
Und — schon lag er still und bleich;
Doch in seines Auges Höhlung
War noch eine Träne weich;

War so heilig anzuschauen,
Wies die Sehnsucht himmelan,
Wie der Engel, den die Frauen
Einst am Grabe Jesu sahn.

In der Krankheit

1

Nacht umschweigt mein Krankenlager;
An der morschen Diele nur
Reget sich der kleine Nager,
Und es pickt die Pendeluhr,
Die eintönig mich bedeutet,
Wie das Leben weiter schreitet.

Über trübe, heitre Stellen
Schreitets unaufhaltsam hin,
Wie des Stromes rasche Wellen
Blum und Dorn vorüberziehn.
Immer senkt die Bahn sich jäher,
Kommt der Schritt dem Tode näher.

Mir auch senkt sie sich, und schaurig
Weht es aus der Niederung;
Und, noch Jüngling, hör ich traurig,
Wie aus banger Dämmerung
Meines Herzens matten Schlägen
Rauscht die Todesflut entgegen.

2

Einsamkeit! mein stilles Weinen
Nimmt so heiß in deinen Schoß;
Doch du schweigst und hast nicht einen
Seufzer für mein trübes Los!
Legen schon die Jugendjahre
Abgeblüht mich auf die Bahre,
Wird kein Auge feuchten sich?
Wird kein Busen bänger schlagen,
Wenn sie mich zu Grabe tragen?
Liebt kein Herz auf Erden mich? —
Heißer strömt es von der Wange:
Keines, keines! fühl ich bange.

2994—3023

An die Melancholie

Du geleiteſt mich durchs Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern ſich ſtrahlend heben,
Mag er ſinken — weicheſt nie!

Führſt mich oft in Felſenklüfte,
Wo der Adler einſam hauſt,
Tannen ſtarren in die Lüfte
Und der Waldſtrom donnernd brauſt.

Meiner Toten dann gedenk ich,
Wild hervor die Träne bricht,
Und an deinen Buſen ſenk ich
Mein umnachtet Angeſicht.

Einem Freunde ins Stammbuch

Rüſtig wandelſt du fort die Alpenpfade der Edlen,
Wo die reinere Luft Buſen und Stirne dir kühlt;
Pflückeſt vom Felſengeklipp, vom ſchmalen Rande des Abgrunds
Duftende Blumen und ſchlingſt ſie zum harmoniſchen Kranz,
Ihn zu tragen, ein Opfer, zum Hochaltare der Menſchheit,
Ach, um welchen es ſtets ſtiller und einſamer wird.
Traurig flüſtern auf ihm die Kränze der wenigen Edlen,
Totenkränze nunmehr ſchöner verblichener Zeit.
Aber du wandle hinan getroſt, und wäre dein Leben
Auch nur Feier des Tods ſchöner verblichener Zeit.
Kommt auf deinen Pfaden dir einſt der Donner entgegen,
Dräuend im nächtlichen Flug, fahren Orkane dich an:
Freund, dann flattre dies Blatt vor deinen Blicken im Sturme,
Und es rauſche dir zu: „Denke des liebenden Freunds!“

Vergänglichkeit

Vom Berge ſchaut hinaus ins tiefe Schweigen
Der mondbeſeelten ſchönen Sommernacht
Die Burgruine; und in Tannenzweigen
Hinſeufzt ein Lüftchen, das allein bewacht
Die trümmervolle Einſamkeit,
Den bangen Laut: „Vergänglichkeit!“

„Vergänglichkeit!“ mahnt mich im ſtillen Tale
Die ernſte Schar bekreuzter Hügel dort,
Wo dauernder der Schmerz in Totenmale
Als in verlaßne Herzen ſich gebohrt;
Bei Sterbetages Wiederkehr
Befeuchtet ſich kein Auge mehr.

Der wechſelnden Gefühle Traumgeſtalten
Durchrauſchen äffend unſer Herz; es ſucht
Vergebens ſeinen Himmel feſtzuhalten,
Und fortgeriſſen in die raſche Flucht
Wird auch der Jammer; und der Hauch
Der ſanften Wehmut ſchwindet auch.

Horch ich hinab in meines Buſens Tiefen,
„Vergänglichkeit!“ klagts hier auch meinem Ohr,
Wo längſt der Kindheit Freudenklang entſchliefen,
Der Liebe Zauberlied ſich ſtill verlor;
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinſtirbt der letzte frohe Klang.

Zögerung

Beschritten schon von seinem Reiter,
Rafft auf der Weide noch das Roß
Die letzten Halme, will nicht weiter,
Bis ihm der Sporen scharfer Stoß
Gewaltig in die Seiten dringt
Und es im Sturm von dannen zwingt.

Und fühlt der Mensch mit bleichem Beben
Den Tod ihm sitzen am Genick,
So klammert sich sein Fuß ans Leben,
Er bettelt um den Augenblick,
Bis rauh der Tod die Geißel schwingt
Und ihn mit Macht von dannen zwingt.

An eine Dame in Trauer

Vom Grabe deines treuen Mannes
Ist noch die Schaufel feucht;
O Weib, o nichts von einem Weibe!
Dein Aug ist nicht mehr feucht?

Hinab! zuchtloses Blut der Wangen!
Ins Herz, du Schandeborn!
Kann dich des Gatten Tod nicht jagen,
So jage dich mein Zorn.

Das Tränenschild, den Flor herunter,
Mit dem du dich behängt!
In dieser Kneipe wird die Träne,
Die Edle, nicht geschenkt.

Einem Knaben

Was trauerſt du, mein ſchöner Junge?
Du Armer, ſprich, was weinſt du ſo?
Daß treulos dir im raſchen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickeſt bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickſt du in deinem Kindestraum.

Du legſt ſo ſchlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus
Und prüfeſt rings die Sproſſenwände
Und fragſt: „Wie kam er nur heraus?“

An jenem Baume hörſt du ſingen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltſam eilig dringen
Die heißen Tränen dir hervor.

Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht daſtehſt trauernd einſt
Und um die beſte, ſchönſte Habe
Des Menſchenlebens bitter weinſt!

Daß du die Hand, die ſturmerprobte,
Nicht legſt, ein Mann, an deine Bruſt,
Darin ſo mancher Schmerz dir tobte,
Dir ſäuſelte ſo manche Luſt;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückeſt deinem Buſen ein,
Aus dem die Unſchuld dir im Kampfe
Entflohn, das ſcheue Vögelein.

Dann hörſt du flüſtern ihre leiſen
Geſänge aus der Ferne her;
Neigſt hin dich nach den ſüßen Weiſen:
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr! —

Abſchied

Lied eines Auswandernden

Sei mir zum letztenmal gegrüßt,
Mein Vaterland, das, feige dumm,
Die Ferſe dem Deſpoten küßt
Und ſeinem Wink gehorchet ſtumm.

Wohl ſchlief das Kind in deinem Arm;
Du gabſt, was Knaben freuen kann;
Der Jüngling fand ein Liebchen warm;
Doch keine Freiheit fand der Mann.

Im Hochland ſtreckt der Jäger ſich
Zu Boden ſchnell, wenn Wildesſchar
Heran ſich ſtürzet fürchterlich;
Dann ſchnaubt vorüber die Gefahr:

Mein Vaterland, ſo ſinkſt du hin,
Rauſcht deines Herrſchers Tritt heran,
Und läſſeſt ihn vorüberziehn
Und hältſt den bangen Atem an. —

Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Götterflamme brennt!
Meer, ſpüle mir hinweg die Kluft,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blütenreichem Strand
Die Flut der Tyrannei zerſchellt,
Ich grüße dich, mein Vaterland!

Am Grabe eines Miniſters

Du fuhrſt im goldnen Glückeswagen
Dahin den raſchen Trott,
Von keuchenden Lüften fortgetragen,
Und dünkteſt dir ein Gott!

Wie flogen des Pöbels Rabenſchwärme
Dir aus dem Weg ſo bang,
Da ſie hörten der Geißel wild Gelärme,
Der Räder Donnerklang!

Ein weinender Bettler, ſtand am Wege
Das arme Vaterland
Und flehte dich an um milde Pflege
Mit aufgehobner Hand:

Doch wie auch klagte die bittre Klage,
Wie auch die Träne rann:
Du triebſt mit gellendem Geißelſchlage
Vorüber dein Geſpann! —

„Halt!“ ſchlug nun eine grauſe Stimme
An dein entſetztes Ohr,
Es ſtürzt', ein Räuber, mit Hohn und Grimme
Der Tod vom Wald hervor

Und hieb die Stränge mit scharfem Schwerte
Vom Wagen, riß mit Macht
Dich fort, trotz Flehen und Angstgebärde,
In seine finstre Nacht.

Das Vaterland mit Lachen und Singen
Hält Wacht an deinem Grab,
Scheucht Tränen und Seufzer und Händeringen
Fort mit dem Bettelstab!

Der Indifferentist

Ob du, ein Sokrates, den Schierlingsbecher
Aufs Wohl des Vaterlandes lächelnd trinkst;
Ob du, ein schnöder, teuflischer Verbrecher,
Vom Henkerbeil getroffen, fluchend sinkst:

Ob dein Genie sein Werk den raschen Zeiten
Geschleudert, ein Gebirg, in ihre Bahn,
Daß sie an seinem Fuß vorüberschreiten
Und grauend seine Gipfel starren an;

Ob nichts dein langes Leben war hinieden
Als fürs Gewürm des Grabes eine Mast:
Ob du, der Menschheit Fesseln anzuschmieden,
Ein toller Held, die bange Welt durchrast:

Ist just so wichtig als: ob nur im Kreise
Einförmig stets das Aufgußtierchen schwimmt,
Ob es vielleicht nach *rechts* die große Reise,
Vielleicht nach *links* im Tropfen unternimmt.

In das Stammbuch einer Künstlerin

Erinnerung an einen Spaziergang

Nach langem Wege durch die Sommerschwüle
Rauscht' uns ein Wald entgegen seinen Gruß,
Uns übergoß die Luft mit süßer Kühle,
Die Blätternacht mit ihrem Labekuß.
Und wie wir aus den heißen, hellen Triften,
Wo mühend sich der Mensch dem Leben weiht,
Ins Waldgeheimnis weiter uns vertieften
Und in den Schatten Gottes Einsamkeit; —
So flohen deine heiteren Gespräche
Fort von des Lebens wüstem, steilem Hang
Waldein und wanden sich als klare Bäche
Durchs Labyrinth der Kunst mit leisem Klang.
Auf ihren Wellen bebten die Gestalten
Von all den Blumen, die ihr Lauf berührt;
Ich aber sah, nachhängend ihrem Walten,
Die froherstaunte Seele mir entführt.

Unmögliches

Bevor mein Blick den Zauber noch getrunken,
Der, wie die Farbenpracht am Demant glüht,
Dich tausendfach, doch immer neu, umblüht,
Horcht ich dem Freund, in Ahnungen versunken.
Wir sehn des Berges Haupt in Purpur prangen,
Wenn schon die Sonne sank und Dämmerung
Den Hain umflort: so strahlt Erinnerung
An dich, Geliebte, von des Freundes Wangen.
Begeistert taucht' er in des Busens Tiefen
Den Pinsel, und er malte warm und mild
Dem selgen Horcher dein entzückend Bild,

Gefühle weckend, die seit lange schliefen.
Doch wies dem Dichter nimmer will gelingen,
Des Busens Drang ins enge Wort zu zwingen,
Hinüber uns in seine Welt zu singen;
So hat der Freund vergebens dich gemalt,
Sie nicht erreicht, die göttliche Gestalt,
Und deiner Seele stille Allgewalt.

Einem Ehrsüchtigen

Laß das Ringen nach der Ehre;
Lieber all dein heißes Streben
In den eignen Busen kehre,
Und du lebst ein schöners Leben.

Frage

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!

Mein Stern

Um meine wunde Brust geschlagen
Den Mantel der Melancholei,
Flog ich, vom Lebenssturm getragen,
An dir, du Herrliche, vorbei.

Vom Himmel deiner Augen stiegen
Wie Engel Tränen niederwärts
An deinen holdgerührten Zügen
Und priesen mir dein gutes Herz.

Und alle Welten um mich ſchwanden,
Mein Leben ſtarrt' in ſeinem Lauf,
Im ſüßempörten Buſen ſtanden
Die alten Götter wieder auf.

Da riß der Sturm von dir mich wieder
Hinaus in ſeine wüſte Nacht;
Doch ſtrahlt nun Frieden auf mich nieder
Ein Stern mit ewig heller Pracht.

Denn wie, vom Tode ſchon umfangen,
Der Jüngling nach der holden Braut
Die Arme ſtreckt mit Glutverlangen
Und ſterbend ihr ins Auge ſchaut:

So griff nach deinem holden Bilde
Die Seele, ſchaut es ewig an,
Sieht nichts vom trüben Erdgefilde,
Fühlt nicht die Dornen ihrer Bahn.

Entriſſ' auch einſt der Tod mir ſtrenge,
Was mir das Leben Liebes gab;
Er nehm es hin! doch eines ränge —
Ich ränge kühn dein Bild ihm ab.

Der Selbſtmord

Scheitert unſre Bruſt an Klippen,
Hingeſchellt von Sturmeswut;
Trinkt mit aufgeriſſnen Lippen
Unſre Wunde Schmerzensflut;

Schöpft das Herz dann haſtig bange
Aus der Bruſt den Tränenguß,
Weil es ſonſt, vom Wellendrange
Überſtrömt, verſinken muß:

Dann wird auch der Sturm beſchworen,
Helle wird die Finſternis,
Es verſünchen milde Horen
An der Bruſt den Wundenriß.

Aber iſt das Herz ein zages,
Wenn die Bruſt die Woge trinkt,
Starrt es ob des Klippenſchlages
Störriſch, müßig — und verſinkt.

Iſts ein wildes, ungezäumtes,
Wird es im Tumulte ſcheu,
Todestrunken glüht und ſchäumt es
Und zertrümmert ſein Gebäu.

Wenn dann auch der Himmel heiter
Und mit lindem Hauche weht,
Sanft der Strom hinwiegt die Scheiter;
Für die Toten iſts zu ſpät.

Doch ihr Schifflein, hört, ihr andern!
Seid ihr auch dem Sturm entwiſcht,
Ruhig mögt ihr weiter wandern,
Aber nicht gehöhnt, gezischt:

„Wie der Nachen ward zertrümmert!
Wie das Herz im Strom erſoff!
Warſt wohl auch zu leicht gezimmert!
Warſt wohl auch aus ſchlechtem Stoff!“

Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Reſt;
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Neſt.

Reiterlied

Wir ſtreifen durchs Leben im ſchnellen Zug,
Ohne Raſt wie die ſtürmiſche Welle;
Wir haſchen die Frucht im Vorüberflug
Und ſchlummern nicht ein an der Quelle;
Wir pflücken die Roſe, wir ſaugen den Duft
Und ſtreuen ſie dann in die flatternde Luft.

Der Friedliche ſitzet und lauert bang,
Bis das Glück ihm poch an die Türe.
Noch ſpäht er beim Sterbeglöckleinklang,
Ob das Glück an der Klinke nicht rühre;
Wohl rührt ſich die Klink, und es tritt herein,
Erſchrick nicht, du Armer, — es iſt Freund Hein!

Der Reiter verfolgt das entlaufende Glück,
Er faßts an den fliegenden Locken
Und zwingt es zu ſich auf den Sattel zurück
Und umſchlingt es mit wildem Froblocken:
„Mußt reiten mit mir durch Nacht und Graus,
Durch Strom und Geklüft zum blutigen Strauß!“

Wir ſprengen hinein in die laute Schlacht,
Es tanzen die wiehernden Roſſe
Dahin, wo der Donner am ſtärkſten kracht,
Weit voran dem trippelnden Troſſe:
Dem Reiter kredenzt auf ſein ſtürmiſch Gebot
Den erſten, den feurigſten Trunk der Tod!

An J. Klemm

O säume nicht, mit Wein, Gesang und Rosen
Dein Herz zu frischen! sieh, die Jugend flicht
In deinen Strauß schon ihre letzten Rosen,
Bald wendet sie das holde Angesicht
Und flieht und schwindet tief und tiefer immer
Im Hain Vergangenheit — und kehret nimmer.

Dann gilts, empor zur Lebenshöh zu dringen,
Dann hörst du hinter dir im Blütental
Das „Gaudeamus igitur!“ verklingen,
Und deine Bahn wird glühend, schroff und kahl:
Am Strauße, den die Jugend dir gewunden,
Ist bald so Duft wie Farbenpracht verschwunden.

Doch wallst du einst zur Abendherberg nieder,
Tränkt kühler Tau den welken Blumenstrauß,
Dann blüht er neu mit Duft und Farbe wieder:
Du setzest müde dich vors stille Haus,
Spielst mit dem Strauß, dem Kinde schöner Zeiten,
Und schlummerst ein — die Blumen dir entgleiten.

Zuflucht

Tut man Kindern was zuleide,
Fliehn zur Mutter sie voll Schrecken,
Sich in ihrem Faltenkleide
Vor dem Quäler zu verstecken.

Weiche Herzen bleiben Kinder
All ihr Leben, und es falle
Ihnen auch das Los gelinder
Als den Herzen von Metalle.

Jagt ſie Unglück, wie zum Fluche,
Fliehn ſie bang und immer bänger,
Bis ſie hinterm Leichentuche
Sich verbergen ihrem Dränger.

Der Greis

Durch Blüten winket der Abendſtern,
Ein Lüftchen ſpielt im Gezweige;
Der Greis genießt im Garten ſo gern
Des Tages ſüße Neige.

Dort ſeine Enkel, ſie jagen friſch
Im Graſe hin und wieder;
Die Vöglein ſingen im Gebüſch
Nun ihre Schlummerlieder.

Es lieben Kinder und Vögelein,
— Die Glücklichſten auf Erden! —
Bevor ſie abends ſchlafen ein,
Noch einmal laut zu werden.

Da ſchlängelt der ſchnelle Kinderkreis
Sich blühend durch blühende Bäume,
Sie gaukeln um den ſtillen Greis
Wie ſelige Jugendträume.

Sein Auge folgt am Wieſenplan
Der Unſchuld fröhlichen Streichen;
Da jauchzt ein Knabe zu ihm heran,
Ihm eine Blume zu reichen.

Der Alte nimmt ſie lächelnd hin
Und ſtreichelt den ſchönen Jungen
Und will liebkoſend ihn näher ziehn;
Der aber iſt wieder entſprungen.

Und wie der Greis nun die Blume hält
Und anſieht immer genauer,
Ihn ernſtes Sinnen überfällt,
Halb Freud und milde Trauer.

Er hält die Blume ſo inniglich,
Die ihm das Kind erkoren,
Als hätte ſeine Seele ſich
Ganz in die Blume verloren;

Als fühlt' er ſich gar nah verwandt
Der Blume, erdentſproſſen,
Als hätte die Blum ihn leiſe genannt
Ihren lieben, trauten Genoſſen.

Schon ſpürt er im Innern keimen wohl
Das ſtille Pflanzenleben,
Das bald aus ſeinem Hügel ſoll
In Blumen ſich erheben.

Der Unbeſtändige

Daß ich dies und das beginne,
Heute grad und morgen quer,
Gegen das, was heut ich minne,
Morgen richte Spieß und Speer:

Sollte das ſo ſehr dich wundern,
Du mein konſequenter Mann?
Keiner von den Erdenplundern
Lange mich behalten kann!

Heute bin ich zum Exempel
Ganz ein Metaphyſikus;
Morgen ſchallt in Themis' Tempel
Mein unſteter Menſchenfuß.

Heute ſteh ich nachts am Giebel,
Suche Jungfrau, Stier und Bär;
Morgen les ich in der Bibel;
Übermorgen im Homer.

Blickt mein Geiſt im Wiſſensdrange
Durch ein Fenſter in die Welt;
O dann paßt er auch nicht lange,
Sieht er drinnen nichts erhellt;

Und er guckt zu einem andern
In die finſtre Welt hinein!
Muß von hier auch weiter wandern,
Nirgends auch nur Lampenſchein!

Freilich, wenn du unabwendig
Starreſt in dasſelbe Loch,
Wirds vor deinem Blick lebendig,
Dein Ausharren lohnt ſich doch;

Denn die Augen dir erlahmen,
Und Geſpenſter malen ſich
In des Fenſters leeren Rahmen:
Und man nennt den Weiſen dich!

Abendheimkehr

Sein Bündel Holz am Rücken bringt
Der Arme heimgetragen;
Der frohe Knecht die Geißel ſchwingt
Am erntevollen Wagen.

Die milchbeladne Herde wiegt
Sich in die trauten Ställe;
Mit Scherz und Kuß zur Dirne fliegt
Der luſtige Geſelle.

Von Feld und Walde pfeift nach Haus
Der Jäger dort, der raſche;
Und Has und Wachtel guckt heraus,
Zu prahlen, aus der Taſche.

Den Dichter ſieht man aus der Nacht
Der Eichen ſelig ſchwanken;
Er taumelt fort mit ſeiner Tracht
Unſterblicher Gedanken.

Vanitas

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frißt dein bißchen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann ſteht der tolle Lauf.

Gaſtlich bot dir auf der Reiſe
Die Natur ihr Heiligtum;
Doch du ſtäubteſt fort im Gleiſe,
Sahſt nach ihr dich gar nicht um.

Blütenduft und Nachtigallen,
Mädchenkuß und Freundeswort
Riefen dich in ihre Hallen;
Doch du jagteſt fort und fort.

Eine Törin dir zur Seite
Trieb mit dir ein arges Spiel,
Wies dir ſtets ins graue Weite:
„Siehſt du, Freund, dort glänzt das Ziel!“

War es Gold, wars Macht und Ehre,
Was ſie ſchmeichelnd dir verhieß:
Täuſchung wars nur der Hetäre,
Eitel Tand iſt das und dies.

Sieh! noch winkt sie dir ins Weite,
Und du wardst ein alter Knab!
Nun entschlüpft dir dein Geleite,
Und du stehst allein — am Grab.

Kannst nicht trocknen mehr die Stirne,
Da du mit dem Tode ringst;
Hörst nur ferne noch der Dirne
Hohngelächter — und versinkst!

Fragmente

Der Jüngling

Der Jüngling stoßt vom Strand im leichten Kahne,
Die Sehnsucht hat die Segel ihm gebreitet;
Wie rasch im Phantasienozeane,
Von Westen fortgekost, dahin er gleitet!
Schon weht auf neuen Welten seine Fahne,
Wie selig er durch Paradiese schreitet
Und Blumen pflückt, wie nimmer sie geboren
Im reichsten Lenz die heimatlichen Horen.

„Willkommen, Jüngling, von der fernen Reise!"
Begrüßt ihn tückisch wieder nun das Leben,
Und kosend naht ein Weib, unmerklich leise
Der Liebe Gaukelmacht um ihn zu weben.
Sie hält ihn festgebannt in ihrem Kreise
Mit Seufzerformeln, heuchelndem Ergeben:
Froh schmückt er ihr mit seinen Traumesblüten
Die Brust, um welche Todeslüfte brüten.

Der falsche Freund

„O sei mein Freund!" so schallts vom Heuchelmunde
Dem Falschen, der mit heimlichem Behagen
Den Vorteil überzählt von solchem Bunde;

Du traust ihm, und — schon hast du eingeschlagen,
Ein edler Tor! Naht einst die Wetterstunde,
So siehst den Schurken du mit bleichem Zagen
In seines Ichs bequeme Hütte springen,
Hinausgesperrt magst mit dem Sturm du ringen.

Die schlimme Jagd

Das edle Wild der Freiheit scharf zu hetzen,
Durchstöbert eine finstre Jägerbande
Mit Blutgewehren, stillen Meuchelnetzen
Der Wälder Heiligtum im deutschen Lande.
Das Wild mag über Ström und Klüfte setzen,
Und klettern mags am steilen Klippenrande:
Der Weidruf schallt durch Felsen, Ström und Klüfte,
Empört verschleudern ihn die deutschen Lüfte.

Der feile Dichter

Die Muse muß zur Metze sich erniedern,
Der Dichter sendet sie zum Mäzenaten,
Und, frechgeschürzt, mit schaugestellten Gliedern,
Der Göttlichkeit vergessend, tief entraten,
Umtanzt sie ihn mit schnöden Schmeichelliedern,
Liebäugelnd mit den blinkenden Dukaten.
Sie muß den Gott in ihm zum Schlaf betören,
Das Tier zu wilder Glut und Flamm empören.

Auf einen Professor philosophiae

Seht ihr den Mann mit stäubender Perücke?
Wie sprudelt ihm die hochgelahrte Kehle!
Seht, an der morschen Syllogismenkrücke
Hinkt Gott in seine Welt; die Menschenseele
Ist ewig, denn sie ist aus einem Stücke!
Und daß der Argumente keines fehle,
Hat er ein weises ergo noch gesprochen:
Der Mensch ist frei, die Fesseln sind gebrochen!

Theismus und Offenbarung

Vom Saatenfeld die Lerche zieht
Froh himmelwärts mit ihrem Lied;
Die Stolze meidet Busch und Baum,
Der Blüten schönen Frühlingstraum,
Durch deren säuselndes Gewimmel
Hereinblickt der gebrochne Himmel;
Sie sucht den vollen Morgenschein,
Sie will bei ihren Liedersesten
Dem Himmel auch von Blütenästen
Entgegen nicht gehalten sein.
Doch sucht die holde Nachtigall
Der Blüten heimliche Verwahrung;
Ihr weckt den süßern Liederschall
Der Liebe Frühlingsoffenbarung.

Abmahnung

Laßt ab, laßt ab, baumwütig rauhe Leute,
Und störet mir die liebe Stelle nimmer,
Wo spielend sich des Städtchens Jugend freute
In seines Glückes flüchtgem Morgenschimmer.

Hier spielten eure Väter, eure Ahnen;
Hier hat sie abgerufen einst das Leben
Auf seines Ernstes dornenvolle Bahnen;
O wollet euch der Stelle fromm begeben!

Wohl heilig ist zu achten solche Stätte,
Wo sich vom Ahn zum fernen Kind gewunden
Der Jugendspiele goldne Freudenkette,
Wo viele lebten ihre liebsten Stunden.

Doch wollt ihr bauen, bauet Kirchhofwände,
Daß man den Toten hier zu seinem Grabe,
Zugleich zur Stätte seiner Jugend sende,
Daß er sein Bestes hier beisammen habe!

Warnung und Wunsch

Lebe nicht so schnell und stürmisch;
Sieh den holden Frühling prangen,
Höre seine Wonnelieder;
Ach, wie bleich sind deine Wangen!

Welkt die Rose, kehrt sie wieder;
Mit den lauen Frühlingswinden
Kehren auch die Nachtigallen;
Werden sie dich wiederfinden? —

„Könnt ich leben also innig,
Feurig, rasch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verschwunden!"

Waldestrost

Im Walde schleicht ein alter Mann,
Allein mit seinem Leid,
Er ist so ärmlich angetan
Mit einem Lodenkleid.

Er blickt so traurig um sich her,
An seinen Stab gelehnt;
Dem Manne ists im Herzen schwer,
Wonach er wohl sich sehnt?

Den Bäumen nimmt der Herbst das Laub,
Der Tod im Walde tost,
Der Alte starret in den Staub,
Als sucht' er dort sich Trost.

Vom Dickicht rauscht vor ihn ein Reh
Und hält und will nicht fliehn,
Als wärs gerührt von seinem Weh,
Als wollt es trösten ihn.

Schau tief dem Reh, du armer Mann,
In seinen Kindesblick,
Vielleicht der Blick dir lindern kann
Dein trauriges Geschick!

Der Unentbehrliche

Könnt ich tausendfach mich teilen,
Schnell mit allen Winden eilen,
Überall zugleich zu walten,
Wos die Welt gilt zu gestalten!
Würden nicht durch meine Kräfte
Rasch gedeihn der Zeit Geschäfte?
Doch, so läßt mich mein Geschick
Schauen nur im Zeitungsblick
Ohne mich in fernen Reichen
Die verlaßnen Völker schleichen! —
Von den Sternen möcht ich wissen,
Ob sie mich nicht schwer vermissen?

An Fräulein Charlotte von Bauer

Bei Überſendung meiner Gedichte

Laß dich von dem bunten Häuflein
Meiner Herzenskinder grüßen!
Iſt darunter auch ein Teuflein,
Schmiegt es ſich zu deinen Füßen.
Wenige davon ſind munter,
Und die meiſten werden kommen
Ernſt und mürriſch, Kopf vorunter;
Doch es fehlt auch nicht an frommen.
Aber wenn dir von dem Völklein
Hier die tollen und verwegnen,
Dort leichtfertige begegnen,
Wie verblaſne Pfeifenwölklein;
Oder wenn dir meine Kleinen
Plötzlich oft zuſammenſchaudern,
Gar zuviel vom Tode plaudern,
Wenn ſie dir im Hauſe weinen:
Greife mächtig ins Klavier,
Zauberin im Klangrevier,
All den Braus mit deinen Tönen
Mildmelodiſch zu verſöhnen.
Könnt ich dann dich ſtill belauſchen,
Wie der Töne raſche Wellen
Unter deinen Fingern quellen
Und bewundernd dich umrauſchen! —

Schwärmer

Dieſe Blumen ohne Duft und Farben
Und von ihr, an deren Bruſt ſie ſtarben,
In den Staub geworfen und vergeſſen,
Magſt du ſie noch an die Lippen preſſen?
Soll die Blüte ihnen wiederkehren,
Daß du ſie betauſt mit Liebeszähren?
Schwärmer, den ein welkes Blatt entzückt,
Das im Spiel ein ſchönes Kind zerknickt!

„Schwärmer! denkſt du noch an jene Leiche?
O wie mochteſt du die welke, bleiche
Überweinen und zur Lippe preſſen!
War ſie nicht verlaſſen und vergeſſen
Von der ſchönen Seel in flüchtger Eile,
Die damit geſpielet kurze Weile?“

An einen Langweiligen

Unnahbar ſind die Mächte, unbezwingbar,
Die dir getreu, gleich Sklaven, ſchwerbejochten,
An deine Ferſe, deinen Wink geflochten,
Zu mächtig ſchier, als daß ſie mir beſingbar.
Mein Saitenſpiel auch darf nur zagend hoffen,
Von ihrem Sieg zu bleiben ungetroffen.

Doch Tyrannei iſt Mutter der Empörung;
Drum wagt ich einſt mit luſtigen Geſellen,
Gemacht, den Kater Cato ſelbſt zu prellen
Um einen Schwank, — wir wagten die Verſchwörung,
Uns in der Schenk an deinen Tiſch zu ſetzen,
Mit Scherz und Witz dich einmal ſcharf zu hetzen.

Weh uns! da quoll der Murmelbach der Rede
Hervor aus deines Kopfes finstrer Nacht,
Und unsre plänkelnde Vorpostenwacht,
Der Scherz, der Witz erlagen in der Fehde;
Von Wassergeistern ward der Witz umnebelt,
Von ihnen ward im Hui! der Scherz geknebelt.

Da trat, für uns zu Schmach und argem Spotte,
Die hohe Fürstin der Dämonenschar,
Mit faulen Schritten, trägem Zottelhaar,
Es trat aus deines Hirnes Felsengrotte
Die Langeweile, griff uns ohne Gnade,
Des Murmelbaches gähnende Najade.

Stille Sicherheit

Horch, wie still es wird im dunkeln Hain,
Mädchen, wir sind sicher und allein.

Still versäuselt hier am Wiesenhang
Schon der Abendglocke müder Klang.

Auf den Blumen, die sich dir verneigt,
Schlief das letzte Lüftchen ein und schweigt.

Sagen darf ich dir, wir sind allein,
Daß mein Herz ist ewig, ewig dein!

Waldgang

Ich ging an deiner Seite
In einem Buchenhaine;
Ein ſtörendes Geleite
Ließ nimmer uns alleine.

Und mußten wir zurücke
Ins Herz die Worte preſſen,
Uns ſagten unſre Blicke,
Daß wir uns nicht vergeſſen.

Und ſehn wir uns nicht wieder
In dieſem Erdenleben,
Dich werden meine Lieder
Verherrlichend umſchweben.

Das Bächlein trieb hinunter
Der Wellen raſche Tänze,
Und rauſchend flocht und bunter
Der Herbſt der Wehmut Kränze.

Doch aus des Walds Verdüſtern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört ich die Hoffnung flüſtern
Des ewgen Wiederſehens.

Scheideblick

Als ein unergründlich Wonnemeer
Strahlte mir dein tiefer Seelenblick;
Scheiden mußt ich ohne Wiederkehr,
Und ich habe ſcheidend all mein Glück
Still verſenkt in dieſes tiefe Meer.

Bestattung

Schöner Jüngling, bist als Held gefallen;
Sieg und Ruhm in deiner letzten Stunde
Fächeln dir die heiße Todeswunde,
Draus die Seele muß von hinnen wallen.

An den Schultern narbenvolle Viere
Tragen dich auf deinen Grabeswegen,
Zu der Trommel trauerdumpfen Schlägen
Folgen finster deine Grenadiere.

Schöner Jüngling, dir am Grabe schallen
Ehrend die Kanonen ihr Geschmetter,
Wie im Walde sommerschwüle Wetter
Auf den toten Frühling niederhallen!

Lebewohl an Eugenie

Lebewohl! ach, jene Abendstunde
Und mein Glück ist schnell verrauscht,
Wie das holde Wort aus deinem Munde,
Dem mein zitternd Herz gelauscht;
Wie der Wellen dunkle Sprachen,
Die umbrausten unsern Nachen.

Lebewohl! kein räuberisch Geschicke
Meinem Herzen rauben kann,
Wie in deinem seelentiefen Blicke
Auf mein Glück der Himmel sann.
Stund und Welle rauschten nieder,
Und wir sehen uns nicht wieder!

Aus!

Ob jeder Freude ſeh ich ſchweben
Den Geier bald, der ſie bedroht;
Was ich geliebt, geſucht im Leben,
Es iſt verloren oder tot.

Fort riß der Tod in ſeinem Grimme
Von meinem Glück die letzte Spur;
Das Menſchenherz hat keine Stimme
Im finſtern Rate der Natur.

Ich will nicht länger töricht haſchen
Nach trüber Fluten hellem Schaum,
Hab aus den Augen mir gewaſchen
Mit Tränen ſcharf den letzten Traum.

***

Die Seejungfrauen

Freundlich wehn die Abendwinde,
Schimmern Mond und Sterne;
Und das Schiff, so leicht und linde,
Trägt mich nach der Ferne.

Fried und Liebe, hold verbunden,
Schweben auf der Tiefe,
Ob der Tod mit seinen Wunden
Nun auf immer schliefe.

Sinnend starr ich nach dem hellen,
Grenzenlosen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre;

Plötzlich seh ich rasche Wogen
Aus der Tiefe springen,
Die da kommen hergezogen,
Einen Gruß zu bringen.

Ists ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Tiefewärts mit ſüßem Zwange
Zieht es mich zu ſchauen,
Mit geheimnisvollem Drange
Zu den Seejungfrauen.

Ja, von euch, ihr Rätſelhaften,
Kam dies volle Rauſchen,
Dran die Seele ſehnend haften
Muß und niederlauſchen.

Ward euch ahnend eine Kunde
Im Korallenhage,
Daß ein warmes Herz zur Stunde
Euch vorüberſchlage?

Glücklich die Piloten waren,
Denen ihr erſchienen
Mit den ſchönen, wunderbaren,
Lieblich fremden Mienen!

Könnt ich tauchen nieder, nieder
Bis in eure Nähen!
Könnt ich eurer ſchlanken Glieder
Leiſen Wandel ſehen!

Sehen euch den Reigen üben,
Schweſterlich verſchlungen,
Schweigend in den ewig trüben
Meeresdämmerungen!

Meeresstille

Stille! — jedes Lüftchen schweiget,
Jede Welle sank in Ruh,
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn belüde
Allzutrübe, allzuschwer,
Leget sich der Himmel, müde,
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergessend seiner Bahnen,
Seines Zieles, noch so weit!
Ruht das Schiff mit schlaffen Fahnen
In der tiefen Einsamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fischlein käme,
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fisch, der sich erhübe,
Und kein Vogel kommen will.
Ist es unten auch so trübe?
Ist es unten auch so still? —

Wie mich oft in grünen Hainen
Überrascht' ein dunkles Weh,
Muß ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ewgen Schmerz,
Den sie mir als Mutterſegen
Heimlich strömet in das Herz?

O, dann ist es keine Lüge,
Daß im Schoß der Wellenmacht
In verborgener Genüge
Ein Geschlecht von Menschen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen,
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim ist seine Stelle
Und Geheimnis, was er fühlt,
Denn die Tränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen spült.

Seemorgen

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Flut;
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff voll froher Wanderlust
Zieht fort unaufzuhalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten;

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge ſchweift,
Seh ich die Flut ſich dehnen,
Die uferloſe: mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich ſo lang euch meiden muß,
Berg, Wieſe, Laub und Blüte! —
Da lächelt ſeinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl tut Menſchenangeſicht
Mit ſeiner ſtillen Wärme!

An mein Vaterland

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Biſt du mir nun zurück!
Dein liebes Angeſicht verſchwand
Mir, wie mein Jugendglück!

Ich ſteh allein und denk an dich,
Ich ſchau ins Meer hinaus,
Und meine Träume mengen ſich
Ins nächtliche Gebraus.

Und lauſch ich recht hinab zur Flut,
Ergreift mich Freude ſchier:
Da wird ſo heimiſch mir zumut,
Als hört ich was von dir.

Mir iſt, ich hör im Winde gehn
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken ſtill verwehn
Den ſüßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
Braust mir dein Felsenbach,
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Herden Glockenschall
Zu mir herüberzieht
Und leise der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,
Wehmütig rauscht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: gedenke mein! —

Als ich am fremden Grenzefluß
Stillstand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umfing den letzten Baum

Und meine Zähre trennungsscheu
In seine Rinde lief:
Gelobt ich dir die ewge Treu
In meinem Herzen tief.

Nun denk ich dein, so sehnsuchtschwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ströme dir ins dunkle Meer
Den warmen Tränensold! —

Der Schiffsjunge

I

Das wilde, ſchäumende Roß,
Gejagt von der Sporen ſcharfem Stoß,
Auf krumm gewundener Reiterbahn
Mit ſeitwärts geneigtem Leibe ſtürmt:
So fliegt, wie die Flut ſich ſenkt und türmt,
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,
Mit tief bordüber geneigtem Maſt.

Es brauſt das Meer, es kracht und ſtöhnt
Des beladnen Fahrzeugs ſchwere Wucht
Auf ſeiner raſtlos eiligen Flucht;
Der Matroſen freudiges Hurra! tönt.
Der Steuermann am Ruder ſteht,
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
Stets blickend ſcharf aufs zitternde Schwanken
Der Buſſole mit mancherlei frohen Gedanken:
Er überzählt ſein Geldchen im ſtillen;
Schon hört er am Strande die Fiedel klingen,
Wo blühende, luſtige Dirnen ſpringen,
Die gerne dem Seemann ſind zu Willen.

Vergnügt, die Heimat wiederzuſehn,
Am Verdeck friſch auf und nieder geht
Waghaltenden Schritts der Kapitän
Und lächelnd empor in die Segel ſpäht,
Die voll ihm ſchwellen zur Augenlabe
Von des Windes köſtlicher, flüchtiger Habe.

Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
Die Sproſſen hinauf der ſchwankenden Leiter;

Schon hat er erreicht in munterer Hast
Die höchsten Segel am stolzen Mast:
Den Lüftefänger, den Wolkenraser,
Den Mondespflücker, den Sternengraser;
Da bricht das morsche Tau entzwei,
Woran er geschwebt, — ein banger Schrei —
Er stürzt hinunter ins Meer,
Und über ihn stürzen die Wellen her.

Umsonst, Matrosen, ist euer Bemühn,
Den Jüngling zu retten, er ist dahin!
Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen
Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen;
Schon hat ihn die eine wütend verschlungen,
Und über sie kommen die andern gesprungen,
Die um die Gierige neidisch schwärmen
Mit schäumendem Rachen und wildem Lärmen.

Die Sonne wiederum zu Himmel steigt,
Da ruhn die Winde, jede Welle schweigt,
Und traurig steht der feiernde Matrose,
Nachdenkend seinem wandelbaren Lose.
Klar blickt der alte Mörder Ozean
Dem Himmel zu, als hätt er nichts getan.

2

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das schnelle Unglück ohn Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer.
Über ihm und seinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wogen schäumen;
Seine Heimat grüßt er nimmermehr.

Oder hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er diesen Jüngling fallen ließ?
Sammeln sich um ihn die Seejungfrauen,
Froherstaunt, in der Korallenauen
Stillem, trübe dämmerndem Verlies?

Flechten sie schon freudig und erschrocken,
Schöner Fremdling, in die nassen Locken
Muscheln dir zum weißen Rosenkranz?
Werden sie in ihren Felsenriffen
Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings heiterm Glanz?

Zweites Buch

***

Die Werbung

Rings im Kreiſe lauſcht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreiſe rauſchen Klänge:
Was ergreifen die mich ſo? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rotgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder ſingen!
Wilder ſchlag das Zimbal du!“
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hörts, und voller
Wölkt ſein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Brauſt der Inſtrumente Kampf,
Brauſt die alte Heldenweiſe,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Friſche Knaben, welke Greiſe
Hinzog in die Türkenſchlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all die Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
Ihm auf Wang und Stirne blühn!

Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft in Blute wusch;
Auf dem Tschako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen;
„Wärest du ein Reiter doch!“
Ruft er aus mit lichtern Augen,
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft!“
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Tränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang!“
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern
Und den Bach vorüberweinen. —

Pochſt du lauter nach den Bahnen
Kühner Taten, junges Herz?
Oder zieht das ſüße Mahnen
Dich der Liebe heimatwärts?
Alſo ſteht er unentſchloſſen,
Während dort Geworbne ſchon
Ziehn ins Feld auf flinken Roſſen,
Luſtig mit Trommetenton.
„Komm in unſre Reiterſcharen!“
Fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Huſaren,
Das iſt Leben, das allein!“ —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulſe jagen ſchneller. — —
Plötzlich zeigt ſich jetzt im Kreiſe
Eine finſtere Geſtalt,
Tiefen Ernſtes, ſchreitet leiſe,
Und beim Werber macht ſie halt,
Und ſie flüſtert ihm ſo dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel ſchwingend,
Wie begeiſtert loht empor.
Und der Dämon ſchwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Muſik
Mächtig an zum ſtärkſten Brande
Mit Geraun und Geiſterblick.
Aus des Baſſes Sturmgewittern,
Mit unendlich ſüßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabſirenen.
Und der Finſtre ſchwebt enteilend
Durch der Lauſcher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend
Wie mit einem Blick der Weihe. —

Bald im ungeſtümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimat ſterben;
Arme Mutter! arme Braut!
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Biſt wohl auch kein Heldenſohn!
Biſt kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz! ſo fahre hin!“
Seht, er ſtürzt mit raſchem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handſchlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert ſich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts ſchleicht das Wild:
Alſo von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die ſcheue Männerzähre.
Ahnen ſie des Jünglings Ehre?
Ahnen ſie ſein frühes Grab?

Der Schifferknecht

Am Boden auf dem Rohrgeflecht,
Vom harten Glück verstoßen,
Da ruht der arme Schifferknecht
Mit seinen müden Rossen.

Er haust bei Tag und Nacht am Strand,
Der Herd- und Hüttenlose,
Und ihm gedeiht im Ufersand
Wohl keine Freudenrose.

Die Nacht ist kühl, es braust der Wind,
Still blickt der Mond hernieder;
Die Donau murmelt ihrem Kind
Gewohnte Schlummerlieder.

Sein Schlaf ist süß, er schlürft ihn ein
In starken, tiefen Zügen;
Berauschet ihn, ihr Phantasein,
Aus euren Zauberkrügen!

Laßt wandeln ihn am Wiesenhang
Im goldnen Morgenscheine,
Und ihm ertöne Vogelsang
Im aufgeblühten Haine!

Gebt ihm ein Häuschen still und traut,
Umrankt von grünen Bäumen,
Und eine schöne junge Braut
Gebt ihm in seinen Träumen!

Beim Hüttchen auf der Abendbank,
Da sitzen selig beide;
Heimkehrt mit frohem Glockenklang
Die Herde von der Weide.

Nun hört er nicht der Pferde Huf
Und nicht die Geißel knallen,
Hört nicht der Schiffer langen Ruf
Im fernen Wald verhallen.

Er sieht nicht, wie vom Strand hinab
Den armen Kameraden
Samt seinem Roß ins Wellengrab
Fortreißt der arge Faden*.

Marie und Wilhelm

Im Abendschein am Fenster saß
Allein mit ihrem Harme
Marie, das Antlitz welk und blaß
Gesenkt auf ihre Arme.

So saß das Mädchen still und sann,
Sann nach den alten Zeiten,
Und manche heiße Träne rann
Den schönen alten Zeiten:

Als sie im trauten Hüttlein noch
Bei lieben Eltern wohnte
Und süßer Gottesfriede noch
Der reinen Seele lohnte;

Als sie so fromm zur Kirche ging
Und ihre Wange glühte,
Wenn jedes Aug im Dorfe hing
An ihrer Jugendblüte;

* Faden, das Hauptseil, woran die Donauschiffe gezogen werden.

Als sie am lauten Erlenbach
Dem Wilhelm, freudetrunken,
Das erste Wort der Liebe sprach
Und ihm ans Herz gesunken;

Und er sie nannte „süße Braut!“ —
„Das alles ist vorüber!“
So dachte sie und schluchzte laut,
Ihr Herz ward immer trüber:

„Es kam der Feind in Sturmeslauf
Mit grimmen Todesstreichen;
Das Hüttlein sank, ein Aschenhauf,
Die Eltern, wunde Leichen.

Die Eltern tot! Er in die Welt!
Die Träne rann vergebens,
Ich in die Nacht hinausgestellt
Des unbekannten Lebens! —

Da glänzt' ein milder Strahl daher
Im hoffnungslosen Dunkel,
Ein böses Irrlicht, lockend sehr
Mit lieblichem Gefunkel:

‚Laß ab zu klagen, Kind, laß ab!
Komm, folge deinem Sterne!
Die Eltern kühlt und heilt das Grab,
Den Bräutigam die Ferne!

Bald sollst du als beglückte Frau
Genesen aller Leiden;
Komm, folge mir zur Liebesau
Voll ewig grüner Freuden!‘

Ich wischte mit treuloser Hand
Die Tränen von der Wange
Und ging — und ging — das Irrlicht schwand
Am furchtbar steilen Hange!

Nun ist mein Herz so grabesdumpf,
Verlassen wie die Wüste,
Seit in den bodenlosen Sumpf
Gesunken ich der Lüste!"

Marie blickt in die Nacht hinein
Aus ihrem stillen Zimmer;
Schon ist am Himmel Sternenschein
Und sanfter Mondenschimmer.

Im Garten ruft die Nachtigall,
Sie scheint in bangen Weisen
Zu klagen um des Mädchens Fall,
Die Unschuld süß zu preisen.

Und leise kommt der Abendwind,
Der ihren Locken schmeichelt,
Als wollt er trösten, ihr gelind
Die bleiche Wange streichelt.

Geh fort, o West, vom Mädchen, geh!
Laß ruhn den welken Flieder!
Du tust ihr mit den Blüten weh,
Die du auf sie streust nieder! — —

Da öffnet sich das Kämmerlein:
Es ruft ein Mann: „Maria!"
Die Freude stoßt ihn wild herein:
„O meine Braut Maria!

Ich habe nun mein Glück erjagt,
Mich durch die Welt getrieben;
Hab viel gelitten, viel gewagt
Und bin dir treu geblieben!

Wenn schier mein Herz vor Leide brach
An lieblos fremdem Orte,
So dacht ich an den Erlenbach,
Ich dacht an deine Worte!"

Er preßt sie selig an das Herz;
Sie aber muß sich wenden,
Sie hüllt, zerknickt von ihrem Schmerz,
Das Antlitz mit den Händen.

Und leichenblaß und zitternd bricht
Sie hin zu seinen Füßen;
Er weint, er deckt ihr Angesicht
Mit feurig bangen Küssen.

„Mir nicht den Kuß! bin sein nicht wert;
Tief sank ich ins Verderben!
Bin treulos, Wilhelm, und entehrt!
Zieh fort und laß mich sterben!" —

Wie also sie zu Wilhelm sprach,
Da schied er, schwer beklommen,
Ging still hinaus zum Erlenbach,
Der ihn mit fortgenommen.

Begräbnis einer alten Bettlerin

Vier Männer dort, in ſchwarzem Kleid,
Die tragen auf der Bahre,
Laſtträger, ohne Luſt und Leid,
Des Todes kalte Ware.

Sie eilen mit dem toten Leib
Hinaus zum Ort der Ruhe.
Schlaf wohl, du armes Bettelweib,
In deiner morſchen Truhe!

Dir folgt kein Menſch zum Glockenklang
Mit weinenden Gebärden;
Die Not nur blieb dir treu, ſolang
Von dir noch was auf Erden.

Dir gab der Menſchen ſchnöder Geiz
Ein Leichentuch zerfetzet,
Hat ein verſtümmelt Chriſtuskreuz
Dir auf den Sarg geſetzet;

Doch kränkt dich nicht der bittre Spott
In deinem tiefen Frieden,
Daß man ſelbſt einen ſchlechtern Gott
Dir auf den Weg beſchieden.

Einſt blühteſt du im Jugendglanz,
Vom ganzen Dorf geprieſen
Die ſchönſte Maid am Erntetanz,
Dort unten auf der Wieſen.

Folgt keiner dir der Burſche nach,
Die dort mit dir geſprungen?
Wohl längſt die muntre Fiedel brach,
Die dort ſo hell geklungen!

Die Waldkapelle

I

Der dunkle Wald umrauſcht den Wieſengrund,
Gar düſter liegt der graue Berg dahinter;
Das dürre Laub, der Windhauch gibt es kund,
Geſchritten kommt allmählig ſchon der Winter.

Die Sonne ging, umhüllt von Wolken dicht,
Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinnen,
Und die Natur verſtummt, im Dämmerlicht
Schwermütig ihrem Tode nachzuſinnen.

Dort, wo die Eiche rauſcht am Bergesfuß,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
Die längſt verlaßne, ſtille Waldkapelle.

Wo ſind ſie, deren Lied aus deinem Schoß,
O Kirchlein, einſt zu Gott emporgeflogen,
Vergeſſend all ihr trübes Erdenlos? —
Wo ſind ſie? — ihrem Liede nachgezogen!

2

Horch! plötzlich ſtört ein Ruf die Einſamkeit:
Klangs nicht aus der Kapelle öden Mauern?
Wer iſt es, der ſo wunderlich dort ſchreit,
Daß michs unheimlich faßt mit kaltem Schauern?!

„Herr Gott! wir loben dich — ha, ha, ha, ha!“
Nun ſchweigt er ſtill, der grauſe Gottverächter,
Und donnernd ruft er nun: „Allelujah!“
Und überdonnernd folgt ſein Hohngelächter.

Da stürzt er mir vorbei, voll scheuer Hast,
Das wirre Haar von bleicher Wange streifend,
Die Augen wild bewegt und ohne Rast,
Irrlichter, in der Nacht des Wahnsinns schweifend.

Er eilt waldein, von seinem Tritte rauscht
Das dürre Laub im dunkeln Eichenhaine;
Wie sinnend bleibt er plötzlich stehn und lauscht,
Und leise hör ichs nun, als ob er weine.

Mitleidig rauscht ihr ihm — o rauschet nur! —
Den Trost: „Vergänglichkeit!", ihr welken Blätter!
O locket seine Seele auf die Spur
Des milden Todes, nennt ihm seinen Retter! —

Zur sanften Wehmut lichtet sich das Tal,
Dort kommt der Mond zum stillen Abschiedsfeste;
Es will sein Silberschimmer noch einmal
Sich schmiegen an des Sommers karge Reste.

Wie schwach ist schon der Eiche fahles Laub!
Den leichten Mondstrahl kann es nicht mehr tragen,
Es bricht und zittert unter ihm in Staub
Und läßt die kahlen Äste traurig ragen. —

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bittre Lächeln auf den Mond gerichtet;
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ists der traurigsten hienieden. —

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch getan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen?

3

Er hat geliebt! — Vor langer, trüber Zeit,
Da ging er einst, ein fröhlicher Geselle,
Mit seinem Lieb durch diese Einsamkeit
Und kam mit ihr zur stillen Waldkapelle.

Sie traten ein, sie knieten hin; da glomm
Durchs Fenster hell herein die Abendröte;
Er betete mit ihr so selig fromm,
Und draußen sang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand sie schnell und feierlich
Und sprach, so schiens, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb ich nicht warm und treu und ewig dich,
So strafe mich der Herr mit seinem Grimme!"

Und heller glomm der helle Abendstrahl,
So wie sein Herz, sich ewig ihr zu weihen;
Und draußen klang im stillen Waldestal
Des Hirten Lied wie Himmelsmelodeien. —

Wie bald, wie bald, daß ihn ihr Herz vergißt!
Daß ihr ein andrer schon des falschen Eides
Das letzte Wort von falscher Lippe küßt,
Sie mit dem Glanze schmückt des Brautgeschmeides!

Und all ihr Leben, Freudentaumel nur,
Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals störte,
Zieht unverfolgt von ihrem falschen Schwur
Und frech am Gott vorüber, der ihn hörte. –

Das wars, o Schickſal, was der Menſch getan,
Daß mit des Wahnſinns bangen Finſterniſſen
Du ihm verſchüttet haſt die Lebensbahn,
Aus ſeiner Seele ſeinen Gott geriſſen!

Drum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält von ſeinem Schmerz, an jener Stelle,
Wo er ſo ſelig einſt gekniet vor Gott,
Drum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle.

Der Raubſchütz

Nach einer Sage

Der alte Müller Jakob ſitzt
Allein beim Glaſe Wein.
Schwarzmitternacht, nur manchmal blitzt
Ein Wetterſtrahl herein.
Das Mühlrad ſauſt, es brauſt der Wind;
Doch ſchlafen ruhig Weib und Kind.

Der Alte tut manch raſchen Zug,
Er denkt an Zeit und Tod.
Wie draußen jagt des Sturmes Flug,
So jagen Luſt und Not,
Die längſt begrabnen, neuerwacht,
Ihm durch die Bruſt in dieſer Nacht.

Die Tür geht auf, er fährt empor:
Wer kommt zu ſolcher Stund?
Ein Weidmann mit dem Feuerrohr,
Mit ſeinem Stöberhund,
Hahnfeder, Gemsbart auf dem Hut,
Das grüne Wams befleckt mit Blut.

Der Müller ſtarrt, zurückgebeugt,
Dem Jäger ins Geſicht,
Sein Haar entſetzt zu Berge fleugt,
Sein Blut zum Herzen kriecht:
Der Raubſchütz iſts, der wilde Kurd,
Der jüngſt im Wald erſchoſſen wurd.

Der finſtre Jäger an die Wand
Auf Jakobs Büchſe winkt;
Der preßt ſein Glas in zager Hand,
Daß es zu Scherben ſpringt;
Gehorchend nimmt er ſein Gewehr
Und ſchleicht dem Grauſen hinterher.

Sie ſtreifen in den Wald hinaus,
Nach ſüßem Wildesraub;
Stets lauter wird der Winde Braus,
Der Pfade dürres Laub.
Der Jäger ruft voll heißer Gier:
„Komm, Bruder, jagen, jagen wir!“

Sie ziehn fort fort im finſtern Wald
Durch Strupp und Strom gar friſch;
Das Wild ſchrickt auf, die Büchſe knallt,
Der Stöbrer im Gebüſch
Rauſcht mit arbeitendem Geruch,
Der Jäger ruft: „Such, Hundel, ſuch!“

Doch an des Walds geheimſtem Ort,
Auf ſeinem liebſten Stand,
Wo jüngſt die Kugel ihn durchbohrt
Aus meuchleriſcher Hand,
Da bleibt er ſtehn und donnert: „Schau!
Hier ſchoß er mich wie eine Sau!“

Es ächzt der Wald im Sturm verzagt,
Vom Monde jetzt erhellt;
Der kühn gewordne Müller fragt:
Was iſts in jener Welt?
Da murmelt trüben Angeſichts
Der Jägersmann: „Es iſt halt nichts!“

Warnung im Traume

In üppig lauter Reſidenz
Verſchwelgt mit reicher Habe
Ein Jüngling ſeinen Lebenslenz;
Die Eltern ruhn im Grabe.

Die Mutter lag am Sterbepfühl
Mit matten Herzensſchlägen,
Sie legte blaß und todeskühl
Die Händ ihm auf zum Segen.

Und ſie verſchwendet noch im Schmerz
Der Kräfte letzten Glimmer,
Daß nun das Kind ihr treues Herz
Verlaſſen ſoll auf immer.

Der Mutterliebe ewge Macht
Hält ſie dem Sohn vereinet,
Wie mildes Mondlicht in der Nacht
Des Wandrers Pfad beſcheinet.

Umſchwebt ſie auch im Geiſterflug
Still ſegnend den Bedrohten,
Gewaltig iſt der Sinnenzug,
Und kraftlos ſind die Toten.

Sie sah, wies letzte Röslein sich
Von seiner Wange stehle,
Und wie die Unschuld ihm verblich,
Die Rose seiner Seele.

Sie sah den Sohn die Sinnengier
Stets fesselnder umgarnen;
Ein Trost nur war geblieben ihr:
In Träumen ihn zu warnen.

Nach einem wildverbrausten Tag,
Verbuhlet und vertrunken,
Der Jüngling auf dem Bette lag,
Dem Schlafe heimgesunken.

Da träumt ihm, daß er abends irrt
Durch volkbelebte Straßen,
Wo manche Dirne lockend kirrt
Zu lüsternem Umfassen.

Schon wandelt der Laternenmann
Von Pfahl zu Pfahl und zündet
Dem Laster seine Sterne an,
Das hier sich sucht und findet.

Der Jüngling sieht ein lockend Weib
An ihm vorübergleiten,
Um deren üppig schlanken Leib
Sich Licht und Dunkel streiten.

Das Licht ihm wenig nur erhellt,
Die Lust nach dem zu wecken,
Was ihm das Dunkel vorenthält
Mit reizend schlauem Necken.

Er will den Reizen ſein zu Gaſt,
Sie laden ihn ſo dringend,
Er eilt ihr nach, der Schritte Haſt
Je mehr und mehr beſchwingend.

Doch wie er nach der Dirne ſetz,
Er kann ſie nicht erreichen,
Er ſieht die Dunkle weiter ſtets
Und lockender entweichen.

Sie gleichet einem Nebelbild
Mit leiſem, fernem Winken;
Sein Blick dem Sonnſtrahl heiß und wild,
Den Nebel aufzutrinken.

Schon haben ſie im raſchen Zug
Die wache Stadt verlaſſen,
Und ſchon durchkreuzt ihr ſchneller Flug
Der Vorſtadt öde Straßen.

Nur hier und dort ein Licht noch brennt
Bei Toten oder Kranken;
Und fort und fort die Dirne rennt,
Er nach mit giergem Zanken:

„Was rennſt du, Tolle, ſo geſchwind?
Wo ſteht dein ſüßes Lager?“
Da pfeift ums Ohr ein kalter Wind
Dem ungeſtümen Frager.

„Halt an, halt an die tolle Flucht!
Ich will dich fürſtlich zahlen!“
Alſo der Jüngling fleht und flucht,
Schwerkrank an Wolluſtqualen.

Nun iſt kein Haus zu ſchauen mehr;
Mit argbetroffnen Blicken
Sieht er nur Gräber rings umher
Und ernſte Kreuze nicken.

Da wendt ſie ſich im Mondenlicht,
Zu ſeiner Qualgeneſung:
Mit grauverwiſchtem Angeſicht
Umarmt ihn — die Verweſung. —

Doch fuhr er kaum vom Schlummer auf,
Hat er den Traum verſungen,
Und hat der wüſte Lebenslauf
Ihn wiederum verſchlungen.

Bald ward des Traumes kalte Braut
Am ſchweigenden Altare
Dem Jüngling wirklich angetraut,
An ſeiner Totenbahre.

***

Ciſteron

Welche Freude fühlt der Wandrer,
Zieht er ſo im Frühlingsſtrahle
Durch die ſchönen, liedervollen,
Wonnigen Provencertale!

Heißer glüht der Kuß der Sonne
Auf den blumenreichen Matten;
Süßre Labung rauſcht die Quelle,
Kühler ſäuſeln hier die Schatten.

Voller tönt des Donners Stimme,
Und die Sterne blinken heller;
Raſcher blüht die Frucht und reifet,
Und die Liebe zündet ſchneller.

Unbeſiegbar und unendlich
Iſt der Liebe banges Sehnen,
Und es nagen in die Herzen
Tiefer ihre Spur die Tränen.

Aber führt der Weg den Wandrer
An den Ort, den ich beſinge,
Kann er nicht dem Schauder wehren,
Daß er ihm das Herz durchdringe.

Am Gestade der Durance
Sieht er eines Städtchens Mauern,
Grauberäuchert, hin und wieder
Seine stillen Häuser trauern.

Grausenhafte Felsenschlünde
Sieht der Wandrer dicht daneben,
Selten auf granitnem Blocke
Einen Strauch im Winde beben.

In dem nächtlichen Reviere
Scheint der Tod sich zu ergeben
Und den Leben nachzusinnen,
Die sein Odem wird verwehen.

Von den Klippen, wie verzweifelnd,
Stürzt der Wildbach in die Tiefe,
Und er brauset in den Schluchten,
Ob er bang nach Hülfe riefe.

Furchtsam ruht am Fuß des Berges
Städtchen Cisteron geschmieget,
Wie zu des Gebieters Füßen
Weinend eine Sklavin lieget.

Auf dem Berge ragt Gemäuer,
Und in längst verblichnem Glanze
Herrschten hier von ihrem Schlosse
Einst die Grafen der Provence.

Wie so traurig hier dem Wandrer
Die verfallnen Türme winken:
Alles Edle hier auf Erden,
Alles muß am Ende sinken!

An den Türmen, steil und plötzlich,
Hebt sich eine Felsenmasse,
Eine Herberg für die Wolken,
Auszuruhn auf ihrer Straße.

Und zuhöchst am Felsenhaupte
Steht ein Häuschen, einsam, wüste,
Wo der Heide mit dem Opfer
Seine Götter einst begrüßte.

Doch in unsern schlimmen Tagen
Ward der Tempel zum Gefängnis,
Wo die Tyrannei ihr Opfer
Quält in heimlicher Bedrängnis.

Ludewig, du böser König!
Richelieu, du arger Priester!
Wagt der König nicht den Frevel,
Schon vollbringt ihn der Minister.

Zu beklagen ist die Menschheit,
Will ein Priester ihr gebieten:
Statt den Himmel ihr zu geben,
Raubt er ihr die Erdenblüten.

Der nächtliche Gang

Tiefe Nacht: — der stille Vollmond
Hebt sich jenseits von den Auen,
Und die Wellen der Durance
Sind ein Silberstrom zu schauen.

Flüchtig eilen sie vorüber
An den mondbeglänzten Riffen,
Und von rätselhafter Wehmut
Fühlt der Wandrer sich ergriffen;

Denn er hört im ruheloſen,
Immergleichen Wellenſchlage
Ewig an die Sterne tönen
Seines Herzens bange Frage:

Ein Verrauſchen, ein Verſchwinden
Alles Leben! — doch von wannen? —
Doch wohin? — die Sterne ſchweigen,
Und die Welle rauſcht von dannen.

Ciſteron, das Städtchen, ſchlummert,
Nur im Schloſſe laſſen Worte
Dumpf und eilig ſich vernehmen,
Und es dröhnt die Eiſenpforte.

Männer ſteigen ſtill und langſam
Dort hinauf zum Felſenhauſe:
Waffenknechte ſind es, führen
Den Gefangnen in die Klauſe.

Johann Kaſimir von Polen!
Heiß durchrollt von Königsblute,
Edler Sproß vom Stamme Waſa,
Ach, wie mag dir ſein zumute!

Heldenjüngling, der du kämpfteſt
Ruhmbekränzt in manchen Schlachten,
In verräteriſcher Fremde
Mußt du als Gefangner ſchmachten!

Spricht man ſo im feinen Frankreich
Hohn des Gaſtes heilgem Rechte,
Daß den freundgeſinnten Fürſten
Zwingen die Tyrannenknechte?!

In des Mondes hellem Scheine
Glänzen ihre Mordgewehre;
Aber nicht des Polenfürsten
Stolz und schnell vertrocknete Zähre.

Auf dem steilen Stufenpfade,
Eingehauen dem Granite,
Heben sich in scheuer Windung
Nach dem Gipfel ihre Schritte.

Wagt es wer, im schwanken Mondlicht
Da den Pfad hinaufzuwallen,
Bebend sieht er seinen Schatten
In den grausen Abgrund fallen.

Sinnend bleibt Johannes stehen,
Und er hört im Niederlauschen
Immer leiser dort die Schluchten,
Leiser die Durance rauschen.

Horch! ein Lüftchen aus den Auen,
Wo die Nachtigallen singen,
Kommt dem Armen nachgeflogen,
Ihm noch einen Laut zu bringen.

Weither kam das gute Lüftchen,
Wie ein Kind, das frohbehende
Einem Bettler, wenn er scheidet,
Nacheilt mit der milden Spende.

Und sie klimmen immer höher,
Nur noch ihre Tritte schallen;
Still ist nun der Wasser Rauschen,
Still das Lied der Nachtigallen.

Todesruhe deckt die Höhen,
Die verlaßnen Felſenklippen;
Kein Geſträuch und keine Blume
Auf des Abgrunds bleichen Lippen.

Der ſelige Abend

Schnell verſammelt um die Felſen
Haben Wolken ſich und Winde,
Um den neuen Gaſt zu grüßen,
Seines Kummers Spielgeſinde.

Ausgeloſchen iſt das Mondlicht
Und der Sterne helles Flimmern,
Durch die enge Fenſterſpalte
Hört der Gaſt die Lüfte wimmern.

Traurig ſinnend blickt Johannes
In die dunkle Ferne nieder,
Und es flattern ſeine Locken
Windgeſchaukelt hin und wieder;

Flattern um die blaſſe Stirne
Wie das Laub der Trauerweiden
Um die bleiche Marmortafel
Über den begrabnen Freuden.

Er gedenket eines Abends,
Eines ſeligen vor allen,
Als in Martigues er gelandet
Mit den Freunden und Vaſallen.

Ruhig lag die ſturmerprobte
Genueſiſche Galeere,
Luſtig flogen ihre Wimpel,
Und der Tag verſank im Meere:

Scheidend warf er seine Strahlen
In der Wellen bunt Gedränge,
Wie ein König, goldverstreuend,
Scheidet von der frohen Menge.

Nach dem Sturme lag die See nun
Schön in ihrer stillen Größe;
Nur noch manchmal an das Ufer
Tönten bange Wellenstöße:

Also zuckt nach starkem Weinen
Noch das Herz mit bangem Schlage,
Ist auch schon das Auge heiter
Und verstummt des Mundes Klage.

Lieblich war der Lüfte Säuseln
Nach dem rauhen Sturmestosen;
Auf der Meeresruhe schwebten
Die Gesänge der Matrosen. —

Dicht am Strande, schmuck und wirtlich,
Winkt der Gasthof mit dem Schilde
Dreier Lilien, einzukehren
Zu dem schönen Engelbilde:

Klara Hebert, weit gepriesen
Rings im Lande ob der Blüte
Ihrer Schönheit, weit im Lande
Ob des Herzens Wundergüte.

Laut mit ungestümer Freude
Tritt der Seemann in das Zimmer,
Dringend heischt er nach dem Becher;
Doch sein Mut wird stiller immer.

Ihm kredenzt der Wirtin Tochter
Freundlich mit den zarten Händen,
Und er läßt den Becher stehen,
Kann sein Auge nimmer wenden.

Nun sie seinem Blick entschwunden,
Trinkt er aus mit raschem Zuge;
Daß sie noch einmal ihn fülle,
Klopft er sachte mit dem Kruge.

Seine Seele ward ergriffen
Schmerzlich von der Liebe Ahnen,
Die für immer er verloren
Auf den sturmbewegten Bahnen.

Und er eilt hinaus zum Strande,
Fort treibt ihn sein wild Verlangen,
Daß die Stürme ihm entschlagen
Dieses ungewohnte Bangen. —

Mit dem glänzenden Gefolge
War der Prinz nun angekommen;
Ihn empfing die Wirtin rauschend,
Ihre Tochter still beklommen.

Schüchtern vor dem fremden Fürsten
Steht sie, harrend der Befehle,
Kaum zu ihm hinanzublicken
Wagt ihr Auge, voller Seele.

Tiefen Ernst und süße Schwermut
Sprechen seine schönen Züge,
Und des Auges Blitz verkündet
Hell des Mutes hohe Flüge.

Froh erſchrecken ihre Blicke,
Und ſie können nicht verweilen,
Müſſen mit dem ſchönen Bilde
Schnell zurück zum Herzen eilen.

Überwältigt von der Liebe
Selig dringendem Erwarten,
Treten beide unwillkürlich,
Stumm und bebend, in den Garten.

Alſo wandeln ſie noch lange
Mit verſchwiegenem Gefühle;
Gaſtlich bieten hier die Bäume
Süße Frucht und Schattenkühle.

Nachtigallen, immer lauter,
Singen auf den grünen Zweigen,
Gleich als wollten ſie verraten,
Was die beiden ſich verſchweigen.

Freudig grüßen ſchon die Sterne
Sie auf ihrem ſchönſten Gange;
Endlich wird die Liebe Sprache,
Und ſie flüſtern viel und lange.

Klärchen hört die Zauberworte,
Daß ſie ihm auf weiter Erde
Die alleinzige Geliebte
Sei und immer bleiben werde.

In der Jungfrau Buſen plötzlich
Iſt der Himmel aufgegangen,
Seines Lenzes Purpurblüten
Treibt das Herz ihr auf die Wangen.

Blumengruß

Jener Abend war entschwunden;
Doch mit jedem Morgenlichte
Fand Johannes im Gefängnis
Frische Blumen, süße Früchte.

Sind es Früchte nicht von Bäumen,
Die er sah auf seinen Wegen?
Hauchten diese Blumen nie noch
Ihre Düfte ihm entgegen? —

Gleich als hätte heimlich jemand
Abgeschmeichelt jeder Stelle
Eine freundlichere Miene,
Heitert sich die Kerkerzelle.

Dieses ewig wache Sorgen,
Ob ein Geist es heimlich übe,
Allgewärtig, ungesehen,
Kann es jemand als die Liebe? —

Jüngling, mit den edlen Freunden,
Die getreu dir auch im Leide,
Ist noch eine treue Seele
Dir gefolgt, in fremdem Kleide.

Ihre Sehnsucht will die Jungfrau
Deinem Blick verborgen halten,
In die Pflicht des Pagen hüllen
Ihrer Liebe stilles Walten.

Und es deckt die Rosenwangen
Gelbe angetünchte Farbe,
Und es flüchtet ihre Stirne
Unter die gemalte Narbe.

Kaum erwacht der Tag im Osten
Und der Schwalben frühes Rufen,
Eilt auch schon das gute Klärchen
Nieder die granitnen Stufen.

Über Felsen, Tal und Wiesen
Wandert sie wohl eine Meile
Nach dem Garten ihrer Mutter
Fort in rastlos froher Eile.

Was an schönen frischen Blumen
In den Beeten ist zu finden,
Pflücket sie mit klugem Finger,
Ihm den Morgengruß zu winden.

Und sie blicket, Früchte suchend,
Nach den Bäumen in der Runde;
Sinnend hält sie manchmal inne,
Eingedenk der süßen Stunde.

Und die Wonne jener Stunde
Und das mitleidvolle Bangen
Um den Teuren mengen ihre
Tränen auf des Mädchens Wangen. —

Nun erwacht der Prinz vom Traume,
Der ihn ließ sein Klärchen schauen,
Der ihn wandeln, frei und selig,
Ließ in heimatlichen Auen.

Des Erwachten Blicke schweifen
Finster an den Kerkerwänden,
Doch sie werden plötzlich heiter,
Treffen sie die Morgenspenden.

Still und schüchtern in der Ferne
Steht der Page, wills kaum wagen
Daß sie nicht Verräter würden,
Seine Augen aufzuschlagen.

Klara sieht es freudebebend,
Wie der Liebe stumme Gaben
Ihm das Angesicht erheitern
Und die kranke Seele laben.

Die Gewitternacht

Mit dem Grafen Konopacki,
Seinem Freunde treubewähret,
Spricht Johannes angelegen,
Als der Abend wiederkehret.

Eben hat der Graf des Trostes
Mildberedtes Wort geendet
Und des Prinzen düstre Seele
Froher Hoffnung zugewendet.

Leise lächelt dem die Freude
Auf den kummerbleichen Wangen,
Und er hält die Hand des Freundes
Mit des Dankes Druck umfangen. —

Draußen sind die Waffenknechte
Rundgelagert in der Halle,
Und es dröhnt der Marmorboden
Vom Pokal und Würfelfalle.

Weiche Provenzalenlieder
Tönen aus den rauhen Kehlen,
Und sie schweben durch die Runde
Schwankend, wie verirrte Seelen.

Doch den einen von den Wachen
Seine Kameraden ſchelten,
Denn er ſchweigt bei ihrem Jubel,
Hebt auch ſeinen Becher ſelten.

Klärchens Vetter, Heinrich iſt es,
Den des Mädchens Flehn bewogen,
Daß der Krieger auf des Kerkers
Prevotalwacht iſt gezogen. —

Schweigend blicken jetzt die Freunde
Durch des Kerkers Fenſtergitter,
Nächtlich kommt heraufgezogen
Dort vom Weſten ein Gewitter;

Und die freien Wetterwolken
Ziehen raſch vorbei und ſchneiden
Finſtre, höhniſche Geſichter
In den Kerker auf die beiden.

Brauſend fliegt des Todes Jagdhund
Sturm bergan in wilder Eile,
Seinen Herrn zu ſuchen, irrt er
Durch die Felſen mit Geheule.

Immer wird der Himmel dunkler,
Und ſchon iſt die Nacht vollkommen;
Wie von einer finſtern Ahnung
Wird der Freunde Herz beklommen.

Donnernd hallt des Todes Weidruf
Ringsum in Gebirg und Talen,
Plötzlich zündet er die Nacht an
Mit den hingeſchoßnen Strahlen.

Immer lauter schreit der Donner
Durch die grausen Finsternisse;
Aus gebrochnen Wolken stürzen
Rauschend sich die Regengüsse.

Hart am Kerker Blitze zucken
Sehn die beiden mit Entsetzen:
An den Felsen scheint der Tod hier
Seinen Flammenpfeil zu wetzen. —

Doch wer sind die zwei Gestalten,
Die, umrast von den Wettern,
Es in solcher Stunde wagen,
Zum Gefängnis aufzuklettern?

Richelieus geheimes, sichres
Werkzeug in verruchten Taten:
Chantereine, der Hauptmann ist es
Von des Schlosses Wachtsoldaten.

Dieser weiß zu des Gebieters
Schlau verderblichem Befehle
Immer noch ein Gift zu fügen
Aus der eignen bösen Seele.

Und mit ihm der Knechte kühnster,
Dem er alles mag vertrauen,
Der ihm durch die Nacht der Sünde
Folgt wie durch Gewittergrauen.

Rastend halten sie jetzt inne
Auf bequemer Felsenfläche,
Daß des Greuels nahen Ausgang
Noch das finstre Paar bespreche.

Wildfroblockend ruft der Hauptmann:
„Heute muß das Werk vollbracht sein
Und zur Freude des Ministers
Dies des Polen letzte Nacht sein!

Reich an Hasse ist der Priester,
Dessen mag manch Grab ihn loben:
Doch des Hasses herbste Fülle
Kocht sein Herz für den da oben.

Denn der hat sich kühn vermessen,
Einst in hoher Fürsten Kreise
Dem Gefürchteten zu nahen
Auf verächtlich kalte Weise.

Und er wäre längst verblichen;
Doch der König selbst, der schwache,
Hat Gewalt verboten, fürchtend
Österreichs und Polens Rache.

Heute will mit eigner Faust ich
Nach der rechten Stunde haschen
Und mit dem, was wir vollbringen,
Selbst den Teufel überraschen.

Doch daß unsrer Tat Geheimnis
Kein Verräterohr belausche,
Liegt der Wache ganze Rotte
Eingezecht im tiefsten Rausche.

Hurtig schleudern in den Kerker
Wir die loben Schwefelbrände,
Daß der Fürst im schweren Qualme
Sein erlauchtes Leben ende!

Und sein guter, treuer Landsmann,
Der da schläft an seiner Seiten,
Wird den Freund wohl mit Vergnügen
In die andre Welt begleiten.

Lustig vorwärts, Kamerade!
Vorwärts, Bruder, ohne Zagen!
Morgen heißt es: in den Kerker
Hat der Donner eingeschlagen.

Ja! dem Himmel aufgebürdet
Sei die Mordtat unsrer Hände;
Und der wütet heut so närrisch,
Daß ers selber glaubt am Ende!"

Hastig schreiten sie nun aufwärts,
Kommen zu den Kerkertoren;
Doch es ging von dem Gespräche
Nicht ein Wörtchen auch verloren.

Denn des Prinzen treuer Page,
Dem ein Unheil mochte ahnen,
Folgte ihnen Schritt für Schritte
Nach auf ihren schlimmen Bahnen.

Sachte sind sie nun getreten
In das Haus, die Schwefelbrände
Aus dem Dunkel still zu holen,
Und entzünden sie behende.

Klärchen weckt den Vetter schleunig,
Der in leichtem Schlummer nicket,
Hält die Hand ihm, daß er schweige,
Zitternd auf den Mund gedrücket.

Chantereine iſt ſchnell und leiſe
Schon zum Fenſter angeklommen,
Hat nun aus der Hand des Knechtes
Schon den Brand hinaufgenommen;

Plötzlich mit dem Feuerrohre
Bricht der Page vor, entſchloſſen:
In den bodenloſen Abgrund
Stürzt der Böſewicht erſchoſſen.

Wütend, mit gezücktem Dolche,
Faßt den Pagen nun der Scherge;
Doch, von Heinrichs Schwert getroffen,
Taumelt er hinab die Berge.

Der alte Marko

„Klara, lebſt du?“ ruft Johannes
Bang mit lautem Herzenspochen;
Klara liegt am Kerkerlager,
Eine Lilie ſturmgebrochen.

Stumm, mit troſtberaubter Miene,
Steht des Fürſten Arzt daneben,
Ohne Raſt mit Blick und Händen
Spürend nach dem teuren Leben.

Abgewaſchen ihrem Antlitz
Iſt die jungfräuliche Lüge,
Und in bleicher Todesſchönheit
Zeigen ſich die holden Züge.

Loſe ſind die wirren Haare,
Blutig ſind die zarten Hände,
Die im Sturme ſich geklammert
An die rauhen Felſenwände.

In die weiche Bruſt gedrungen
Iſt der Dolch des Mordgeſellen,
Und der treue, warme Purpur
Quillt hervor in raſchen Wellen.

Und ein ſtilles, ſtarres Lächeln
Ruht ſo hold auf ihrem Munde,
Gleich als fühle ſie mit Wonne
Bluten ihre tiefe Wunde.

Wer die Liebe hat im Herzen
Mit dem vollen heißen Triebe,
Fühlt wohl auch die ſüße Sehnſucht,
Hinzuſterben für die Liebe:

Hinzuſchütten alles Leben
Mit dem einen ſüßen Worte:
„Dir!“ — wie ſtürzt das Blut ſo freudig
Durch die aufgerißne Pforte! —

Doch der alte treue Marko
Waltet ohne Raſt noch immer;
Sieht vielleicht ſein ſcharfes Auge
Noch wo dämmern einen Schimmer?

Kräuter, die der fernſte Süden,
Die der höchſte Nord geboren,
Seiner Kunſt geheimſte Kräfte
Werden jetzt von ihm beſchworen.

Wonnebebend und verzweifelnd,
Reicht Johannes ihr die Labe;
Seine Seele zittert zwiſchen
Klaras Lieb und ihrem Grabe. —

Endlich hebt ſich ihre Wimper:
O du Seligſter von allen!
Freudeſchluchzend zum Gebete
Mußt du auf die Kniee fallen!

Und der alte treue Marko
Blickt empor zu Gott und betet:
„Meine Kunſt iſt deine Gnade,
Die vom Tode ſie gerettet!“

Klara hebt die matten Augen
Auf zu dem in Freudezähren,
Dem zuliebe bald auf immer
Sie geſchloſſen blieben wären.

Und lebendig wird das Lächeln,
Das vom Tode war befangen;
Ein jungfräuliches Erröten
Dämmert auf den bleichen Wangen.

Die Botſchaft

Nach Saint-Germain zum Verkaufe
Trägt ein Häuflein Bauersleute,
Was der Herbſt mit vollen Händen
Ihm auf Flur und Garten ſtreute.

Neben ſchwer beladnem Wagen
Läßt der Mann die Geißel knallen;
In der Bäurin feinem Korbe
Wird das ſchmucke Obſt gefallen.

Mit Geſchichten, frohen Poſſen,
Und nun wieder mit Geſängen,
Suchen ſie ſich wegzuſtehlen
Über ihres Weges Längen.

Hinter ihnen Pferdgetrappel,
Und sie stehen, und sie schweigen,
Und neugierig nach den Reitern
Aug und Ohr sie rückwärts neigen.

In noch nie gesehner Eile,
Brausend gleich empörten Wogen,
In noch nie gesehnen Trachten
Kommt die Schar herangeflogen.

Wer? wohin? woher des Weges?
Rufen die erstaunten Bauern;
Doch mit Staub die Rossehufe
Ihnen schnell den Mund vermauern. —

Es ist Christoph Gonsiewski,
Von Smolensk der Wojewode,
Der mit seinen Reitgefährten
Manches Roß gejagt zu Tode.

Nimmer länger soll Johannes
Schmachten in den Kerkermauern;
Wladyslaw, sein treuer Bruder,
Fühlt herzinniges Bedauern.

Wladyslaw, der Polenkönig,
König auch im Schwedenlande,
Ist empört in tiefster Seele
Über Frankreichs freche Schande.

Und er ließ zu seinen Boten
Zürnend seine Stimme tosen,
Und das Wort, das er gesendet
An den König der Franzosen,

Iſt ein Blitz in ſie gefahren,
Der ſie nun fortreißt geſchwinde,
Unaufhaltſam nach dem Orte,
Wo er, freigelaſſen, zünde. —

In dem Schloſſe zu Saint-Germain
Schnauben ſchon die müden Renner;
Vor den argbetroffnen König
Treten die ſarmatſchen Männer.

Schweiß entrollt den kühnen Stirnen,
Und ihr Auge glüht im Zorne,
Drohend klirren ihre Säbel,
Ihre blutgetränkten Sporne.

Und zum König nun beginnet
Gonſiewski ſo zu reden:
„Wladyslaw hat uns geſendet,
Herr der Polen und der Schweden:

Habt Ihr nicht noch dieſe Stunde
Seinen Bruder freigeſprochen,
Soll an Euch und Eurem Lande
Blutig ſein die Schmach gerochen!

Daß der Prinz das Land durchſpähte,
Euch an Spanien zu verraten,
Iſt nur eine ſchnöde Lüge
Eures tückiſchen Prälaten;

Eine Lüge ausgebrütet
Von der Kirche grimmſtem Geier;
Denn in Eurer faulen Krone
Niſtet dieſes Ungeheuer! —

Öſtreich, Spanien und Italien
Werden ſich an Polen halten,
Eure Macht und Johanns Kerker
Schnell mit einem Hiebe ſpalten!"

Zornesbleich und furchtergriffen,
Tiefbeſchämet, ſtarrt zur Erde
König Ludwig und gebietet,
Daß der Prinz befreiet werde.

Die Heimkehr

Zu Paris am Königsſchloſſe,
Das der Prinz nunmehr bezogen,
Harrt der Wagen lange Reihe,
Drängen ſich des Volkes Wogen.

Auf der kunſtgeſchmückten Treppe
Stehn die königlichen Garden,
Dem Andrang des Volkes wehrend
Mit dem Stoß der Hellebarden.

Johann Kaſimir, gebleichet
Von des Kummers langem Drucke,
Stieg herab, ſeit lange wieder
Heut im vollen Fürſtenſchmucke.

Auf dem Haupt die ſamtne Mütze;
Um den Buſch des Reihers brannten,
In vielfache Schnur gewunden,
Große helle Diamanten.

An dem samtnen Oberkleide
Weite Ärmel niederhangen,
Drauf das goldne Fell des Widders
Und die Demantkette prangen.

Der kostbare Persergürtel
Trägt des Säbels Eisenbogen
Mit rubinbesetztem Griffe,
Den der Jüngling oft gezogen.

Ihn umrauschen die Begleiter:
Sully, Angouleme, nebst andern,
Sagen ihm viel süße Worte,
Wünschen ihm ein glücklich Wandern.

Doch der Zug, die Treppe nieder,
Muß auf jeder Stufe stocken,
Unaufhaltsam strömt das Volk zu,
Mit gutmütigem Frohlocken.

In der Treppe tiefster Ecke,
Hinter des Hatschieren Rücken,
Hat ein Mädchen sich geschmieget,
Auf den Zug hervorzublicken.

Eingebettelt in die Stelle
Hat sie sich mit bangem Flehen,
Daß sie dürfe nur noch einmal
Unbemerkt den Prinzen sehen.

Also hat in scheuer Demut
Klara Hebert sich verborgen;
Nicht mehr braucht ja ihre Liebe
Für den Teuren mehr zu sorgen.

Nicht gewahrt der rauhe Wachmann
Ihres Herzens lautes Pochen,
Und wie manche heiße Träne
Aus den Augen ihr gebrochen.

Plötzlich hält Johannes inne,
Forschend blickt er ins Gedränge;
Doch nicht sieht er, die er suchet
In des Volkes bunter Menge.

Und der Liebe bange Zweifel
Ihm die Seele jetzt erfassen:
„Klara!“ ruft er laut und schmerzlich,
„Willst du mich im Glück verlassen?“ —

Wie sie so ihn hören rufen,
Stürzt sie hin mit lautem Weinen,
Und ohnmächtig liegt das Mädchen
Auf der Treppe Marmorsteinen.

Festgedrückt an seinen Busen,
Hält Johannes sie umfangen,
Mit unendlich süßer Wehmut
Küßt er ihre bleichen Wangen.

Lange noch auf ihrem Antlitz
Ruht sein seliges Betrachten,
Und es zittert seine Stimme:
„Lebewohl!“ der Auferwachten.

Zu Graf Angouleme nun spricht er:
„Eurem Schutz sei sie befohlen;
Ehret sie, wie es der Freundin
Ziemen mag Johanns von Polen!

Meines Lebens kühne Rettung
Dank ich dieſen zarten Händen;
Und daß ich zur lieben Heimat
Wieder mag die Schritte wenden!“

Raſch beſteigt er ſeinen Wagen;
Und den Prinzen ſeguet jeder.
Jetzt verliert ſich in der Ferne
Schon das Rollen auch der Räder.

Die Sehnſucht

Haben wir auch ſchön geträumet
Von des Glückes Zauberlanden,
Wo ſich ewge Freudenkränze
Um die trunknen Schläfe wanden;

Und wir wachen auf am Morgen,
Kehren zu des Lebens Mühen
Ohne Klagen wir zurücke;
Träume müſſen ja verblühen.

Alſo waltet in dem Gaſthof
Klara nach der alten Weiſe;
Nur ein ſeliges Erinnern
An den Traum umſchwebt ſie leiſe.

Mit gewohnter holder Miene
Grüßet ſie die frohen Zecher;
Doch am freundlichſten vor allen
Füllet einem ſie den Becher.

Oft auch ſah man, wie die Jungfrau
Und der Krieger lange ſprachen;
Heinrich iſt es, der geſtanden
Bei des Prinzen Kerkerwachen.

Heinrich weiß gar viel zu rühmen
Von dem schönen Fürstenjungen,
Wie dem Stolzen nie das Unglück
Einen Klagelaut erzwungen.

Eines aber hoch zu preisen
Seine Worte nie vergaßen:
Wie der Prinz den bösen Hauptmann
Chantereine einst angelassen.

Dieser trat mit plumpem Trotze
Vor den Stillen, scheinbar Zahmen,
Ihm den Säbel abzufordern
Frech in König Ludwigs Namen.

Doch wie donnerte der Jüngling:
„Ich bin Johann, Prinz von Polen!
Lüstet ihn nach meinem Schwerte,
Mags dein König selber holen!"

Feig verzagend vor dem Kühnen
Sucht der Hauptmann seine Rotte
Zu Gewalttat aufzustacheln
Mit Befehl und scharfem Spotte.

Ha! wie hat der Polenjüngling
Jetzt sein tapfres Schwert geschwungen!
Ha! wie ist er auf den Hauptmann,
Auf die Knechte eingedrungen!

Und die Rotte feiler Schergen
Taumelte zurück, erschrocken,
Wie der Sturmwind auseinander
Jagt der Spreu geringe Flocken. —

Schwellend hat bei ſolchen Reden
Klaras Buſen ſich erhoben;
Süßer Klang iſts für die Jungfrau,
Hört ſie den Geliebten loben. — —

War nun Klara gegen jeden
Froh und freundlich tagesüber;
Wenn ſie endlich kann allein ſein,
Iſt ſie abends um ſo trüber.

Iſt ihr auch das Glück der Liebe
Wie ein Traum vorübergangen,
Werden doch in ſtiller Sehnſucht
Täglich bläſſer ihre Wangen.

Oft in heitern, ſchönen Nächten,
Wenn der Mond, die Sterne ſcheinen,
Wandelt Klara, ſein gedenkend,
An dem Strand mit leiſem Weinen;

Horchet in die Meereswelten,
In die ſtummen, regungsloſen:
Keine fernen Ruderſchläge? —
Keine Lieder der Matroſen? —

Wirft das Meer in trüben Nächten
Seine Wellen ans Geſtade,
Wandelt Klara ſtill und einſam
Ihres Grams geheime Pfade.

Aber nicht vom ſtillen Meere,
Nicht vom Meere ſturmgeſchlagen,
Harret ſie auch manche Jahre,
Wird der Teure hergetragen.

Der Ring

Jubelnd iſt der Tag erſchienen,
Schwingt den Goldpokal der Sonne,
Gießt auf Berg und Tal berauſchend
Nieder ſeine Strahlenwonne.

In den Lüften aufzutauchen
Darf kein Wölkchen ſich getrauen,
Auf das Glück der treuen Liebe
Will der ganze Himmel ſchauen.

Nur die Lerchen, Freude ſingend,
Steigen auf im Morgenglanze,
Trunken von den Strahlengüſſen
Jauchzt die Welle der Durance. —

In dem Garten, wo vor Jahren
Gingen in der Schattenkühle
Klara Hebert und Johannes
Mit verſchwiegenem Gefühle;

Wo die lauten Nachtigallen
Süß verräteriſche Lieder
Sangen auf den grünen Zweigen: —
Wandeln ſie auch heute wieder.

Und in ſeliger Verſchlingung
Kehren ſie zum trauten Orte,
Wo vor Jahren ihre Liebe
Fand die erſten, leiſen Worte.

Klara blüht in neuer Schöne,
Roſen, Fremdlinge ſeit lange,
Kehrten ſchüchtern heute wieder
Auf die freudenhelle Wange.

Nach dem hohen Felſenhauſe,
Das nun wieder wüſt und einſam,
Wandeln Klara, ihre Mutter
Und Johannes froh gemeinſam.

Selbſt die rauhen, öden Klippen
Hält die Freude jetzt umſchlungen;
Nur wie leichte Nebel ſchleichen
Durchs Geſtein Erinnerungen.

Als ſie treten in das düſtre
Und verhängnisvolle Zimmer,
Treffen die erſtaunten Frauen
Kruzifix und Kerzenſchimmer.

Und dem Prieſter, der ſie grüßet,
Harrt am Munde ſchon der Segen;
Auch der alte treue Marko
Eilt der Jungfrau froh entgegen. —

Klara trug das goldne Ringlein
Auf der ſtillen Herzenswunde,
Das ihr ſcheidend einſt gegeben
Johann in der bangen Stunde.

Den Smaragd am Ringe damals
Sah das Volk gar hell erglänzen,
Mit prophetiſchem Gemahnen
An das Grün von Myrtenkränzen.

Die Marionetten

Nachtstück

***

Erster Gesang

Der Gang zum Eremiten

Grau düstre Felsen sah ich trotzig ragen
Aus eines Tales stillen Finsternissen,
Als wollten kühn den Himmel sie verjagen,
Dem sie den Schleier vom Gesicht gerissen.
Abgründe, ihre Riesengräber, lauern
In sicherer Geduld zu ihren Füßen.
Kein Vogelsang, kein Bach, kein Waldesschauern;
Kein Klageton entfährt dem finstern Tale;
Nur stummes, unermeßlich wildes Trauern.
Einsam verkümmert steht der Strauch, der kahle,
Hat Regen nur und Sturm und Frost erlebt,
Stirbt ungeliebt vom süßen Sonnenstrahle.
An seinen Ästen, windgefächelt, bebt
Die Wolle eines Lamms in stummer Klage,
Und des zerrißnen Blut am Boden klebt.
Dort fliegt mit leisem, sattem Flügelschlage
Ein Geier seinem Felsenhorste zu.
Auf grüner Trift, erquickt vom Sommertage,
Schuldloses Lamm, wie fröhlich irrtest du
Mit deiner Weide friedlichen Genossen,
Indes auf dich aus heitrer Lüfte Ruh
Vormordend Geierblicke niederschossen!
Der Geier, stürzend sich in seinen Blick,
Kommt plötzlich auf das Lamm herabgestoßen

Und reißt es fort aus seinem Jugendglück.
Hoch über Wälder, Tale, Felsenrisse
Fliegt er damit in seine Nacht zurück.
Es zittert, wimmert; doch mit festrem Griffe
Umklammert ers, ob sich am Angstgeschrei
Die scharfe Gier des Mörders schärfer schlisse. –
Nun drang ich tiefer, an dem Strauch vorbei,
Und wilder immer ward des Tales Grund,
Die dunkle Wiege der Melancholei.
Da bricht aus dornumstarrtem Felsenmund
Ein Quell hervor, die bange Ruh zu stören,
Und braust hinunter in den offnen Schlund.
Unheimlich ist und grausenvoll zu hören
Das hohle Tosen in den Steinverliesen,
Wo murmelnd Nacht und Tod sich Treue schwören.
Wie, trauernd nach verlornen Paradiesen,
Des Freundes Haupt ans Herz des Freundes fällt,
Umarmen sich die ernsten Felsenriesen.
Und weiter drang ich, — dämmerlich erhellt
War mir die Schlucht; es fiel ein leiser Regen;
Der Himmel Blitze durch die Felsen schnellt',
Und fernher klangs von dumpfen Donnerschlägen.
Gar seltsam bleich erschien mir das Gesicht
Des Eremiten, der mir trat entgegen.
Es wankt um ihn ein zweifelhaftes Licht;
Der Sturm ist laut und plötzlich aufgefahren,
Wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht.
Er faßt den Alten an den grauen Haaren;
Der aber schreitet durch des Sturmes Macht,
Uneingedenk der Wetter und Gefahren.
Bald ist er mir begraben von der Nacht,
Bald wieder glüht er auf im Wetterschein,
Als hätt ihn hell der Windstoß angefacht.
Nun schritt er näher und gewahrte mein

Und hieß mich froh mit gaſtlich mildem Worte
In ſeinen Wildniſſen willkommen ſein.
Und durch des Klippentals geheimſte Orte,
Durch des Gewitters wachſendes Gebrauſe,
Führt' er mich fort zu einer ſchmalen Pforte
Und grüßte mich in ſeiner öden Klauſe.

Zweiter Geſang

Lorenzo

Der Sturm verſtummte, die Gewitter ſchwiegen,
Das volle Mondlicht hatte ſich ergoſſen,
Beruhigend ſich an das Tal zu ſchmiegen.
Ich ſaß mit meinem wirtlichen Genoſſen
Beim Abendmahl; da hob er ſeinen Wein,
Mich feierlich einladend, anzuſtoßen.
Ein Frauenbild, erhellt von Lampenſchein,
Hing an der Wand, umhüllt von ſchwarzem Flor:
Drauf wies er hin und ſprach: „Ich denke dein!"
Und plötzlich ſtürzten Tränen ihm hervor.
Auf ſeinen Zügen lag ein tiefes Leid,
Wie er im teuren Bilde ſich verlor.
Ich tat aufs Wohl der Toten ihm Beſcheid,
Und als ich anſtieß mit dem trüben Becher,
Da hatte heimlich mir die Ewigkeit
Von ihrem Ernſt geträufelt in den Becher.
Der Eremit begann mit ſcheuem Munde
Von einer ſchwarzen Tat und ihrem Rächer
Zu geben mir die ſchaudervolle Kunde.
Und wie er ins vergangne Leben ſchied,
Riß er die Zeit von jeder Herzenswunde. —
— Du, Gott des Schmerzes, rüſte du mein Lied
Und wappne mich auf den verwegnen Gang

Durchs ungeheuer nächtliche Gebiet.
Gib mir ein wildes Herz, daß mein Gesang
Auf seiner Bahn vor Schreck nicht sterben dürfe;
Gib mir ein Herz, das lauten Wetterklang
Wie süße Nachtigallenlieder schlürfe!
Und wenn ins Tal mit grimmigem Frohlocken
Die Stürme werfen ihre Donnerwürfe,
Daß Wald und Fels herunterbricht erschrocken:
Dem Herzen sei schwermütiges Behagen,
Wie Niedersäuseln welker Blütenflocken! —
„Graf Robert sehnte sich nach stillen Tagen.
Er hatte viel sich durch die Welt getrieben,
Des Lebens manchen heißen Kampf geschlagen.
Im Herbst der Tage schwanden ihm die Lieben;
Da wird die Freudenflur so still, so leer!
Wohl dir, ist dann ein Kind dir noch geblieben;
Dir fallen leiser dann und minder schwer
Des Alters unvermeidlich bittre Lose,
Dir weht es milder von den Gräbern her!
Roberto klagt an manchen Hügels Moose,
Trübhadernd mit den räuberischen Jahren:
Nun hing sein Herz an seiner letzten Rose.
Geschieden von der Welt bewegten Scharen
Hat sich sein Herz, das nur den Frieden sucht,
Des Glückes letzte Spur sich zu bewahren.
Er zog mit seinem Kind in diese Schlucht;
Maria tat in ihrer Morgenblüte
Der Einsamkeit entsagungsvolle Flucht.
An Schönheit wunderbar, an tiefer Güte,
War selige Genüg ihr stilles Leben,
Daß sie den Abend ihres Vaters hüte.
Auf jenen Felsen, die am höchsten streben,
Stand ihm sein Ahnenschloß, seit lange wüste,
Wehrlos dem Sturz der Zeiten hingegeben;

Von wannen einst in kriegrischem Gelüste
Der Ritter brausen ließ die blutgen Fahnen,
Wo man den Freund mit Wein und Sang begrüßte.
Dahin, von seinen sturmbewegten Bahnen,
Trieb ihn die Sehnsucht, nach den Tannenhainen,
Zur längst verglühten Asche seiner Ahnen.
‚Dort will ich meine letzte Träne weinen
Dem treuen Weib; dort wird dem Tode mild
Des Kindes Lieb ins finstre Antlitz scheinen!'
So malte sich sein Herz des Schicksals Bild,
Als mit Marien er die alten Mauern
Bezog in diesem einsamen Gefild." —
Nun schwieg der Eremit und sank mit Schauern
Zurück in der Erinnrung dunkle Nächte;
Bis wieder er begann mit tiefem Trauern:
„Ich war ein Jüngling, würdigem Geschlechte
Entsprossen, mit dem tapfern alten Grafen
Zurückgekehrt aus rühmlichem Gefechte,
Als mich die Blicke seiner Tochter trafen
Und mich durchdrangen mit so heißen Wunden,
Die nur mit meinem letzten Hauch entschlafen.
Hab ich auch Liebe nicht bei ihr gefunden,
Blieb doch seit jenem süßen Augenblick
Der Wunsch, je zu genesen, überwunden.
Roberto, gönnend mir ein froh Geschick,
Erhoffte von der leisen Macht der Tage,
Daß sich ihr Herz noch neige meinem Glück,
Und daß ich nicht dem Waffenfreund versage,
Zu folgen ihm auf seiner Väter Schloß.
Ich folgte trauernd, aber ohne Klage.
Wenn ich die Näh der Himmlischen genoß,
Der Wimper keine Bettlerin entschlich,
Was ich an Tränen einsam auch vergoß.
Ein schnelles Jahr voll bittrer Wonn entwich,

Umsonst hat sie mein stummer Schmerz beschworen;
Mir sprach kein Hauch, kein Blick: ich liebe dich!
Das Los hatt einen andern ihr erkoren,
Der wie ein Sturm ihr junges Herz bezwang,
An den sie Herz und all ihr Glück verloren. —
Einst saßen wir am steilen Felsenhang
Vor dem Ruinenschloß und überließen
Nachsinnend uns dem Sonnenuntergang.
Dort sah ich ganz die Rose sich erschließen:
Marias offnes Auge, tief und klar,
Schien Seelen in den Abend auszugießen;
Die leisen Winde küßten ihr das Haar,
Auf ihren Busen kamen, sich zu wiegen,
Die Purpurstrahlen hell und wunderbar;
Der Himmel schien am Halse ihr zu liegen.
Ich aber wünscht, es möchte meine Seele
In solchem Anblick sterben und versiegen.
Und ich begann, daß ich mein Leid verhehle,
Zu singen mit Robert, dem Mann der Waffen,
Ein altes Reiterlied aus voller Kehle.
Da stört' uns plötzlich lautes Hundeklaffen;
Zwei Doggen kamen schnell heraufgesprungen,
Als wollten sie dem Wind ein Wild entraffen,
Und hinterdrein, von Fels zu Fels geschwungen,
Mit stolzem Wuchs, weidmännisch angetan,
Die Faust ums schlanke Feuerrohr geschlungen,
Kam rasch und kühn ein Mann den Berg heran.
Und mich erfaßt' ein sonderbar Gefühl,
Als ich ihn sah mit leichtem Gruße nahn:
Die Stirne brütend und gewitterschwül,
Die Augen zwei gefangne Blitze brennen;
Doch lag es um die Lippen ihm so kühl,
Ein Rätsel, unerfreulich zu erkennen.
Die Blässe sprach: dies Herz hat keinen Frieden;

Unheimlich ſchön war die Geſtalt zu nennen.
Ob auch Marias Blicke ihn vermieden,
Ich ſah des Vaters Hand ſie zitternd faſſen;
Auf immer war die Ruh von ihr geſchieden,
Ich ſah ihr wechſelnd Glühen und Erblaſſen;
Und ich empfand in meines Herzens Grunde
Zu jenem Fremden ahnungsvolles Haſſen.
Ich will vollenden dir die trübe Kunde:
Doch vor Marias teurem Bilde nicht.
Komm, folge mir in dieſer ſtillen Stunde!"
So ſprach der Eremit und nahm ein Licht,
Und ernſt verließen wir das öde Haus;
Er ſah mir recht bekümmert ins Geſicht
Und wies mir in die dunkle Nacht hinaus.

Dritter Geſang

Antonio

Der Klausner trug die leuchtende Laterne.
Fort war der Mond; aus finſtern Wolken glommen
Nur matt und ſcheu hervor die ſeltnen Sterne.
Mich aber hatte plötzlich überkommen
Die große Wehmut der Vergangenheit.
Ich tat dem Alten ſchweigend und beklommen
Durch ſeinen dunklen Garten das Geleit.
Ich dachte traurig an ſo manches Grab,
Und allen Toten war mein Herz geweiht.
Auch die Natur, die nächtlich ſtille, gab
Gedankenvoller Wehmut ſich zu eigen;
Nach dem Gewitter tropft' es noch herab
Wie weinendes Erinnern von den Zweigen.
So mochten wir wohl eine Stunde ziehn
Durch Fels und Wald mit ungebrochnem Schweigen.

Wir sahn die Wolken kommen und entfliehn,
Den Mond verhüllen bald und wiedergeben.
Drauf wies der Alte sinnig deutend hin,
Und endlich sprach er: „Dort am Fels erheben
Die Mauern sich vom alten Grafenschloß;
Dort wollen wir den Rest der Nacht verleben!“
Und schneller schritt mein leitender Genoß
Den Bergpfad mir voran im Mondenscheine,
Der wie versöhnend die Ruin umfloß.
„Hier,“ — fuhr der Alte fort — „an diesem Steine,
Hier saß Maria, ich vergeß es nimmer,
Die schöne Jungfrau noch, die himmlisch reine,
Umspielt vom linden West, vom Abendschimmer.
Hier stand vor ihr der falsche Bösewicht,
Der lächelnd sie zerbrach in kalte Trümmer.
O Maienluft! o helles Abendlicht!
Warum habt ihr das arme Kind verraten,
Da ihr geschmeichelt um ihr Angesicht,
Daß ihre tiefsten Blicke auf sich taten,
Daß ihre Reize all, von euch betrogen,
Unselig siegreich auf die Wange traten!
Wie heiß Lorenzos Blicke sie umflogen!
Und, schwelgend in der Blüte vollem Prangen,
Den holden Reichtum trunkenhaft erwogen!
Wie zauberisch Lorenzos Lippen klangen!
Bald süß und weich die weltgeschliffnen Worte,
Bald kühn und kräftig auf den Hörer drangen,
Womit er leicht ein junges Herz durchbohrte!
Den Vater auch bezwang der Rede Kraft
Und brach zu seiner Gunst die letzte Pforte.
Mir ward Robertos Schloß zur Kerkerhaft;
Ich stieg zu Roß in selber Nacht und sprengte
Von dannen schnell mit meiner Leidenschaft.
Doch ob ich auch mich in die Schlachten mengte,

Ich konnte nicht die Glut im Herzen mildern,
Die heimlich und unlöschbar mich versengte.
Lang kämpft ich mit des Zweifels schwanken Bildern,
Bis aus der Heimat mir ein Bote kam,
Die traurige Gewißheit mir zu schildern:
Wie der Verführer frech und ohne Scham
Gar bald die Eide brach, die er geschworen:
Lorenzo floh; Maria starb vor Gram.
Wie bitter schwer Roberto sie verloren,
Und wie in ihm der Liebe letzter Funken
An seines Kindes kalter Leich erfroren;
Und wie sein Blick, ins tote Kind versunken,
Schmerzlich ergründet, was man ihm geraubt,
Und sich mit wilder Rache voll getrunken.
Die Nacht des Wahnsinns schlug sich um sein Haupt:
Sie trieb ihn fort und fort nach allen Winden
Rastlos, wie durch den Wald der Jäger schnaubt.
Doch sah er stets die blutge Hoffnung schwinden;
Durch Land und Meer trieb ihn der Rache Qual,
Er konnte nicht die Spur Lorenzos finden.
Da fuhr ihm plötzlich, wie ein Wetterstrahl,
Prophetisch durch der Seele Finsternis
Die Sehnsucht nach dem fernen Felsental:
Und was ihn erst in alle Fernen riß,
Nun zwang es ihn zurück in diese Räume,
Als wäre hier sein Opfer ihm gewiß.
Hier träumt' er immer wilder seine Träume,
Die rings umher getreue Freunde hatten:
Ruinen, Gräber, finstre Tannenbäume.
Wie auf der Wüste, dürr und ohne Schatten,
Wenn sie den Tag um dunkle Nacht vertauscht,
Der Wandrer sinkt in durstendem Ermatten,
Einschläft und träumt, daß ihm die Quelle rauscht;
Vom Sand empor dann fährt der Frohbetörte,

Und in die Nacht, die dunkle, stille, lauscht:
So wars Robert, wenns ihn vom Schlaf empörte,
Als ob er aus Lorenzos Busen noch
Die heißersehnte Quelle rieseln hörte.
Wenn dann das schwarze Traumbild sich verkroch,
Wie glühend quält' es ihn, zu hören nur
Des eignen Herzens einsames Gepoch!
Oft wenn er so empor vom Lager fuhr,
Erweckt' er seine alten treuen Knechte
Und schwor mit ihnen seinen Racheschwur.
Auch trieb er oft mit ihnen lange Nächte
Ein närrisch Puppenspiel, worein er trug
Wahrheit und Traum in grausigem Geflechte.
Die Puppen mußten spielen Zug für Zug
Viel längstvergangne traurige Geschichten,
Nachtappen seinem wilden Geistesflug;
Doch immer war das Spiel ein Klagen, Richten:
Unheimlich kindisch war des Alten Drang,
Auch nur im Bild Lorenzo zu vernichten.
So lebte Robert manche Jahre lang;
Von allen Wandrern, die das Tal betreten,
Tat keiner nach dem Schlosse mehr den Gang.
Doch kam ein Abend: Maienlüfte wehten,
Es ruhte auf dem alten Schloßgestein
Der Strahl, wie einst, mit rötlichem Verspäten.
Roberto saß betrübt im Abendschein,
Und sinnend sank das Haupt ihm, das ergraute,
Und hüllte ins Vergangne ganz sich ein.
Wie er nun klar sein Kind Maria schaute,
Und wie sein starrer Blick leibhaft vor sich
Das Bild Lorenzos in die Dämmrung baute:
Da schallten Tritte und — sein Traum entwich —
Ein junger Mann nun plötzlich vor ihm stand,
Der wunderbar genau Lorenzo glich.

Es war Lorenzos Sohn. Aus fernem Land
War er gefolgt dem dunklen Trieb zu reisen,
Bis sich sein Pfad in diese Täler wand
Und ihn mit Lockungen, mit holden, leisen,
Verführte schlangenhaft in diese Schluchten,
Nach des Verhängnisses geheimen Kreisen.
‚Halloh! nun endlich hab ich dich, Verfluchten!‘
So rief Robert, sprang auf und hielt ihn fest;
‚Gelüstet dich nach meinem Kind, Verruchten?
Stahlst du nicht frevelnd mir den letzten Rest?
Lorenzo, hab für dich kein Opfer mehr!
Maria ist von deinem Kuß verwest!‘
Und riesenkräftig schleift er ihn einher.
Was ihm an Kraft geschwunden mit den Jahren,
Beschwor die Wut zu schneller Wiederkehr.
Mit Flammenaugen, weißen Flatterhaaren,
Ist er mit ihm zu jenes Turmes Türe,
Ein Rachedämon, brausend hingefahren.
Umsonst beteuerten Antonios Schwüre,
Es sei Lorenzos vorwurfsloser Sohn,
Um den er seine Eisenkette schnüre;
Und seiner Knechte Wort klang ihm wie Hohn,
Daß welk und grau ja längst Lorenzo sei,
Da dreißig Jahre schon nach ihm entflohn.
Dem Wahnsinn war das Alte nicht vorbei:
Lorenzos Züge waren mit den Zeiten
Gealtert nicht in seiner Phantasei.
Und in des Turmes finstern Einsamkeiten,
War nun Antonios schrecklich Los, zu schmachten,
Zu hören stets die Todesstunde schreiten.
Roberto säumte noch ihn hinzuschlachten:
‚Bis seinen Lauf der bleiche Mond vollendet,
Soll dich die feste Kerkerwand umnachten.
Die Frist sei dir Verbrecher noch gespendet,

Auf daß auch dich dein Vater sterben sehe!
Und in die Ferne ward ein Brief gesendet.
Lorenzo ahnte nicht des Schicksals Nähe.
Schon war verschlummert seine Jugendsünde,
Sein Herz erwarmet in beglückter Ehe:
Da kam das Schreckensblatt von seinem Kinde;
Da brach er auf und flog mit Sturmeseile,
Daß er Antonio noch lebendig finde,
Daß er des Wahnsinns blutgen Irrtum heile
Und das schuldlose Opfer schnell erlöse;
Wo nicht, den Tod mit seinem Sohne teile.
Wohl mahnte laut sein Herz ihn an das Böse
Der Jugendschuld, als er dem Schloß genaht,
Mit des Gewissens hämmerndem Getöse;
Wohl trieb er seinen Witz nach klugem Rat,
Wie er den Sohn entreiße der Gefahr
Und selber nicht bezahle seine Tat.
Ihm folgte schützend eine Waffenschar
Zum Schlosse, das ihm schon entgegendrohte,
Rauh, wie der Rache türmender Altar.
Durch Nebel taucht' empor das blutigrote
Antlitz der Mondes am bewegten Himmel,
Der schreckensvollen Nacht ein ernster Bote.
Der Wolken trübweissagendes Gewimmel
Flog unstet übers Tal, die Winde trugen
Herüber fernen Donners dumpf Getümmel:
Als an das Grafenschloß die Wandrer schlugen
Und bald darauf das Tor, das langentwöhnte,
Einlaß gewährend knarrt in seinen Fugen.
Ihr scheuer Tritt im öden Burghof tönte,
Wo alles einsam, still und finster lag,
Durchs hohe Gras allein der Windhauch stöhnte.
Die Waffenknechte lauschten stumm und zag;
Lorenzo hört des Busens alten Wächter

Stets lauter mit erinnrungsvollem Schlag,
Und ihn ergriff, wie die gedungnen Fechter,
Ein Grauen: plötzlich aus des Schlosses Tiefen
Schnitt durch die Nacht ein höhnisches Gelächter;
Dann todesstill; — dann wirre Stimmen riefen.
Schon sah Lorenzo, dem der Mut zerbrach,
Die Nacht vom Blute seines Kindes triefen.
Und zaudernd schritten sie dem Laute nach,
Und über Treppen, dunkle Hallengänge,
Betraten sie ein dämmerndes Gemach.
Hier sahn sie das phantastische Gepränge
Der wunderlichen Marionettenbühne;
Hier lernten sie verstehn die krausen Klänge.
Soeben eifert der wahnwitzig kühne
Poet, daß er auch strafe die Betörung
An seinem Helden und das Schicksal sühne:
Und mit den Worten innigster Empörung
Empfing den Todesstreich Lorenzos Puppe.
Jetzt fuhr der Alte auf, entzückt der Störung:
‚Ihr Herren, wie behagt euch diese Gruppe?
Soll wiederholet werden euch zu Ehren
Von meinem tüchtigsten Schauspielertruppe!
Ich kenn euch wohl und euer heiß Begehren:
Doch wollet nur indes Gedulden tragen
Und lustig erst den Willkommsbecher leeren!‘
Der Vorhang fiel; doch wollte nicht behagen
Der Becher, den Robertos Knechte reichten,
Bis wieder ward der Vorhang aufgeschlagen.
Bei einer Dämmerlampe trübem Leuchten
Begannen ihren Tanz die Marionetten;
Doch schrecklich, daß die Gäste dran erbleichten,
Denn plötzlich schauten sie, geschleift an Ketten,
Verhöhnt von Roberts tragischem Sermon,
Mit plumpen Tritt — Antonios Leiche treten.

Lorenzo ſtarb vor Schreck an ſeinem Sohn;
Die Knechte hüllten ſchreiend ihr Geſicht,
Und mit Entſetzen ſtürzten ſie davon.“
So weit des Klausners nächtlicher Bericht.
Und ich erwacht an eines Baches Rand,
Als durch die Felſen drang das Morgenlicht,
Nachſinnend, wo der Eremit verſchwand;
Ob Wahrheit, was nun meine Sinne mied,
Ob eines böſen Traumes wilder Tand? —
Und als ich aus dem Klippentale ſchied,
Sah wieder ich des Lammes Wolle beben
Am Strauche, den die Sonne ewig flieht,
Im Hintergrund den ſtillen Geier ſchweben.

***

Laß mich ziehn!

Ich bin kein Freund von Sterbenſehen;
Wenn deine Liebe ſoll vergehen,
So ſterbe ſie allein, ich will
Mit meiner ſein allein und ſtill.

Gedächtnis weiß getreu von Jahren
Die Liebeszeichen zu bewahren;
Wenn eins dir nach dem andern weicht,
Eeh ich, wie Tod dein Herz beſchleicht.

Du merkſt es nicht, viel iſt geblieben;
O Gott! es war ein reiches Lieben;
Viel hat der Tod zu knicken doch,
Bis alles aus; er knickt es noch.

Du merkſt es nicht; mein ſind die Schmerzen;
Doch leichter wird es deinem Herzen,
Da du von mir dich ſcheideſt los,
Denn Lieben iſt ein banges Los.

Wie Tod ſich mag mit Liebe meſſen,
Bei dir, die ich nicht kann vergeſſen,
Will ichs nicht ſchaun, wenn ichs auch ſeh
Im Schmerze, daß allein ich ſteh.

Gut iſts, vors Aug die Hände ſchlagen,
Iſt nicht ein Anblick zu ertragen;
O könnte ſo das Herz dem Licht
Entfliehn beim Anblick, der es bricht!

Ich glaub es nicht, daß deiner Seele,
Der ſchönſten, ewge Liebe fehle;
Doch traur ich, bis die Gruft mich deckt,
Daß meine Lieb ſie nicht geweckt.

Zweifel und Ruhe

Der Menſch auf halbem Weg entſchlief
Im Schatten eines alten Baumes,
In Banden eines ſüßen Traumes,
Schlief manche Wanderſtunde, tief.
Das Laub des Baumes rauſchte mild
Und bat den Schlaf: o bleibe lang!
Zum Traume ſprach der Vögel Sang:
O male fort dein buntes Bild;
Daß uns der Schläfer nicht erwache,
Er weile unter dieſem Dache!

Da kam der Zweifel, ihn zu wecken;
Er klopft ihm auf die Schulter ſacht
Und ſpricht: ſteh auf, bevor es Nacht,
Zum Ziele ſind noch weite Strecken.
Ich bin dein Freund, ein rauher zwar,
Doch treu, und warne vor Gefahr.

Er führt ihn fort durch ſtille Heiden,
Wo Luſt und Zier des Lebens ſcheiden,
Natur blüht abſeit ſeinem Herzen,
Ihn faſſen unverſöhnte Schmerzen.
Wie ſonſt vom ſtillen Heideland

Der Wandrer Vögel ſcheucht empor,
So rauſcht ihm an des Zweifels Hand
Von Fragen auf ein wilder Chor,
Die ſchreiend fort zur Ferne dringen,
Doch Antwort nicht zurück ihm bringen.
Dann wird es öder, ſtiller immer,
Dämmrung verſagt den letzten Schimmer;
Der Wandrer ſchreitet trüb und ſacht
Mit ſeinem Führer durch die Nacht.

Doch wenn ihm auf dem Gang nicht graut,
Und wenn er kräftig horcht und ſchaut
In ſeines Herzens tiefſten Grund,
So wird ihm hier der Himmel kund.
Da unten ſtrömt der ewge Quell,
Da klingt es hold, da ſtrahlt es hell,
Er ſchaut den Brunnen und das Meer
Und frägt nicht mehr: wohin? woher?

Mein Herz

Schlafloſe Nacht, der Regen rauſcht,
Sehr wach iſt mir das Herz und lauſcht
Zurück bald nach vergangnen Zeiten,
Bald horcht es, wie die künftgen ſchreiten.

O Herz, dein Lauſchen iſt nicht gut;
Sei ewig, Herz, und hochgemut!
Da hinten ruft ſo manche Klage,
Und vorwärts zittert manche Frage.

Wohlan! was ſterblich war, ſei tot!
Naht Sturm! wohlan! — wie einſt das Boot
Mit Chriſtus Stürme nicht zerſchellten,
So ruht in dir der Herr der Welten.

Lenz

Die Bäume blühn,
Die Vöglein singen,
Die Wiesen bringen
Ihr erstes Grün.

Schier tuts mir leid,
Zu treten die Erden
Und ihr zu gefährden
Ihr neues Kleid.

Sie hat nicht acht,
Ob Knospenspringen
Und Frühlingssingen
Mich traurig macht.

Das Kreuz

Ich seh ein Kreuz dort ohne Heiland ragen,
Als hätte dieses kalte Herbsteswetter,
Das stürmend von den Bäumen webt die Blätter,
Das Gottesbild vom Stamme fortgetragen.

Soll ich dafür den Gram, in tausend Zügen
Rings ausgebreitet, in ein Bildnis kleiden?
Soll die Natur ich und ihr Todesleiden
Dort an des Kreuzes leere Stätte fügen?

Nüchterner Blick

Im Grund begraben wird hier, dort gefunden
Vergangner Pflanzen steingewordne Spur,
Gebein von Tierart, die vorlängst entschwunden,
Die abgelegten Kleider der Natur.
Und wollt ihr dann in staunenden Gedanken
Die Gliedermassen euch zusammenfügen,
Eines Riesen, überragend alle Schranken,
Ihr schaut Urwelt in großen Schreckenszügen.
Der Riese wandelt – und es bebt der Grund;
Er zürnt – sein Sturmesodem glüht und qualmt,
Von seinem Tritt wird jeder Feind zermalmt;
Wie freut ihr euch, daß tot der große Fund!
So dünkt euch schier des Mittelalters Glaube
Ein Ungetüm, das einst von Land zu Land
Verheerend zog und von der Erde schwand;
Ihr wünscht dem Tode Glück zu seinem Raube.
Doch stehn, von allen Stürmen unerschüttert,
Die Münster da, der klugen Zeit ein Grauen,
Wie hohe Felsenkrippen anzuschauen,
Wo jenes Ungeheuer ward gefüttert.

Einem Autographensammler

Fährtenkundig, kennt der schlaue
Jäger aus der Spur im Schnee
Von dem Hirsche, Wolf und Reh
Die verräterische Klaue.

Ja! das Pedeskript des Wildes
Gibt ihm auf dem weißen Grund
Auch des Tieres Größe kund
Im Kontur des Klauenbildes.

Aus dem Schnitt der Fährtenränder
Weiß der Weidmann scharf genau,
Wer gewandelt durch die Au:
Spießer oder Sechzehnender.

Meinst du, Autographenheger,
Daß dein Blick in dieser Schrift
Spuren meines Geistes trifft,
Wie das Wild beschleicht der Jäger?

Der Räuber im Bakony*

Der Eichenwald im Winde rauscht,
Im Schatten still der Räuber lauscht,
Ob nicht ein Wagen auf der Bahn
Fern rollt heran.

Der Räuber ist ein Schweinehirt,
Die Herde grunzend wühlt und irrt
Im Wald herum, der Räuber steht
Am Baum und späht.

Er hält den Stock mit scharfem Beil
In brauner Faust, den Todeskeil;
Worauf der Hirt im Wurfe schnellt
Sein Beil, das fällt.

Wählt aus der Herd er sich ein Stück,
So fliegt die Hacke ins Genick,
Und lautlos sinkt der Eichelmast
Entseelter Gast.

Und ists ein Mensch mit Geld und Gut,
So meint der Hirt: es ist sein Blut
Nicht anders, auch nur rot und warm,
Und ich bin arm.

* Wald in Ungarn.

Das Dilemma

Er ſtreckt dir ſein Dilemma ſtracks entgegen:
Iſts eine Gabel, logiſch mich zu ſpießen?
Sinds Arme zwei, die Wahrheit einzuſchließen? —
So zweifelſt du, verſchüchtert und verlegen.

Mich aber mahnt der Zweizack dieſes Weiſen
An eine Fahrt auf mondbeſtrahlten Bahnen;
Ein Fuhrwerk wars, wie bei den Altgermanen
Ein ſchlichter König pflegt' umherzureiſen.

Sacht ging es fort auf heugewohntem Wagen,
Der Bauer ließ die Ochſen langſam ſchreiten;
Die Nacht iſt ſchön, und durch die Seele gleiten
Die Bilder mit idylliſchem Behagen.

Ha! zwiſchen des Geſpannes Hörnern leuchtet
Das Horn des Mondes, ſcheinbar eingefangen,
Wie zwiſchen des Dilemmas beiden Stangen
Ein Himmelslicht dir eingeſchloſſen deuchtet.

Einem Freunde

Spät hab ich dich gefunden
Und muß das Los beklagen,
Das nicht in Jugendtagen
Mein Herz an deins gebunden.

Verklungen ſind die Feſte,
Die Jugendträume ferne;
Wie hätt ich ſie ſo gerne
Mit dir geteilt, das Beſte!

Und konnt uns nicht vereinen
Der Lenz in seinen Blüten,
So wills der Herbst vergüten
In seinen welken Hainen.

Der Luft entblätternd Wehen,
Der Himmel, kühler, trüber,
Macht, daß wir nicht vorüber
Am warmen Herzen gehen.

Auf eine holländische Landschaft

Müde schleichen hier die Bäche,
Nicht ein Lüftchen hörst du wallen,
Die entfärbten Blätter fallen
Still zu Grund, vor Alterschwäche.

Krähen, kaum die Schwingen regend,
Streichen langsam; dort am Hügel
Läßt die Windmühl ruhn die Flügel;
Ach, wie schläfrig ist die Gegend!

Lenz und Sommer sind verflogen;
Dort das Hüttlein, ob es trutze,
Blickt nicht aus, die Strohkapuze
Tief ins Aug herabgezogen.

Schlummernd, oder träge sinnend,
Ruht der Hirt bei seinen Schafen.
Die Natur, Herbstnebel spinnend,
Scheint am Rocken eingeschlafen.

Die Korybanten

Betäubendes Erzgerassel,
Und sprühendes Feuergeprassel,
Hoch kommen die Dämpfe geschnoben
Vom rollenden Opferherde
Der alten Göttin Erde,
Und ihre Priester - sie toben.

Wie einst sich selber entmannten
Berauschte Korybanten
In rasenden Lustgetümmeln,
So toben, mit Wut geschlagen,
Erdpriester in unsern Tagen,
Bis sie sich geistig verstümmeln.

Als Rhea gebar den Kroniden
Für Hellas zum Heil und Frieden,
Erhoben ein Rauschen und Klingen
Des Kronos kecke Betäuber,
Daß der Götter Vater und Räuber
Das Zeuskind nicht möge verschlingen.

Drum geht im greulichen Lärme
Entbrannter Kuretenschwärme
Der Mut mir nimmer verloren;
Es wird bei diesem Geschmetter
Für uns der olympische Retter,
Der neue Gott geboren.

Drittes Buch

***

Der ewige Jude

Ich irrt allein in einem öden Tale,
Von Klippenkalk umſtarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenſtrahle.

Für ernſte Wandrer ließ die Urwelt liegen
In dieſem Tal verſteinert ihre Träume;
Dort ſah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen ſtillen Todsgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felſenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die toten Steine.

So ruft umſonſt ein Strom von heißen Tränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenſchaften:
Wach auf, blüh auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! ſüßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
Und gießen zu lebendgen Liedesglocken,
Die, Wehmut weckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
Mir nachtets, Tal, wie dir! ich wollt, ich wäre
Versunken, eh mein Licht versank, im Meere!“
Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

Und heftger regnets; von erwachten Winden
Ward Wolk an Wolke brausend zugetragen;
Wie zu des Herzens jüngsten Tränen, Klagen
Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden. —

Stets dunkler wards im Tale, lauter immer,
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchtverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Todsgedanke?
Der Geier muß in einer Ritze ducken,
Solang die Klagen das Gebirg durchzucken;
Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Jahrtausendhoch die Todeswünsche türmend. — —

Schon sucht ich in den Bergeseinsamkeiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch geflogen,
Als wär er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur waldversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich späht umher, bald sah ich Kerzenschimmer
Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
Bevor ich einschritt in die offne Pforte,
Blickt ich durchs Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
Zu einem Gemsbart weidgerecht zu schlichten,
Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
Und Jägerstreiche seiner rüstgen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruß die Büchse putzend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trügen,
Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode trutzend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Tür herein, daß sie bald fertig,
Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
Mit froher Ungeduld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtet:
Ein Herz, das Lieb und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Not manch bunter Schmuck verhüllte;
Viel Heilgenbilder, Braut- und Taufgeschenke
Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armut, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirte ſuchten ihren Gaſt zu ehren
Mit derber Koſt, mit derben Jägerſtücken,
Wie ſie die Wächter und das Wild berücken,
Von Gemſen, wie ſie fielen, Luchſen, Bären.

Der Schütze wies und pries mir ſeine Stutze,
Mit welchen ſchon ſein Vater einſt, der Alte,
Als friſcher Jung in dieſen Bergen knallte;
Mir wies die Frau, was ſie beſaß an Putze.

Sie ließ mir, kindlich, bunten Flitter ſchauen;
Doch mehr als Ringlein, Perlenſchnur und Spangen,
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze bleiern ſah ſo traurig blinkend,
Faſt wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Chriſtus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe ſchmachtend und zuſammenſinkend.

Nie war ein Bild, gemalt vom heilgen Schmerze,
In all den reichen kunſtgeſchmückten Hallen
So klagend an die Seele mir gefallen,
Wie dieſes Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun ſchien der Mond herein; die Kinder ſchliefen,
Der Alte murmelte den Abendſegen,
Dann ward es ſtill; vorbei war Sturm und Regen,
Nur draußen hört ich noch die Tannen triefen.

Und als ich ſtarrt aufs mondbeſtrahlte Bildnis,
Ward mir, ob ſichs in meiner Hand belebe,
Als ob ſein Geiſt mit mir von hinnen ſchwebe,
Ich war hinausentrückt zur Felſenwildnis.

Und Alpenlerchen hört ich jubelnd schmettern,
Und Adler sah ich steigen in die Lüfte,
Die scheue Gemse springen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrote klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen,
Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
Von Berg zu Berg; doch hören es die andern
Und lauschen schreckhaft mit gespannten Hälsen.

Des toten Tieres zitternde Genossen
Stehn still, solang die Widerhalle dauern,
Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
Im Felsgeklüft; ob sie nur Angst durchzittert?
Daß man die Weide ihnen so verbittert,
Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
Mit seinem Raube will davon sich machen,
Hört ers Gerüll von schweren Tritten krachen,
Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüscheln, glutversengten, gleichen;
Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!“ mit einer Stimme,
Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
Daß fliehend vom Geklipp die Gemsen fallen,
Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schluchtenpfade
Und harrt mit hocherhobner Todeswaffe,
Daß der bestürzte Jäger auf sich raffe
Und seine ausgeschoßne Büchse lade.

Indes in seiner Rechten droht die Keule,
Reißt seine Linke von der Brust die Hülle,
„Schieß her!“ ruft sein toddürstendes Gebrülle,
„Sonst stirb!“ ruft sein todlechzendes Geheule.

Erstaunen und Entsetzen überschleiern
Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er
Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster,
Und in den Lauf treibt er die Kugel bleiern.

Er zielt und schießt aufs Herz dem wilden Recken:
Doch wie gepralit an eine Felsenscheibe,
So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der grause Alte,
Dens weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen;
Der Schütze hört noch lang sein fernes Fluchen,
Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.

Der ewge Jude rief: „Nur ich von allen
Kann unglückselig nie die Ruhe finden!
O könnt ich sterben mit den Morgenwinden
Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!

Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
Mein Widerhall, am Felsen festgenagelt!
Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt!
Ein flüchtger Lichtstrahl, in den Stein gemauert!

Weh mir! ich kann des Bilds mich nicht entschlagen,
Wie er um kurze Rast so flehend blickte,
Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!" — —

Und als es stille war im Felsenschlunde,
Erhob sich scheu und schlich zur grausen Stelle,
Wo seine Kugel traf, der Weidgeselle
Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
Und reichte mir das Blei, ich nahms mit Grauen:
Zur Münze wars geprägt, auf der zu schauen
Des ewgen Juden Herzqual eingeschnitten.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend. —

Da weckten meine wirtlichen Genossen
Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer,
Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

Heloise

Im Klostergarten steht ein steinern Bild,
Ein Kruzifix so ernst, versöhnungsmild.
Oft in der Nacht, der ungestörten, späten,
Geht Schwester Heloise hin, zu beten.
Auch heute kniet sie dort am Marmorstamme
Und fleht um Kühlung ihrer Herzensflamme:
„O Gott! nachdem du hast für uns gelitten,
Geklagt, geweint, empfangen Todeswunden,
Wird unglückliche Liebe noch gefunden?
Hat sie nicht ausgeweint und ausgestritten?
Hilf! rette mich aus diesen Finsternissen
Der Zweifel, die mein blutend Herz umnachten!
Nach Ihm, nach Ihm nur muß ich ewig schmachten,
O Gott! hier liegt mein Herz vor dir zerrissen!
Umsonst, daß ich empfing den frommen Schleier,
Daß ich zum strengen Orden mich bekannte,
Noch immer seh ich meinen süßen Freier,
Wie er beim letzten Lebewohl sich wandte.
Du selbst hast ihn zum Gatten mir erkoren;
Oft, wenn ich Wort und Küsse mit ihm tauschte,
War mir, ob Himmelsbeifall uns umrauschte;
Kannst du mich trösten, daß ich ihn verloren?
Du kannst es nicht, muß zitternd ich bekennen,
Ich sterbe hin in meiner Leidenschaft,
Es muß mein Herz mit seiner letzten Kraft,
Dir abgewandt, in dieser Glut verbrennen.
Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
Als hätt ich es, in süßen Nächten träumte,
Vergib, mein Gott! daß ich in meinen Schrecken,
Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
Nach Truggestalten strecke meine Hände,
Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.

Verzeih, wenn ich oft knieend am Altare
Zu knieen mein' an meiner Freudenbahre,
Und daß in mir verlornes Mutterglück
Aufschreit: gib mir den Bräutigam zurück!
Im Mondlicht seh ich hier dein Antlitz schimmern,
Die Winde seufzen durch den Blütenstrauch;
Ich kam zu beten, doch im Windeshauch
Hör ich mein unempfangnes Kindlein wimmern.
Ich bin so arm, verlassen und beraubt,
Nichts kann ich mehr zum Opfer und Geschenke
Dir bringen, Gott! als daß mein müdes Haupt
Ich hier zu deinem heilgen Kreuze senke,
Daß ich die Wange kühl' an deinem Steine,
Wenn ich die Nacht um Abälard verweine."

Der Schmetterling

Es irrt durch schwanke Wasserhügel
Im weiten, windbewegten Meer
Ein Schmetterling mit mattem Flügel
Und todesängstlich hin und her.

Ihn triebs vom trauten Blütenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom scherzend holden Frühlingslande
Ins ernste, kalte Flutgebraus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt ihm das Meergras trügerisch
Viel schönre Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüte nicht genug,
Es trieb hinaus ihn, wählig lüstern,
Zu wagen einen weitern Flug.

Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduldges Kind:
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind;

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimatglück;
Der schwache Flattrer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wandersleute
Mit wehmutsvollem Lächeln sehn
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergehn.

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches!
Der arme Schmetterling bist du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankst du dem Untergange zu.

Du wagtest, eh der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich ins Geistermeer:
Du gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr.

Wohl schauen dich die Geisterscharen,
Erbarmen lächelnd deinem Leid;
Doch müssen sie vorüberfahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit.

Auf meinen ausgebälgten Geier

I

Du ſtehſt ſo ſtill und ernſt, mein ausgebälgter Geier,
Ich bringe dir ein Lied mit meiner ernſten Leier.

Zwar hörſt du nichts davon, dir geht mein Gruß verloren;
Doch Dichter ſind gewohnt, zu ſingen toten Ohren.

Es lebt ja noch der Geiſt, der einſt dir gab die Schwingen,
Den traf der Jäger nicht, er hört mein Lied erklingen.

Und wenn kein Menſchenohr auch meinem Sange lauſchte,
So hört mich doch der Geiſt, der mir das Herz berauſchte.

Ich wollt, ich wäre jetzt in fernen Felſenklüften,
Und du hoch über mir, ſtill kreiſend in den Lüften;

Ich ließe froh mein Aug mit deinem Fluge ſchweifen,
Und wie du niederfährſt, die Beute zu ergreifen:

Wie du, atmender Blitz, zu Boden niederzückeſt
Und mit den Krallen ſcharf ein warmes Leben pflückeſt;

Wie du das volle Herz anſetzeſt als ein Zecher,
Daß mit dem Leben trinkt der Tod aus einem Becher.

Traun! milder iſt der Tod, trotz Blut und Jammerſtimme
Wo heiße Lebensluſt ſich paart mit ſeinem Grimme,

Als wo kein Leben iſt beim letzten Hauch zu ſehen,
Wo ſtill der Tod uns dünkt ein einſames Vergehen.

Ihr Weinenden am Sarg, an ſeinem dichten Schleier,
O kommt ins Felſental mit mir und meinem Geier!

O kommt, Unſterblichkeit will die Natur euch lehren,
Mit dieſem Blute will ſie tröſten eure Zähren.

Im Kreischen dieses Aars, mags auch die Sinne stören,
Ist für die Seele doch ein süßer Klang zu hören.

Hier findet Trost ein Mann, ward ihm ein Glück zunichte,
Und näher tritt er hier dem Rätsel der Geschichte.

Der Geist, der heiß nach Blut hieß diesen Geier schmachten,
Es ist der starke Geist zugleich der Völkerschlachten;

Ein rasches Pochen ists, ein ungeduldigs Drängen
Der Seele, ihren Leib, den Kerker, aufzusprengen.

Den großen Kaiser hat einst dieser Geist durchdrungen,
Er hat ihm hoch sein Schwert zur Völkermahd geschwungen;

Dem Jäger, der als Wild die Menschheit trieb im Zorne
Durchs Dickicht seines Heers und Bajonettendorne;

Der, wie das Schicksal, fest beim Wehgeheul der Schmerzen,
Saatkörner seines Ruhms, warf Kugeln in die Herzen;

Und der auf Helena, wenn rings die Meerflut schäumte,
Beim Sturme sich zurück in seine Schlachten träumte. —

Mehr als ein blutger Tod macht es mein Herz erbeben,
Wenn unsichtbarer Hauch verweht ein Menschenleben;

Wenn übers Angesicht das Spiel vom letzten Schmerze
Hinzittert wie der Rauch der ausgelöschten Kerze.

Doch furchtbar ist der Tod, ein Grauen nicht zu zwingen,
Wenn eine Seuche kommt, die Völker zu verschlingen.

Der Kaiser liegt im Grab, die Menschen wollen Frieden,
Da ward nach lautem Schreck ein stiller herbeschieden.

Viel tausend Leben hat die Seuche fortgenommen,
Als hätte die Natur Verzweiflung überkommen,

Als wäre die Natur gejagt von einem Fluche,
Daß mit geheimem Gift den Selbstmord sie versuche.

Ein Geier ist der Krieg, Herzblut ist sein Verlangen;
Die Seuche, still und glatt, ist vom Geschlecht der Schlangen.

Wo diese Schlange schleicht, fliegt ihr voran das Grauen,
Weil wir die Schlange nicht und ihren Rachen schauen.

Doch wie der wilde Aar, mit seinen scharfen Fängen,
Will auch die Schlange nur das Leben vorwärts drängen.

2

Du toter Geier stehst noch immer wild und edel,
Und neben dich gestellt hab ich den bleichen Schädel.

Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.

Es mag an diesem Bild sich gern mein Blick entzünden,
Sehnsüchtig träumen sich nach Himalayagründen.

Den Ganges will ich dort abholen an der Quelle
Und ziehn mit ihm hinab, sein lauschender Geselle.

Der Ganges rauscht vorbei an einem Totenacker,
Und Geier fliegen schnell heran, die Leichenhacker.

Hier Gentlemen, Hindu und Moslemin beisammen,
Die lustig nach Hurdwar zur lauten Messe kamen.

Die Schlange Cholera mit mörderischer Tücke
Verschlang sie rasch und spie sie schwarz und kalt zurücke.

An manchem Herzen jetzt die Geier zehrend haften,
Wie noch vor einem Tag die heißen Leidenschaften.

Die Raben tummeln sich am Rest des Geiermahls,
Und gierig springen dran Wildhunde und Schakals.

Und Störche ziehn heran, gefiederte Giganten,
Vom strenggemeßnen Schritt geheißen Adjutanten.

Wie sie auf ihren Fraß zuschreiten leis und sacht,
Unhörbar: ist allein, was hier mich grauen macht;

Und wie bedächtig sie den Schnabel klappernd wetzen;
Nur die Methode weckt mir grieselndes Entsetzen.

Dort Leichen führt hinab der Ganges, dumpf erbrausend,
Viel Geier sitzen drauf und schwimmen mit, fortschmausend;

Und andre folgen satt, mit müßigem Geflatter
Dem Leichenzuge nach, wild schwärmende Bestatter.

Hier bin ich rings umbraust von heißem Lebenstriebe,
Natur! hier rauscht dein Kuß der heftgen Mutterliebe.

Hier muß das Grauen selbst der Seuche sich verlindern,
Seh ich, Natur, wie du hier schwelgst in deinen Kindern!

Fort wird das Bild des Tods vom Lebenssturm getragen,
Der Siegesruf verschlingt mir alle Todesklagen.

Und mit den Geiern dort, die um die Leichen schwanken,
Laß fliegen ich am Strom Unsterblichkeitsgedanken.

Der gute Gesell

Des Menschengeschlechts uralter Gefährte,
Der nie von seiner Seite gewichen
Seit dem Verluste des Paradieses,
Wo er mitleidig sich angeschlossen;
Der nie wird weichen von seiner Seite,
Solang auf Erden ein Mensch noch atmet;
Der unbekannte, der namenlose
Wohltäter der armen sterblichen Menschen,
Er sei gepriesen von meinem Liede,
Der alte treue gute Gesell. —

Als der Menſch gebrochen mit ſeinem Gotte,
Und als der elektriſche Schlag der Sünde
Durch die ganze lange Kette der Herzen
Vom erſten Ahne zum fernſten Enkel
Erſchütternd ſchlug das Geſchick des Todes
Und die weithin tönende Klage;
Als die erſten Tränen auf Erden floſſen,
Der Morgentau des ſchmerzlichen Tages;
Als hinter dem erſten Menſchenpaare
Sich donnernd geſchloſſen des Edens Pforte:
Da folgte den weinenden Fortgewiesnen
Der gute Geſell, nachtragend heimlich
Auf dorniger Bahn ein Freudenbündel,
Das er noch eilig zuſammengerafft
Im Eden, für ihre traurige Flucht.

Kein ſtrenger Richter, kein ſcharfer Denker,
Kein Weiſer iſt der gute Geſell;
Doch iſt er ein Cicerone der Schöpfung,
Ein wortgewandter mit warmem Herzen.
Er führt uns an die Werke des Meiſters,
Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimnis,
Vom Sinn und Geiſte des ewigen Meiſters,
So weiß er von den herrlichen Bildern
Doch ſüß zu ſchwatzen, mit funkelndem Auge,
Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.

Kein Weiſer iſt der gute Geſell,
Doch ein zauberkundiger Menſchenfreund.
Die Armut ſchmerzt und der bittre Mangel:
Inmitten der irdiſchen Güter ſtehn,
Wie ſie blühn und vergehn, und ſelbſt vergehn
Und ſie nie gekannt und genoſſen haben:
Das ſchmerzt am Ende, wenn noch ſo leiſe. —

Da kommt der gute Geſell in die Hütte,
Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
Beim Abendmahl ſichs behagen läßt,
Den Kienſpan zündend und ſeinem Häuflein
Die Luſt am kärglichen Mahl beleuchtend.
Der Zauberer kommt und ſchüttet heimlich
In die Schüſſel allen Wohlſchmack der Erde;
Und der arme Mann iſt froh und betrachtet
Sein Weib, einſt ſchön geprieſen und reizend,
Nun welk von Sorgen und Mutterliebe;
Doch ſieht er es nicht, die blaſſen Wangen
Hat ihr geſchmückt der gute Geſell
Mit unverwelklicher Herzensjugend.
Der einſame Wandrer im fremden Gebirg,
Der ohne Heimat und Reiſepfennig
Entgegenzweifelt der Nachtherberge:
Mit einmal fühlt er den Mut gehoben
Und ſchreitet rüſtig durchs dämmernde Tal,
Und feſter greift er den Wanderſtab,
Denn der unſichtbare gute Geſell
Geht mit und lüpft ihm die ſchwere Bürde
Und raunt ihm ein luſtiges Hoffnungsliedlein;
Er hat die Vögelein aufgeſtiftet
Und das hüpfende Bächlein angemuntert,
Ihm auch zu ſingen ein Hoffnungsliedlein.
Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
So hats doch wohlgetan zur Stunde;
Der gute Geſell nimmts nicht ſo genau.
Dort liegt an Ketten im finſtern Kerker,
Den Tod erwartend, ein Verbrecher;
Jetzt naht dem Unglückſeligen leiſe
Der gute Geſell und ſchenkt erbarmend
Ihm einen feſten, geſunden Schlaf;
Noch ſteckt er ihm zu den guten Biſſen,

Nachſichtig heimlich, hinter dem Rücken
Des böſen Gewiſſens, der Todesfurcht. —

Er weiß die trüben Erinnerungen,
Die bangen Zweifel, verlorne Sehnſucht
Allmählich der Seele zu entwenden,
Wie die Mutter dem Kind ein ſchneidend Gerät,
Womit es ſpielen möchte, verriegelt.
Undankbar hab ich ihn fortgewieſen,
Wenn er mich heilſam beſtehlen wollte,
Wenn er mich freundlich wollte beſchenken.
Dann ward er ſchüchtern und ſcheu zuletzt,
Und immer ſeltner kam er und ſeltner.
Verſcheuchter Gefährte meiner Jugend,
O komm zurück und verzeih den Undank,
Du lieber, milder, guter Geſell! —

Wer iſt er denn, der gute Geſell?
Woher des Weges? wie heißt ſein Name?
Wir ſpüren ihn alle, doch nennt ihn keiner.
Es iſt die Hoffnung vielleicht ſein Kind,
Es iſt der Glaube vielleicht ſein Bruder
Und ſeine Mutter gewiß die Liebe.
Er iſt ein heimlicher, namenloſer
Wohltäter der armen ſterblichen Menſchen.

Zwei Polen

Hippolyt

Schon ſieben Jahre treibſt du
Dies wunderliche Wandern
Von einem Uferſaume
Der Welt dahin zum andern?
So lang aus dieſem Schiffe
Trat nie dein ſcheuer Fuß,
Der lieben, trauten Erde
Zu bringen einen Gruß?
Und wenn das Schiff die Winde
In Landesnäh getragen,
Wenn du die blauen Berge
Sahſt in die Lüfte ragen,
So biſt du kalt geblieben
In deinem Bretterhaus?
So rief kein lautrer Herzſchlag
In deiner Bruſt: hinaus!?
Und ſahſt du auf den öden,
Den unwirtbaren Wogen,
Wie plötzlich kam ein Vogel
Vom Lande hergeflogen,
Der bald zur Heimat wieder
An dir vorüberglitt,
Nahm der nicht deine Sehnſucht
In ſeine Wälder mit?
Wenn du in weiter Ferne
Mit ſeegeſchärften Sinnen
Sahſt aus den Fluten tauchen
Die grünen Waldeszinnen
Und unwillkürlich ſpürend
Den Landgeruch geſpürt,
Hat ſich in deinem Herzen
Die Waldluſt nicht gerührt?

Ich habe sieben Jahre
Mich auf der See getrieben,
Werd auf der See mich treiben
Vielleicht noch einmal sieben.
Solang mir nicht vom Ufer
Entgegentönt die Kunde,
Daß sich erhob die Menschheit,
Zu heilen jene Wunde,
Die mit dem Falle Warschaus
In tränenvertem Tagen
So tief dem heilgen Herzen
Der Freiheit ward geschagen:
So lange wird vergebens
Gebirg und Wald mir winken
Und auf das Schiff ein Vogel,
Ihr müder Bote, sinken.
Den lieben Bergespfaden,
Der süßen Waldesruh
Und manchem Freundesherde
Kehr ich den Rücken zu
Und knicke tot im Herzen
Den Wunsch nach Wiederkehr
Und wende meine Blicke
Zurück ins freie Meer.
Hier leb ich mit den Wellen
Und mit den freien Winden
Und seh dahin die Tage,
Die hoffnungslosen, schwinden;
Hier leb ich mit den Brüdern
Erinnrungsvolle Stunden,
Die dort im heilgen Kampfe
Beglückten Tod gefunden.

Hippolyt

O tiefe Meeresstille!
O grenzenloser Frieden!
Auf weiter Wasserheide
Wie einsam, abgeschieden!
Das Meer in seiner Stille
Ist zwiefach unermessen:
Hier haben uns die Winde
Verlassen und vergessen.

Boleslaw

Der finstre, stumme Himmel
Ist wie mein Vaterland,
Dem jeder Strahl der Freude
Vom Angesichte schwand;
Der stille Meeresboden,
Wo keine Welle wacht,
Ist wie die stille Wahlstatt
Nach unsrer letzten Schlacht.

Hippolyt

Das stumme, finstre Antlitz
Des Himmels niederstarrt
Und mit verhaltnem Grolle
Der Zeit des Sturmes harrt. —
Der auf dem Dornenpfühle
Tatloser Schmerzen ruht,
Du wunderlicher Träumer,
Wie wäre dir zumut,
Wenn plötzlich übers Meer sich
Zu dir herüberschwänge
Ein Vöglein aus der Heimat
Und wach den Träumer sänge?

Wenn es ein Lied dir ſänge,
Wie ſie ſich drüben ſchlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach dir im Kampfe fragen?
Du aber biſt gebannet,
Gefeſſelt iſt dein Wille
Und mit dem Schiff gewurzelt
Hier in der Meeresſtille!

Boleslaw

Das Vöglein wird nicht kommen
Und ſingen, wie ſie ſchlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach mir im Kampfe fragen;
Doch käm es, müßt ich weinen,
Daß ich daheim nicht wär,
Und würde ungeduldig
Mich ſtürzen in das Meer.
Mein Geiſt, entfeſſelt, eilte
Zur lang erſehnten Schlacht,
Ein Leitſtern meinen Brüdern
In dichter Pulvernacht;
Und wollt ein Feind im Dunkel
Entfliehn der Schlacht, der heißen,
Würd ich des Rauches Mantel
Ihm von den Schultern reißen,
Die Kugeln meiner Brüder
Würd ich im Fluge lenken,
Daß ſie ſich tief und ſicher
In Feindesherzen ſenken.

Hippolyt

Schon regen sich die Lüfte,
Und Sturmeswolken ziehn;
Vielleicht ist Polens Freiheit
Auf immer nicht dahin.

Boleslaw

Die Winde gehn und kommen,
Die Woge ebbt und flutet,
Doch ewig ohne Hülfe
Die tiefe Wunde blutet!

Der traurige Mönch

Nach einer Sage

In Schweden steht ein grauer Turm,
Herbergend Eulen, Aare;
Gespielt mit Regen, Blitz und Sturm
Hat er neunhundert Jahre;
Was je von Menschen hauste drin,
Mit Lust und Leid, ist längst dahin.

Der Regen strömt, ein Reiter naht,
Er spornt dem Roß die Flanken;
Verloren hat er seinen Pfad
In Dämmrung und Gedanken;
Es windet heulend sich im Wind
Der Wald, wie ein gepeitschtes Kind.

Verrufen ist der Turm im Land,
Daß nachts, bei hellem Lichte,
Ein Geist dort spukt in Mönchsgewand,
Mit traurigem Gesichte;
Und wer dem Mönch ins Aug gesehn,
Wird traurig und will sterben gehn.

Doch ohne Schreck und Grauen tritt
Ins Turmgewölb der Reiter,
Er führt herein den Rappen mit
Und scherzt zum Rößlein heiter:
„Gelt du, wir nehmens lieber auf
Mit Geistern als mit Wind und Trauf?“

Den Sattel und den nassen Zaum
Entschnallt er seinem Pferde,
Er breitet sich im öden Raum
Den Mantel auf die Erde
Und segnet noch den Aschenrest
Der Hände, die gebaut so fest.

Und wie er schläft und wie er träumt
Zur mitternächtgen Stunde,
Weckt ihn sein Pferd, es schnaubt und bäumt,
Hell ist die Turmesrunde,
Die Wand wie angezündet glimmt;
Der Mann sein Herz zusammennimmt.

Weit auf das Roß die Nüstern reißt,
Es bleckt vor Angst die Zähne,
Der Rappe zitternd sieht den Geist
Und sträubt empor die Mähne;
Nun schaut den Geist der Reiter auch
Und kreuzet sich nach altem Brauch.

Der Mönch hat sich vor ihn gestellt,
So klagend still, so schaurig,
Als weine stumm aus ihm die Welt,
So traurig, o wie traurig!
Der Wandrer schaut ihn unverwandt
Und wird von Mitleid übermannt.

Der große und geheime Schmerz,
Der die Natur durchzittert,
Den ahnen mag ein blutend Herz,
Den die Verzweiflung wittert,
Doch nicht erreicht — der Schmerz erscheint
Im Aug des Mönchs, der Reiter weint.

Er ruft: „O sage, was dich kränkt?
Was dich so tief beweget?“
Doch wie der Mönch das Antlitz senkt,
Die bleichen Lippen reget,
Das Ungeheure sagen will:
Ruft er entsetzt: „Sei still! sei still!“ —

Der Mönch verschwand, der Morgen graut,
Der Wandrer zieht von hinnen;
Und fürder spricht er keinen Laut,
Den Tod nur muß er sinnen;
Der Rappe rührt kein Futter an,
Um Roß und Reiter ists getan.

Und als die Sonn am Abend sinkt:
Die Herzen bänger schlagen,
Der Mönch aus jedem Strauche winkt,
Und alle Blätter klagen,
Die ganze Luft ist wund und weh —
Der Rappe schleudert in den See.

Weib und Kind

Ein schwüler Sommerabend wars, ein trüber,
Ich ging fußwandernd im Gebirg allein,
Und ich bedachte mir im Dämmerschein,
Was mir noch kommen soll, was schon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernsten Tale ruhten,
Und wunderbar war mir das Fernste nah;
Der Tannwald stand ein fester Bürge da,
Daß sich noch alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
„Gelobt sei Jesus Christus!" sprach sie mir:
„In Ewigkeit!" so dankt ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruß auf dunklen Wegen.

Ihr folgt' ein kleines Mägdlein, halb erschrocken,
Als sie mich sah und ich die Hand ihr bot;
Sie mühte sich, mit einem Bissen Brot
Ein zögernd Kälblein mit sich heim zu locken.

„Kumm, Kalberl, kumm!"* so rief das Kind dem Tiere;
Das klang so innig, lieblich und vertraut,
Daß ich der Unschuld heimatlichen Laut
Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Lang blickt ich ihnen nach, bis sie verschwunden.
Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab ich auf jenem Berge tief empfunden.

---

* Österreichische Mundart.

Der Steirertanz

Robert

Laß, Freund, uns übernachten
In jenem Jägerhause,
Das uns entgegenklinget
Mit Geigen und Gesängen.
Heut ließ die Sonne sprühen
Die sommerscharfen Pfeile,
Es war ein heißes Wandern
Auf steilen Bergespfaden;
Wir wollen uns erfrischen.
Und sind des Leibes Mühen
Am raschen Wanderstabe
Belohnt mit wackerm Imbiß
Und manchem Becher Weines,
Erquicken wir die Seele
Mit heiteren Gesprächen.

Heinrich

Es war ein herrlich Wandern;
Den Abgrund überspringend,
Die Felswand überkletternd,
Fand ich in seiner hohen
Geheimnisvollen Heimat
Manch schönes Alpenblümlein,
So einsam, bis zur Stunde
Gekannt nur von den Lüften,
Besucht nur von den Wolken,
Erblickt von Sternenaugen.

Robert

Es war ein herrlich Wandern;
Vom Klippenaſt des Kalkes,
Vom ſchwarzen Beet des Abgrunds
Hab ich gepflückt Gedanken,
Nievelke Blumen Gottes,
Die werden freudig duften
Mir durch mein ganzes Leben.

(Sie treten ins Haus

Jäger

Seid ſchön gegrüßt, Ihr Herren,
Glückſelig guten Abend!

Robert

Wollt Ihr zwei müde Wandrer
Herbergen für die Nacht?

Jäger

Willkommen mir von Herzen!
Nur iſts in meiner Hütte
Ein wenig toll und voll,
Wir haben heute Hochzeit;
Ihr müßt Euch ſchon begnügen,
Ein Plätzchen wo zu nehmen,
Das nicht die Luſt beſetzt hat,
's wird freilich knapp genug ſein.

Heinrich

Hier wollen wir uns lagern,
Den Tanz zu überſchauen.
Sieh dort den Jägerburſchen,
Den ſchlanken, ſchönen, flinken;

Auf seinem grünen Hute
Gemsbart und Hahnenfeder;
Aus seinem festen Auge
Blitzt ihm ein Siegesstrahl;
Die Gemse, die sein Blick faßt
In ihrer Felsenheimat,
Wird nicht mehr lange weiden
Die frischen Alpenkräuter;
Die Dirne, die sein Blick faßt,
Wird nicht mehr lange wandeln
Auf ihrer grünen Alpe
Mit leichtem, freien Herzen.

Robert

Das ist der beste Schütze
Im steirischen Gebirge.
Ich wollte, Freund, es schlügen
Entschlüsse mir und Taten
So scharf getreu zusammen,
Wie diesem wackern Jäger
Sein Blick und seine Kugel.

Heinrich

Er ist der beste Schütze
Und ist der feinste Tänzer
Von diesen Burschen allen.
Wie er die schöne Dirne
So leicht und sanft und sicher
Im frohen Kreise tummelt!
Uns läßt das lustge Paar
Hintanzen vor den Augen,
Harmonischer Bewegung,
Ein freundlich Bild des Lebens.
Er reicht dem lieben Mädchen

Hoch über ihrem Haupte
Den Finger, und sie dreht sich
Um seine Faust im Kreise,
Die Anmut um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts
In edler Manneshaltung
Und läßt das liebe Mädchen
Leicht wechselnd aus der Rechten
In seine Linke gleiten
Und nimmt die Flinkbewegte
Herum in seinem Rücken,
Läßt sich von ihr umtanzen,
Als wollt er sich umzirken
Rings um und um mit Liebe
Und ihr im Tanze sagen:
Du schließest mir den Kreis
Von allen meinen Freuden!

Robert

Nun fassen sich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,
Sich durch die Arme schlüpfend,
Und blicken sich dabei
Glückselig in die Augen,
Als wollten sie sich sagen:
So wollen wir verbunden,
Uns ineinander schmiegend,
Hintanzen leicht und fröhlich
Durchs wechselvolle Leben!

Heinrich

Hörſt du den Jäger jauchzen?
Zu enge ſind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrauſen
Die Fluten des Entzückens.

Robert

Siehſt du die Erd ihn ſtampfen?
Im Freudenübermute
Gibt er der Erde ſchallend
Den Fußtritt der Verachtung;
„Du kriegſt nur unſre Aſche!“
Ruft ihr ſein helles Jauchzen,
Und flammend blickt ſein Auge
Der Liebſten in das Auge,
Unſterblichkeitsgewiß:
„Wir haben uns auf ewig!“ —
Die Blicke dieſer beiden
Sind mir gewiſſe Bürgſchaft
Für mein unſterblich Leben.
Was ſich geliebt auf Erden,
Muß dort ſich wiederfinden.

Heinrich

Das glaub ich nimmermehr,
So gern ich auch, o Freund
Und treuer Berggenoſſe,
Mit dir durchſtreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmliſchen Gebirge
Und dort ſie alle finden,
Die hier mein Herz verloren;

Doch kann ich es nicht glauben.
Wie dieſe Muſikanten
Auf Geig und Zither ſpielen
Den luſtgen Steirertanz,
Den erſten Teil des Walzers
Im zweiten wiederholend,
Nur wechſelnd in der Tonart:
Meinſt du, der alte Geiger,
Dem die Geſtirne tanzen
Zur ſtarken Weltenfiedel,
Wird unſer Erdenleben,
Wenns einmal abgeſpielt iſt,
Noch einmal runterſpielen,
Nur höher, in der Quinte? —

Robert

Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton
Im ſchönen Liede Gottes;
Doch wie das ſchöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede
Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen ſich am Grabe:
Und was im Erdenleben
Mit ihm zuſammenklang,
Wird einſt mit ihm erklingen
Zu freudigen Akkorden
Im Strom des ewgen Liedes.

Die drei Zigeuner

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Hielt der eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der dritte behaglich schlief,
Und sein Zimbal am Baum hing,
Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie mans verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Die nächtliche Fahrt

Zu öd und traurig selbst den Heidewinden
Sind diese winterlichen Einsamkeiten,
Nur Schnee und Schnee ringsaus in alle Weiten,
Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ists umsonst, nach frohem Ton zu lauschen,
Singvögel sind gelobt von diesem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Rabe,
Und eingefroren ist der Bäche Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will mans nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingsbauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eisesklammern;
Jetzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
Wie Bettler, hungerwach, in nächtger Stunde
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
Als ob mit seinem Fuhrwerk er die Erde
Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengste sinds, rasch wie des Nordens Lüfte,
Ein jeder trägt das werte Probezeichen
Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
Zum Glöcklein tanzend fliehn vorbei die Bäume
Am Schlitten, trüb, wie schnellvergeßne Träume,
Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die ſchnellen Renner ſind mit Eis behangen,
Das klirrend an den ſchwarzen Mähnen zittert,
Der Roſſe Rücken iſt mit Reif umgittert:
Der Tod will ſie mit kaltem Netze fangen.

Gekauert ſitzt, gehüllt vom Bärenkragen,
Der Wojewod im Schlittenkorbgeflechte
Still hinter ſeinem pelzverhüllten Knechte,
Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondesbelle
Ein zweiter nach, mit gleichgeſchwinden Rennern,
Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
Und auf der Heide klingelt ſeine Schelle.

Die Nacht iſt grimmig kalt; o Wandrer meide
Den Schlaf; hörſt du das Glöcklein nicht mehr ſchlagen,
So wirds vom Roſſe dir vorangetragen
Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Heide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter;
Gib, Wandrer, acht, daß nicht auch deine Seele
Zu ihrem Grunde ſich hinunterſtehle,
Wenn du einnickeſt; Wandrer, halt dich munter!

Biſt du ein Jäger, denke an ein Wildern;
Haſt du ein Lieb, denk an ihr ſüßes Lager;
Wenn Haß dich wurmt, der ſcharfe Herzensnager,
So halt dich wach und warm mit Rachebildern! —

Ha! Wölfe! ſeht, ein ganzes Rudel Tode!
Sie folgen, eine nachgeſchleifte Kette,
Die Todesangſt, der Hunger rennen Wette,
Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es kracht der Schnee, schnell sind die grauen Horden,
Doch schneller sind, gottlob! die braven Hengste,
Die Rappen sind im Drang der Todesängste
Plötzlich wie junge Raben flügg geworden.

So fliehn sie weite Strecken, angstgetrieben;
Die Männer schießen schreckend die Gewehre
Vom Schlittenborde nach dem grausen Heere,
Bis nach und nach es ist zurückgeblieben.

Nun halten sie; die Pferde dampfend schwitzen
Und schnauben aus den Nüstern sich das Bangen;
Drei treten in die Schenke und verlangen
'nen Becher Wein, doch bleibt der Woiwod sitzen.

Da springt der Wirt, ein Jude, an den Schlitten
Und macht dem Gaste tiefe Reverenzen:
„Darf ich, Herr Wojewod, Euch nicht kredenzen
Wein, Brot und einen feinen Bratenschnitten?"

Und mit Gelächter ruft der Kutscher drinnen:
„Dem schmeckt kein Braten und kein Gläschen Roter,
Der ißt nicht, trinkt nicht, friert nicht, ist ein Toter,
An dem, Hebräer, wirst du nichts gewinnen!

Im Zweikampf ist der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, Russe, hat ihn totgeschossen;
Ich fahre meinen schweigenden Genossen
Heim in die Gruft vorausgegangner Lieben.

Bald aber hätt ich ihm die Treu zerrissen,
Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
Er hätt ich ihn nicht weiter mitgenommen,
Ich hätt ihn, uns zu retten, hingeschmissen.

Ich meine immer noch sein Blut zu schauen,
Wies rauchend in den weißen Schnee gequollen,
Wie sichs nicht bergen konnte in den Schollen;
Das Bluteis darf im Frühling erst zertauen!“

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel
Fort über Brücken, Zäune, Teich' und Bäche,
Denn alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche
Und gleichgefegt der Wind mit seinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Kutscher nach dem Toten;
Noch sitzt er da, das Haupt vorunterneigend,
Wie er gesessen, unbekümmert, schweigend,
Als hinterher die grimmen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Wojewoden fällte
Und stecken blieb in seinem Eingeweide;
Der Schnee, der rings bedeckt Podoliens Heide;
Sein Herz — sind alle drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und rasselt an der Föhre,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Zaren,
Der gerne möcht in winternächtgen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
Das tote Polen durch die Heide fahren.

Vision

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mähn und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnputz,
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stutz.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durchs Land Tirol, allein;
Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht,
Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlied,
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.

Schnell ist der Wolkenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Kaum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Gibt er dem Roß die Sporn,
An den vergeßnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege dort ein Kruzifix,
Des Unglücks Herberg, ragt,
Seitwärtsgewandten finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durchs Land Tirol
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, leb wohl! leb wohl!
Du siehst mich nimmermehr!“

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu. Verschwunden ist der Geist
Von Achtzehnhundertneun.

Viertes Buch

***

Der Urwald

Es iſt ein Land voll träumeriſchem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tauſend Bildern feſt;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher
Und das Verbrechen zittert übers Meer;
Das Land, bei deſſen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager ſprang
Und ihr Panier durch alle Stürme ſchwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher ſie begraben! —
In jenem Lande bin ich einſt geritten
Den Weg, der einen finſtern Wald durchſchnitten;
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leiſe ſtrich der Wind, kein Vogel ſang.
Da ſtieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildnis zu verſenken.
Vermildernd ſchien das helle Abendrot
Auf dieſes Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungeſtört das Leben mit dem Tod
Jahrtauſendlang gekämpft die ernſte Wette.
Umſonſt das Leben hier zu grünen ſucht,
Erdrücket von des Todes Übermacht,
Denn endlich hat der Tod, der ſtarke Zwinger,

Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
Es sucht umsonst, hier, dort hervorzusprossen
Durch Moderstämme, dürre Todesfinger.
Wohin, o Tod, wirst du das Pflanzenleben
In deiner starken Faust und meines heben?
Wirst du sie öffnen? wird sie ewig schließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln schon der Todeshand
Und fühlt es kühler schon im Herzen fließen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
Und starrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimnis in den finstern Schlund.
Wo sind die Blüten, die den Wald umschlangen,
Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
Nun ist der Wald verlassen und verdorrt,
Längst sind die Blüten und die Vögel fort.
So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die schönen Ahndungsblumen im Gemüt;
Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
Dann bin ich still und tot, wie dieser Baum,
Der Seele Frühling war, wie seiner — Traum.
Als einst der Baum, der nun in Staub verwittert,
So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang
Und seine Arme ihm entgegen rang,
Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
Und als er seinen süßen Frühlingsduft
Beseelend strömte weithin in die Luft —
Schien nicht sein schönes Leben wert der Dauer,
Und starb es hin, ists minder wert der Trauer,
Als mein Gedanke, der sich ewig wähnt?
Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,

Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
Bis ich die dürren Blätter rauschen hörte
Und mich der Huftritt meines Rosses störte;
Es schritt heran zu mir, als wollt es mahnen
Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen;
Ich aber rief: „Ists auch der Mühe wert,
Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd?“
Es blickt' mich an mit stiller Lebenslust,
Die wärmend mir gedrungen in die Brust,
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht.
Und auf den tief einsamen Waldeswegen
Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen,
Und der geheimnisvollen Todesnacht.

An einem Baum

Du Baum, so morsch und lebensarm,
So ausgehöhlt, sei mir gegrüßt;
Wie doch dein froher Bienenschwarm
Die Todeswunde dir versüßt!

Sie wandern fort im raschen Zug,
Sie kehren summend wieder heim
Und bringen dir im Freudenflug
Von fernen Blumen Honigseim.

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
An einen lieben alten Mann;
Gott gebe, kehr ich übers Meer,
Daß ich ihn noch umarmen kann!

Baum, wie du morsch und abgedorrt,
Doch Honig birgt dein altes Reis,
So birgt der Weisheit süßen Hort
In seiner Brust der morsche Greis.

Und seine muntre Bienenschar,
Gedanken fliegen aus und ein
Und bringen Honig süß und klar,
Die reiche Beut aus Wies und Hain;

Oft locket sie von hinnen weit,
Zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
Dann senkt er still sein edles Haupt.

Verschiedene Deutung

1

Sieh, wie des Niagara Wellen
Im Donnerfall zu Staub zerschellen,
Und wie sie, sprühend nun zerflogen,
Empfangen goldne Sonnenstrahlen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenreichen Regenbogen.
O Freund, auch wir sind trübe Wellen,
Und unser Ich, es muß zerschellen,
Nur stäubend in die Luft zergangen,
Wird es das Irislicht empfangen.

2

„Trüb, farblos waren diese Fluten,
Solang sie noch im Strome wallten;
Sie mußten vielfach sich zerspalten,
Daß sie aufblühn in Farbengluten.
Nun fliegt ein jeder Tropfen einsam,
Ein armes Ich, doch strahlen sie
Im hellen Himmelslicht gemeinsam
Des Bogens Farbenharmonie."

Niagara

Klar und wie die Jugend heiter,
Und wie murmelnd süßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im sanften Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Widerstrahlt mit froher Muße
Und die Sterne stiller Nacht.

Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wandrer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Erd und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagaras tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Das Blockhaus

Müdgeritten auf langer Tagesreise
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gastwirt mein Geschick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weise,
Sprach gelassen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!" und bot mir seine Hand,
Gleichsam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte sie nicht, die meine zu drücken.
Lesen konnt ich in seinen festen Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entschluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,
Doch nicht fand ich die Kost so dürr und mager
Wie sein Wort, ich sollte bei ihm ein Lager
Finden weicher und wärmer als seine Mienen.
Winter wars, ich starrte vom Urwaldfroste;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,
Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dies, jenes koste?

Emsig am Tisch sah ich die Weiber schalten;
Und es wurde die Mahlzeit rasch gehalten.
Später schwatzten die männlichen Hausgenossen
Am Kamin, die scharfe Zigarr im Munde,
Von Geschäft und Betrieb, bis eine Stunde
Mir in traulicher Langweil hingeflossen.
Hörbar vor allen sprach des Hauses Vater,
Als ein vielerfahrner Lenker und Rater,
Wechselnd raucht' er und sprach, und aller Augen
Hingen an seinen Lippen, der Alte schien
Aus dem Zigarrenstumpf Erfindung zu saugen;
Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
Endlich gewann der Schlaf den stillen Sieg,
Und sie gingen zu Bett; ich blieb allein,
Trank noch eine Flasche vom lieben Rhein,
Als das englische Talergelispel schwieg.
Und zur weit gewanderten deutschen Flasche
Holt ich den Uhland aus meiner Satteltasche.
Ferne der Heimat, tiefst im fremden Wald,
Las ich mir laut den herrlichen „Held Harald".
Eichenstämme warf ich ins lustige Feuer,
Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,
Denn die Elfen Haralds sind nicht geheuer,
Lockend hört ich sie schon im Walde schwärmen.
Aber mit einmal war die Freude geschwunden,
Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden.
„Uhland! wie stehts mit der Freiheit daheim?" die Frage
Sandt ich über Wälder und Meer ihm zu.
Plötzlich erwachte der Sturm aus stiller Ruh,
Und im Walde hört ich die Antwortklage:
Krachend stürzten draußen die nacktgeschälten
Eichen nieder zu Boden, die frühentseelten,
Und im Sturme, immer lauter und bänger,
Hört ich grollen der Freiheit herrlichen Sänger:

„Wie sich der Sturm bricht heulend am festen Gebäude,
Bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude,
Sucht umsonst zu rütteln die festverstockte,
Die aus Freiheitsbäumen zusammengeblockte!"
Traurig war mir da und finster zumut,
Scheiter und Scheiter warf ich in die Glut;
Mir erschien die bewegte Menschengeschichte
In des Kummers zweifelflackerndem Lichte.
„Diese Stämme verbrennen hier am Herde,
Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
Der ich bald doch werde müssen erkalten,
Der ich selber zu Asche sinken werde.
Gibt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhast?"
Also führt ich mit mir ein wirres Plaudern;
(Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast,)
Und ich blickte mich um — und mußte schaudern.

Meeresstille

Sturm mit seinen Donnerschlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh!

Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Wahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ozean!

Nächtlich Meer, nun iſt dein Schweigen
So tief ungeſtört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;

Daß im Schutz geſchloßnen Mundes
Doch mein Herz erſchrickt,
Das Geheimnis heilgen Bundes
Feſter an ſich drückt.

Sturmesmythe

Stumm und regungslos in ſich verſchloſſen
Ruht die tiefe See dahingegoſſen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulſe ſind verſunken,
Ungeſpüret glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Totenangeſicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauſchen,
Wie betroffen ſtehn die Bäume, lauſchen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne iſt hinabgeſchieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier ſtille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in ſtürmiſcher Beklommenheit;
Eilig kommen ſie heraufgefahren,
Haben ſich in angſtverworrnen Scharen
Um die ſtumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
„Lebst du noch?“ in lauten Donnerklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter tot, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen,
Und sie tanzen freudenwild und singen
Ihrer Lieb ein Lied im Sturmeschor.

Wandrer und Wind

Herbstwind, o sei willkommen!
Fünf Tage lag das Meer
So still, so bang beklommen,
Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauschen
Sehnt ich mich auf der See,
Wie einst mein Jägerlauschen
Im Wald nach Hirsch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
Am frischen Neckarfluß?
Den heimatlichen Feldern?
Bringst du mir keinen Gruß?

„Entlaubt hab ich die Wälder
Im raschen Wanderzug,
Nahm durch die Stoppelfelder
Den ungehemmten Flug.

Nun ich durch Feld und Auen
Mein Wanderliedlein pfiff,
Komm ich nach euch zu ſchauen
Im Emigrantenſchiff.

Weil alter Liebesbande
Das Schifflein müd und matt,
Jag ichs vom Mutterſtrande
Dahin, ein welkes Blatt!“

Das Wiederſehen

Du heimatliches Tal,
Mir wird ſo wohl und wehe,
Daß ich dich nun einmal,
Erſehntes! wiederſehe.

Weinberg, ſei mir gegrüßt!
Noch grünen deine Reben,
Womit du oft verſüßt
Ein herbes Menſchenleben;

Viel Herbſte ſchwanden dir,
Die deine Trauben reiften,
Und die vom Herzen mir
So manche Hoffnung ſtreiften.

Noch kenn ich jeden Baum,
Wo ich vor ſo viel Jahren
Gehegt den Jugendtraum,
Der ſcheu dahingefahren.

Noch kenn ich jedes Haus;
Doch andre Menſchen ſchreiten
Geſchäftig ein und aus,
Als wie zu meinen Zeiten.

Ich frage dort und hier
Nach einem Freund mit Zagen
Und Furcht, ich könnte schier
Nach einem Toten fragen.

Es ist nur noch der Ort,
Wo wir gefreut uns haben,
Die Lieben all sind fort,
Verreiset und begraben.

Drum bleib ich hier nicht lang,
Mich fühlend zu verlassen,
Und tu auch keinen Gang
Bei Tag mehr durch die Straßen.

Erst wenn es worden Nacht
Und schläft des Tags Gebrause,
Schleich ich heran mich sacht
Zu manchem Freundeshause.

Die süße Träumerei
Euch ich dann festzuhalten,
Als ob doch alles sei
Geblieben hier beim alten.

Zum Fenster dann empor
Blick ich und lausch und grüße,
Ob mich, den ich verlor,
Der Freund erblicken müsse;

Ich lausch und scheide nicht,
Bis ich zu schauen meine
Sein liebes Angesicht
Im wirren Mondenscheine.

Die Sennin

Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf ins Tal,
Daß die frohe Felsensprache
Deinem hellen Ruf erwache.

Horch, o Mädchen, wie dein Sang
In die Brust den Bergen drang,
Wie dein Wort die Felsenseelen
Freudig fort und fort erzählen!

Aber einst, wie alles flieht,
Scheidest du mit deinem Lied,
Wenn dich Liebe fortbewogen
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden stehn,
Traurig stumm herübersehn
Dort die grauen Felsenzinnen
Und auf deine Lieder sinnen.

See und Wasserfall

Die Felsen schroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung
Sind dir ein stilles Bild
Tiefsinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne Tat erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen;
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur Tat hinunterschießen.

Herbstgefühl

Der Buchenwald ist herbstlich schon gerötet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben,
Doch Rosen sinds, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Tal hinab, und seine Wellen gleiten,
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genossen,
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermut einverstanden,
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen.

Ein Herbstabend

Es weht der Wind so kühl, entlaubend rings die Äste,
Er ruft zum Wald hinein: Gut Nacht, ihr Erdengäste!

Am Hügel strahlt der Mond, die grauen Wolken jagen
Schnell übers Tal hinaus, wo alle Wälder klagen.

Das Bächlein schleicht hinab, von abgestorbnen Hainen
Trägt es die Blätter fort mit halbersticktem Weinen.

Nie hört ich einen Quell so leise traurig klingend,
Die Weid am Ufer steht, die weichen Äste ringend.

Und eines toten Freunds gedenkend lausch ich nieder
Zum Quell, der murmelt stets: wir sehen uns nicht wieder!

Horch! plötzlich in der Luft ein schnatterndes Geplauder:
Wildgänse auf der Flucht vor winterlichem Schauder.

Sie jagen hinter sich den Herbst mit raschen Flügeln,
Sie lassen scheu zurück das Sterben auf den Hügeln.

Wo sind sie? ha! wie schnell sie dort vorüberstreichen
Am hellen Mond und jetzt unsichtbar schon entweichen;

Ihr ahnungsvoller Laut läßt sich noch immer hören,
Dem Wandrer in der Brust die Wehmut aufzustören.

Südwärts die Vögel ziehn mit eiligem Geschwätze;
Doch auch den Süden deckt der Tod mit seinem Netze.

Natur das Ewge schaut in unruhvollen Träumen,
Fährt auf und will entfliehn den todverfallnen Räumen.

Der abgerißne Ruf, womit Zugvögel schweben,
Ist Aufschrei wirren Traums von einem ewgen Leben.

Ich höre sie nicht mehr, schon sind sie weit von hinnen;
Die Zweifel in der Brust den Nachtgesang beginnen:

Ists Erdenleben Schein? — ist es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ewgen Spiegelfährte?

Warum denn aber wird dem Erdenleben bange,
Wenn es ein Schein nur ist, vor seinem Untergange?

Ist solche Bängnis nur von dem, was wird bestehen,
Ein Widerglanz, daß auch sein Bild nicht will vergehen?

Dies Bangen auch nur Schein? — so schwärmen die Gedanken,
Wie dort durchs öde Tal die Herbstesnebel schwanken.

***

Am Rhein

Wir reiſten zuſammen mit andern
Zu Schiff hinunter den Rhein,
Es war ein ſeliges Wandern;
Doch waren wir ſelten allein.

Sie traten heran, zu lauſchen,
Du ließeſt nur hier und dort
Mir fallen unter das Rauſchen
Des Stroms ein heimliches Wort.

Ich ſprach: Bald trennt uns die Reiſe!
Ob hier wir uns wiederſehn?
„Dort vielleicht einſt!“ ſagteſt du leiſe,
Ich konnte dich kaum verſtehn.

Wir flogen vorüber am Strande,
Der Dampf durchbrauſte den Schlot,
Wie ein zorniger Neger die Bande
Wildſchnaubend zu ſprengen droht.

Und ſie begannen zu preiſen,
Wie ſchnell man ſich heute bewegt,
Und wie das tüchtige Eiſen
Man über die Straßen legt;

Als wollten zu Grabe ſie tragen
Des Elends türmenden Wuſt
Und wieder das Eden erjagen,
Den uralt bittern Verluſt.

Es hat doch den rechten Fergen
Das Schifflein lange noch nicht,
Solange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergesicht.

Noch lange nicht hat, ihr Gesellen,
Das Eisen den rechten Guß,
Wenn sich die Liebe bestellen
Noch hinter die Gräber muß!

So dacht ich und blickte verdrossen
Hinab in die rollende Flut;
Dich umringten deine Genossen
Und scherzten; die hatten es gut.

Die Nacht war dunkelnd gekommen,
Da stiegen am Strande wir aus,
Ich folgte dir stumm und beklommen
Von ferne bis an dein Haus.

Und als du, noch einmal nickend,
Verschwunden im schließenden Tor,
Stand ich eine Weile noch, blickend
Nach deinem Fenster empor.

Ich schied von deinem Quartiere
Und ging hinüber in meins,
Das lag im fernen Reviere
Am andern Ufer des Rheins.

Ich betrat mein trauriges Zimmer
Und starrte unverwandt
Hinüber zum Kerzenschimmer,
Den mir dein Fenster gesandt.

Die Lichter drüben am Strande
Erloschen nach und nach,
Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb deines immer noch wach.

Wie ich im einsamen Leide
Hinstarrte über die Flut:
Als wären gestorben wir beide,
Ward mir mit einmal zumut;

Als trennten uns weite Welten,
Ward mir mit einem Mal,
Den Erdengram zu vergelten
Mit ewiger Sehnsucht Qual;

Als blinkte dein Lichtlein so ferne
In meine Finsternis
Von einem entlegenen Sterne,
Der dich mir auf immer entriß.

Mir spielten, wie Tränendiebe,
Nachtwinde ums Augenlid,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht.

An *

Ach wärst du mein, es wär ein schönes Leben!
So aber ists Entsagen nur und Trauern,
Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank tut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund in Särgen, Leich an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ichs vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Der ſchwere Abend

Die dunklen Wolken hingen
Herab ſo bang und ſchwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und ſtumm, ſo trübe
Und ſternlos war die Nacht,
So ganz wie unſre Liebe
Zu Tränen nur gemacht.

Und als ich mußte ſcheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünſcht ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Traurige Wege

Bin mit dir im Wald gegangen;
Ach, wie war der Wald ſo froh!
Alles grün, die Vögel ſangen,
Und das ſcheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Rings von allen Zweigen ſchallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen
Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren;
Ach, wie war die Nacht ſo mild!
Auf der Flut, der ſanften, klaren,
Wiegte ſich des Mondes Bild.

Luſtig ſcherzten die Geſellen;
Unſre Liebe ſchwieg und ſann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberrann. —

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze ſtrich der Weſt,
Als wir einſt am Kirchhof gingen;
Ach wie ſchliefen ſie ſo feſt!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt;
Haben uns die Toten weinen,
Als wir dort vorbeigewallt?

Einſamkeit

Wild verwachſne dunkle Fichten,
Leiſe klagt die Quelle fort;
Herz, das iſt der rechte Ort
Für dein ſchmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einſam deine Klage ſingt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenns auch immer ſchweigen bliebe,
Klage, klage fort; es webt,
Der dich höret und verſteht,
Stille hier der Geiſt der Liebe.

Nicht verloren hier im Mooſe,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott verſteht,
Deine tiefe, hoffnungsloſe!

Wunsch

Urwald, in deinem Brausen
Und ernsten Dämmerschein
Mit der Geliebten hausen
Möcht ich allein — allein!

Von deinen schlanksten Bäumen
Baut ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsräumen;
O komm, du schöne Braut!

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe streute
Ich unter ihren Tritt.

Für sie das Wild erjagen,
Aus tiefster Schlucht empört!
Für sie den Feind erschlagen,
Der unsern Frieden stört!

Ich würd in Mondesnächten,
Beim stillen Sternentanz,
Von wilden Liedern flechten
Um meine Braut den Kranz;

Und in den Abendgluten
Am Fels hier oben stehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund stürzen sehn;

Und weit hinunter blicken
Ließ' sie mein starker Arm;
Wie würd ich sie dann drücken
Ans Herz so fest und warm!

Neid der Sehnsucht

Die Bäche rauschen
Der Frühlingssonne,
Hell singen die Vögel,
Es lauschen die Blüten,
Und sprachlos ringen
Sich Wonnedüfte
Aus ihrem Busen;
Und ich muß trauern,
Denn nimmer strahlt mir
Dein Aug, o Geliebte! —
Nicht über den Wellen
Des Ozeanes,
Nicht über den Sternen
Und nicht im Lande
Der Phantasien
Ist meine Heimat;
Ich finde sie nur
In deinem Auge!
Was je mir freudig
Beseelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht,
Entschwundner Kindheit
Fröhliche Tage
Und meiner Jugend
Himmlische Träume,
Von meinen Toten
Trauliche Grüße
Und meiner Gottheit
Stärkenden Anblick,
Das alles find ich
In deinem Auge,

O meine Geliebte!
Nun bist du ferne,
Und bitter beneiden
Muß jeden Stein ich
Und jede Blume,
Beneiden die kalten
Menschen und Sterne,
An die du vergeudest
Die süßen Blicke.

Meine Furcht

O stürzt, ihr Wolkenbrüche,
Zum Abgrund nur hinab!
O reißt, ihr Sturmesflüche,
Die Wälder in ihr Grab!
O flammt, ihr Blitzesgluten,
O rase, Donnerklang!
Ihr könnt mich nicht entmuten,
Mir wird vor euch nicht bang.
Wenn ihr aufs Herz mir zielet,
Euch acht' ich Kinder nur,
Daß ihr Vernichten spielet,
Entsprangt ihr der Natur!
Wohl spott ich Sturmesgrimme
Und wildem Donnerscherz;
Und doch vor einer Stimme
Erzittert mir das Herz;
Die schnell das Herz mir brächte,
Die Stimme fürcht ich sehr,
Wenn die Geliebte spräche:
Ich liebe dich nicht mehr!

Wunſch

Fort möcht ich reiſen
Weit, weit in die See,
O meine Geliebte,
Mit dir allein!

Die Dränger und Lauſcher
Und kalten Störer,
Sie hielt' uns ferne
Der wallende Abgrund,
Das drohende Meer,
Wir wären ſo ſicher
Und ſelig allein.
Und käme der Sturm,
Ich würde dich halten
An meiner Bruſt.
Wenn donnernde Wogen
Zum Himmel ſchlügen,
Doch höher ſchlüge
Mein trunkenes Herz;
Und meine Liebe,
Die ewige, ſtarke,
Sie würde frohlockend
Dich halten im Sturm.
Du würdeſt zitternd
Mir blicken ins Auge
Und würdeſt erblicken,
Was nimmer ſcheitert
In allen Stürmen,
Und würdeſt lächeln
Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
Der tobende Aufruhr,
In Schlummer ſinken
Die Wellen und Winde,
Und über den Waſſern
Iſt tiefe Stille.
Da ruhſt du ſinnend
An meiner Bruſt.
So tiefe Stille:
Mein lauſchendes Herz
Hört Antwort pochen
Dein lauſchendes Herz.
Wir ſind allein,
Doch flüſterſt du leiſe,
Um nicht zu ſtören
Das ſinnende Meer.
Nur ſanft erzittern
Die Lippen dir,
Die ſchwellenden Blätter
Der ſüßen Roſe,
Ich ſauge dein Wort,
Den klingenden Duft
Der ſüßen Roſe.

Im Oſten hebt ſich
Der klare Mond,
Und Gott bedecket
Den Himmel mit Sternen,
Und ich bedecke,
Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den ſchönern Himmel,
Mit feurigen Küſſen.

An den Wind

Ich wandre fort ins ferne Land;
Noch einmal blickt ich um, bewegt,
Und sah, wie sie den Mund geregt,
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief sie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trüben Gang,
Doch hört ich nicht den liebsten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlassen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Ists nicht genug, daß du mir auch
Entreißest ihren letzten Gruß?

An die Entfernte

I

Diese Rose pflück ich hier,
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Ist die Rose längst dahin,
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich ins Land
Lieb von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

2

Rosen fliehen nicht allein
Und die Lenzgesänge,
Auch dein Wangenrosenschein,
Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Tor, ein Tor,
Meinen Himmel räumte!
Daß ich einen Blick verlor,
Einen Hauch versäumte!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
Dort die Nachtigallen,
Mädchen, und ich möchte dir
In die Arme fallen!

Meine Rose

Dem holden Lenzgeschmeide,
Der Rose, meiner Freude,
Die schon gebeugt und blasser
Vom heißen Strahl der Sonnen,
Reich' ich den Becher Wasser
Aus tiefem Bronnen.

Du Rose meines Herzens!
Vom stillen Strahl des Schmerzens
Bist du gebeugt und blasser:
Ich möchte dir zu Füßen,

Wie dieſer Blume Waſſer,
Still meine Seele gießen!
Könnt ich dann auch nicht ſehen
Dich auferſtehen.

An *

O wag es nicht, mit mir zu ſcherzen,
Zum Scherze ſchloß ich keinen Bund:
O ſpiele nicht mit meinem Herzen,
Weißt du noch nicht, wie ſehr es wund?

Weil ich ſo tief für dich entbrannte,
Weil ich mich dir gezeigt ſo weich,
Dein Herz die ſüße Heimat nannte
Und deinen Blick mein Himmelreich:

O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der ſüßer Heimat ſich entreißt,
Dem Himmel, mit verſchwiegnem Kummer,
Auf immerdar den Rücken weiſt.

Kommen und Scheiden

So oft ſie kam, erſchien mir die Geſtalt
So lieblich, wie das erſte Grün im Wald.

Und was ſie ſprach, drang mir zum Herzen ein
Süß, wie des Frühlings erſtes Lied im Hain.

Und als Lebwohl ſie winkte mit der Hand,
Wars, ob der letzte Jugendtraum mir ſchwand.

Liebesfrühling

Ich sah den Lenz einmal
Erwacht im schönsten Tal;
Ich sah der Liebe Licht
Im schönsten Angesicht.

Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erscheint aus jedem Strauch
Ihr Angesicht mir auch.

Und seh ich sie am Ort,
Wo längst der Frühling fort,
So sprießt ein Lenz und schallt
Um ihre süße Gestalt.

Frage nicht

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
Ich weiß es nicht und will nicht fragen;
Mein Herz behalte seine Kunde,
Wie tief es dein im Grunde.

O still! ich möchte sonst erschrecken,
Könnt ich die Stelle nicht entdecken,
Die unzerstört für Gott verbliebe
Beim Tode deiner Liebe.

Sonette

***

Frage

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher ins Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum wars in der Nacht;
Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hast du dich einst der Erdennacht entschwungen,
Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
Verloren sein des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage
Und dort der Seele stören ihren Frieden?

Jugend und Liebe

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden;
Wenn, jung getrennt, sich wiedersehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernsten Falten
Den Strahl der süßen Jugend noch zu finden.

Des Dauerns Wahn, wer läßt ihn gerne schwinden?
Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir suchen immer noch den Traum zu halten,
Nur stiller sei geworden sein Empfinden.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Lüften;
Noch leichter als die Jugend flieht die Liebe,
Die nur des Blattes wonnereiches Düften.

Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
Kann sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen.

Der Salzburger Kirchhof

O schöner Ort, den Toten auserkoren
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Toten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Toten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwarmen;
Die Blumen winkens, ihre stillen Boten.

Nachhall

Ein Wandrer läßt sein helles Lied erklingen:
Nun schweigt er still und schwindet in den Föhren;
Ich möchte länger noch ihn singen hören,
Doch tröst ich mich: er kann nicht ewig singen.

Der Wandrer schweigt, doch jene Felsen bringen
Mir seinen Widerhall in dunklen Chören,
Als wollten sie sein Lied zurückbeschwören,
Nun ist es still — den Quell nur hör ich springen.

Der Wandrer schwieg und schied; ich sprach gelassen:
Fahr wohl! Warum denn fühl ich jetzt ein Trauern,
Daß länger nicht sein Nachhall mochte dauern?

Mehr als des Menschen Tod will michs erfassen,
Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
Hier, dort noch einer nennt — bis alle schweigen.

Die Asketen

O spottet nicht der traurigen Asketen,
Daß sie den Leib mit scharfen Leiden plagen,
Die süßen Erdenfreuden sich versagen,
Die flüchtigen, nur allzuschnell verwehten!

Nebst solchen, die das Futter gierig mähten,
Seit des verlornen Paradieses Tagen,
Hat eine Schar von Herzen stets geschlagen,
Die, abgewandt, die Weide hier verschmähten.

Ein ſchüchternes Gefühl: „Wir ſind gefallen!“
Hält ſie vom lauten Freudenmarkt zurück,
Heißt ſie den Pfad einſamer Dornen wallen.

Es wächſt ihr Ernſt, wenn ſie vorüberſtreifen
An einem unverdienten Erdenglück;
Die Scham verbietet, keck darnach zu greifen.

Der Seelenkranke

Ich trag im Herzen eine tiefe Wunde
Und will ſie ſtumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl ihr raſtlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund zu Stunde.

Nur eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr alles ſagen;
Könnt ich an ihrem Halſe ſchluchzen, klagen!
Die eine aber liegt verſcharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfſt, wie einſt, dein Kind noch pflegen,

So laß mich bald aus dieſem Leben ſcheiden,
Ich ſehne mich nach einer ſtillen Nacht,
O hilf dem Schmerz, dein müdes Kind entkleiden.

1

Stimme des Windes

In Schlummer iſt der dunkle Wald geſunken,
Zu träge iſt die Luft, ein Blatt zu neigen,
Den Blütenduft zu tragen, und es ſchweigen
Im Laub die Vögel und im Teich die Unken.

Leuchtkäfer nur, wie ſtille Traumesfunken
Den Schlaf durchgaukelnd, ſchimmern in den Zweigen,
Und ſüßer Träume ungeſtörtem Reigen
Ergibt ſich meine Seele, ſchweigenstrunken.

Horch! überraſchend ſauſt es in den Bäumen
Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
Ich höre plötzlich ernſte Stimme ſprechen:

Die aufgeſchreckte Seele lauſcht dem Winde
Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

2

Stimme des Regens

Die Lüfte raſten auf der weiten Heide,
Die Diſteln ſind ſo regungslos zu ſchauen,
So ſtarr, als wären ſie aus Stein gebauen,
Bis ſie der Wandrer ſtreift mit ſeinem Kleide.

Und Erd und Himmel haben keine Scheide,
In eins gefallen ſind die nebelgrauen,
Zwei Freunden gleich, die ſich ihr Leid vertrauen,
Und Mein und Dein vergeſſen traurig beide.

Nun plötzlich wankt die Distel hin und wieder,
Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen,
Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
Und eine Wehmut fühlt er, nicht zu sagen.

3

Stimme der Glocken

Den glatten See kein Windeshauch verknittert,
Das Hochgebirg, die Tannen, Klippen, Buchten,
Die Gletscher, die von Wolken nur besuchten,
Sie spiegeln sich im Wasser unzersplittert.

Das dürre Blatt vom Baume hörbar zittert,
Und hörbar rieselt nieder in die Schluchten
Das kleinste Steinchen, das auf ihren Fluchten
Die Gemse schnellt, wenn sie den Jäger wittert.

Horch! Glocken in der weiten Ferne tönend,
Den Gram mir weckend und zugleich versöhnend,
Dort auf der Wiese weiden Alpenkühe.

Das Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
Der von der Erd auf immer ist geschieden
Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

4

Stimme des Kindes

Ein ſchlafend Kind! o ſtill! in dieſen Zügen
Könnt ihr das Paradies zurückbeſchwören;
Es lächelt ſüß, als lauſcht es Engelchören,
Den Mund umſäuſelt himmliſches Vergnügen.

O ſchweige, Welt, mit deinen lauten Lügen,
Die Wahrheit dieſes Traumes nicht zu ſtören!
Laß mich das Kind im Traume ſprechen hören
Und mich, vergeſſend, in die Unſchuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend mein bewegtes Lauſchen,
Mit dunklen Lauten hat mein Herz geſegnet,
Mehr als im ſtillen Wald des Baumes Rauſchen;

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf die ſtille Heide regnet,
Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.

Doppelheimweh

Zwiefaches Heimweh hält das Herz befangen,
Wenn wir am Rand des ſteilen Abgrunds ſtehn
Und in die Grabesnacht hinunterſehn,
Mit trüben Augen, todesbleichen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
Daß Luſt und Leid der Erde muß vergehn;
Das Himmelsheimweh fühlts herüberwehn
Wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Dies Doppelheimweh tönt im Lied der Schwäne,
Zusammenfließt in unsre letzte Träne
Ein leichtes Meiden und ein schweres Scheiden.

Vielleicht ist unser unerforschtes Ich
Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich,
In dem sich wunderbar zwei Welten schneiden.

Einsamkeit

I

Hast du schon je dich ganz allein gefunden,
Lieblos und ohne Gott auf einer Heide,
Die Wunden schnöden Mißgeschicks verbunden
Mit stolzer Stille, zornig dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entschwunden,
Wie einem Jäger an der Bergesscheide
Stirbt das Gebell von den verlornen Hunden,
Wies Vöglein zieht, daß es den Winter meide?

Warst du auf einer Heide so allein,
So weißt du auch, wies einen dann bezwingt,
Daß er umarmend stürzt an einen Stein;

Daß er, von seiner Einsamkeit erschreckt,
Entsetzt empor vom starren Felsen springt
Und bang dem Winde nach die Arme streckt.

2

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen,
Der Stein ist tot, du wirst beim kalten, derben
Umsonst um eine Trosteskunde werben,
So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen;

Bald siehst du sie, dein ungewahr, erblassen,
Beschäftigt nur mit ihrem eignen Sterben.
Geh weiter: überall grüßt dich Verderben
In der Geschöpfe langen dunklen Gassen;

Siehst hier und dort sie aus den Hütten schauen,
Dann schlagen sie vor dir die Fenster zu,
Die Hütten stürzen, und du fühlst ein Grauen.

Lieblos und ohne Gott! der Weg ist schaurig,
Der Zugwind in den Gassen kalt; und du? —
Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Palliativ

Ist Gras gewachsen über die Geschichte,
Weiß nicht mehr recht, wie sie sich zugetragen;
Nur manchmal schwebt mirs vor im Dämmerlichte,
Als hätt ich einer Schuld mich anzuklagen.

Doch abgewandt vom störenden Gesichte,
Ruf ichs nicht an und will es nicht befragen,
Weil Blick und Mut ich in die Zukunft richte;
Ich schlage mich nicht gern mit alten Tagen.

„Wenn dir der Sensenmann den Leib hinstrecket,
Wird er auch säuberlich das Gras dir mähen,
Das jene Schuldgeschichte dir verdecket.

Kehr mutig um zu den verlaßnen Bühnen,
Die Schuld mit scharfem Reueblick zu sehen;
Soll sie dir sterben, eile, sie zu sühnen."

***

Zueignung

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es beſprochen und beſchrieben,
Hat niemand mich wie du verſtanden.

Des Herzens Klagen heiß und innig,
Die liedgeworden ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und ſinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfaßlich meinem Sange,
Sie ſprachen, tröſtende Propheten,
In deines Wortes ſüßem Klange.

Und durft ich ahnend in den Bronnen
Der göttlichen Gedanken ſinken,
So ſah ich klar die dunklen Wonnen
In deinem ſchönen Auge blinken.

Der Himmel taut in finſtern Hainen
Zum Lied der Nachtigallen nieder,
Und deine Augen ſah ich weinen
Herab auf meine bangen Lieder.

Seh ich der Augen Zauberkreiſe
Geſenkt, geſchwellt, in trauter Nähe,
Iſts, ob ich deine Seele leiſe
Die Luft der Tugend atmen ſehe.

Dein iſt mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
Und alle Freuden, die es ſprengen,
Dein iſt der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüten und Geſängen.

Das Liebſte, was ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Iſt mir ein Wort, daß ſie dich freuten,
Ein ſtummer Blick, daß ſie dich rührten.

Und ſollt ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der ſchönen Blume
Nur, Freundin, dir den Buſen ſchmücken.

Traumgewalten

Der Traum war ſo wild, der Traum war ſo ſchaurig
So tief erſchütternd, unendlich traurig.
Ich möchte gerne mir ſagen:
Daß ich ja feſt geſchlafen hab,
Daß ich ja nicht geträumet hab,
Doch rinnen mir noch die Tränen herab,
Ich höre mein Herz noch ſchlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,
Ich finde mein Tuch durchnäßt am Kiſſen,
Wie mans heimbringt von einer Beſtattung;
Hab ichs im Traume hervorgeriſſen
Und mir getrocknet das Geſicht?
Ich weiß es nicht.
Doch waren ſie da, die ſchlimmen Gäſte,
Sie waren da zum nächtlichen Feſte.

Ich ſchlief, mein Haus war preisgegeben,
Sie führten darin ein wüſtes Leben.
Nun ſind ſie fort, die wilden Naturen;
In dieſen Tränen ſind ich die Spuren,
Wie ſie mir alles zuſammengerüttet
Und über den Tiſch den Wein geſchüttet.

Einem Greis

Das Haar ſchneeweiß,
Die Wangen ſo hohl,
Bald, bald Lebwohl;
Und noch die Stirne ſo heiß?

Dein Schifflein ſtoßt
Schon ins Meer, zum Land
Streckſt du die Hand
Noch, überhangend, um Troſt;

Um Troſt und Genuß,
Um Hab und Halt,
Und biſt ſchon ſo alt:
„O daß man ſterben muß!“

Zieh ein die Hand!
Den Blick hinaus
Ins Meer! nach Haus!
Denk an den ewigen Strand!

Nicht ſcheide ſo ſchwer;
Wenn du rückverlangſt
Und überhangſt,
So ſinkſt du hinab ins Meer.

An die Biologen

Die Wahrheit hat die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Als winzgen Zettel
In eine Nuß getan
Und warf den Bettel
In den Ozean.
Das Meer ist groß, die Nuß ist klein;
Hat wohl am kleinen Wunderschrein
Schon ein Pilot vorbeigeflucht?
Sucht! sucht! —
Die Wahrheit schrieb die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Wohl einem Vöglein auf den Kopf,
Untern Schopf,
Auf des Hirnes glatte Schale;
Das Vöglein flog in alle Welt,
Ihm ward durch Berg' und Tale
Bis jetzt vergeblich nachgestellt.
Nur zugeforscht! wer weiß denn auch,
Ob nicht der Vogel euren Strauch
Zu seinem Sitze auserkiest
Und, frohgelaunt, bei Frühlingswettern
Von seinen schopfgeborgnen Lettern
Euch singend was herunterliest!
Ist auch das Vöglein auf der Flucht,
Sucht! sucht!

Kruzifix

Hält der Menſch die Blicke himmelwärts
Und die Arme liebend ausgebreitet,
Um die Welt zu drücken an ſein Herz,
Hat er ſich zur Kreuzigung bereitet.

Solche Lieb iſt ſelten auf der Erde;
Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
Hielt am Kreuz die Menſchheit eilig feſt,
Jeſus, deine liebende Gebärde!

Scheu

Unglück hat ſein Herz geſpalten,
Laßt den ſtillen Mann allein;
Wie ſich nicht genaht die Alten
Einem blitzgetroffnen Hain.

Stört mit Worten nicht des Streites,
Nicht mit Liebe ſeinen Schmerz;
Ehret als ein blitzgeweihtes
Enelyſion* dieſes Herz.

Heimatklang

Als ſie vom Paradieſe ward gezwungen,
Nam jeder Seele eine Melodie
Zum Lebewohl ſüß ſchmerzlich nachgeklungen,
Darauf umſchloß die Erdenhülle ſie.
Noch iſt dies Lied nicht völlig uns verdrungen,
Doch tönt es leiſer ſtets auf Erden hie.

* Ort, wo der Blitz eingeſchlagen hat.

Gib acht, o Herz, daß in den Schütterungen
Dir nicht des Liedes letzter Hauch entflieh!
Ein Nachhall dieſes Liedes iſt entſprungen
Des Morgenlandes ſüße Poeſie;
Von Jugendträumen wirds manchmal geſungen,
Doch dunkel, unbewußt woher? und wie?
Wem aber einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Heimatmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er geneſt von ſeiner Sehnſucht nie.

Zuflucht

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchteſt du zur tiefſten Stelle,
An des Walds geheimſte Quelle,
Daß ſie dir mit friſcher Kühle
Lindernd deine Wunde ſpüle.

Menſch, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimatlichſte Stelle,
An des Troſtes reinſte Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter ſterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefſten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!

Zeiger

Meiner Schweſter liebe Sproſſen,
Ha, wie ſeid ihr aufgeſchoſſen,
Seit ich über Berg und Tal
Von euch ſchied das letzte Mal!
Da ihr wachſet und euch dehnet,
Sonnenzeiger unſrer Tage,
Mahnt ihr, wie das Leben jage,
Daß ihr feſt und ewig wähnet.
Kinderwuchs und Abendſchatten
Zeigt dem Wandrer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie ſich ihm die Sonne neige.

Frühlingsgrüße

Nach langem Froſt, wie webt die Luft ſo lind!
Da bringt Frühveilchen mir ein bettelnd Kind.

Es iſt betrübt, daß ſo den erſten Gruß
Des Frühlings mir das Elend bringen muß.

Und doch der ſchönen Tage liebes Pfand
Iſt mir noch werter aus des Unglücks Hand.

So bringt dem Nachgeſchlechte unſer Leid
Die Frühlingsgrüße einer beſſern Zeit.

An Luiſe

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir ſonſt gebot,
Doch denk ich hier im Waldesdämmern
Einſam gerührt an deinen Tod.

Nun läuten die Begräbnisglocken,
Der Wind, bewegt von ihrem Klang,
Flieht in den Wald, und Blütenflocken
Streift er von allen Zweigen bang.

Die jungen Blüten zittern leiſe
Und freudig nieder in den Staub,
Als das Gefolge deiner Reiſe
Sind gerne ſie des Todes Raub. —

Du biſt mir nah im Waldesgrunde
In der Erinnrung ewgem Strahl,
Wie einſt in jener Abendſtunde,
Als ich dich ſah zum letzten Mal!

Ich ſchau dein Angeſicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermut überzieht,
Ich ſchau dein Aug, dein dunkles, weiches,
Wie es in andre Welten ſieht;

Und wie du ins Klavier verſunken,
So träumeriſch, ſo ernſt und mild,
Und wie dem Liede, himmelstrunken,
Du ſelber wirſt ein ſchönes Bild;

Wie dich der große Geiſt umranket,
Den ſie Beethoven nannten hie,
Wie deine zarte Bildung ſchwanket
Im Sturme ſeiner Melodie;

Der Geiſt, dem ſeliges Verderben
Das Erdenleben ſich entlauſcht,
In deſſen Lied viel ſüßes Sterben
Und Harmonie des Todes rauſcht.

Ein Herz, von Sehnſuchtsqual zerklüftet,
Zieht dich hinab in ſeinen Brand,
Und deine trunkne Seele lüftet
Der Erdenhülle leichtes Band.

Mir iſt das Scherzo nicht verklungen,
Wo nach Adagios wildem Schrei
Der heiße Schmerz ſich matt gerungen
Zu träumeriſcher Tändelei:

So ſpielt der Jüngling an der Bahre
Der Braut, wenn ſchon das Herz ihm bricht,
Noch tändelnd mit dem Lockenhaare,
Und ſtarrend in ihr tot Geſicht. —

Du biſt dahin! Nichts konnte retten
Und halten dich bei uns zurück,
Kalt knickte alle Liebesketten
Das unerbittliche Geſchick.

Es brachte dir in Sterbensſtunden
Die frommgetäuſchte gute Frau
Im letzten Wahn, du ſollſt geſunden,
Noch einen Becher Maientau.

Aufblüht die Heideblume wieder,
Die ſchon dem Tode nickte zu,
Weint ſtill die Nacht ihr Mitleid nieder,
Doch nicht, gebrochne Blume, du! —

Mich Fernen auch erfaßt die Klage,
Die mich dem Waldesgrund entreißt,
Mir flieht das Bild vergangner Tage,
An deinem Sarge ſteht mein Geiſt.

Um den ſie alle weinen müſſen,
Du Jungfrau hold! zu deinem Schrein
Drängt ſich, dich einmal noch zu küſſen,
Dein Herzensfreund, der Frühling ein.

Das bange Scherzo hör ich klingen
Um dich, ſo ſtarr und ſtill du auch,
Mit deines Haares dunkeln Ringen
Spielt ſchmerzlich noch des Frühlings Hauch.

Jetzt aber wird der Sarg geſchloſſen,
Auf immer deine Lichtgeſtalt
Aus unſerm Angeſicht verſtoßen;
Im Schollenwurf dein Lied verhallt.

Nur deine Mutter hör ich weinen;
O ſchwiege doch der Freunde Troſt!
Für eine Mutter gibt es keinen,
Ein Dolch ins Herz iſt ihr ſein Froſt.

Dem Schmerz nach ihrem lieben Kinde
Bleibt bis zum Tod ihr Herz geweiht,
Wenn auch des Troſtes kühle Rinde
Den Freunden einſt dein Grab verſchneit.

Und ſoll ſie einſt dich wiederhaben,
Durchzuckt das weiche Mutterherz,
Daß ſie dich hier ſo früh begraben,
Im Himmel noch ein leiſer Schmerz.

Täuſchung

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felſenritze
Und grüßt mit ſeinem Lied des Himmels wilde Blitze.

Als wie ein ſchwarzer Aar, des Flügel Feuer fingen,
So ſchlägt die ſchwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Es glänzt die Regenflut, der finſtern Nacht entſunken,
Manchmal im Wetterſchein wie diamantne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterſchein des Unglücks ſich verklären.

Verfangen in der Schlucht, die lauten Winde raſen,
Die zu der Wolkenſchlacht die Rieſentuba blaſen.

Mit Stimmen mannigfalt hör ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Kauz und Wind ſcheint er zugleich zu ſingen. —

Doch nein! mich täuſcht mein Sinn, als ob zum Wettergrimme
Mit kläglichem Geſchrei das Felſenkäuzlein ſtimme;

Daß Wolkenſchlachtmuſik die lauten Winde keuchten,
Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu beleuchten;

Und daß der Felſenbach den Wetterſtimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Widerhallen.

Einſame Klagen ſinds, weiß keine von der andern,
Wenn ſie zuſammen auch im wilden Chore wandern.

Drum iſt die Erde ja uns Paradies betrogen,
Daß ihre Luft ertönt von dunklen Monologen.

Wenn alle Klagen einſt in dieſen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander ſich verſtünden:

Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenſchrei das Klaggewirr zerronnen. —

Trotz allem Freundeswort, und Mitgefühlsgebärden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Tod und Trennung

Gottes Milde macht es fügen,
Liegt ein Menſch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfühl die Seinen,
Daß ſie müſſen weinen, weinen;

Daß ſie nicht vor Tränen ſchauen
Das unnennbar bange Grauen,
Wie der Geiſt verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh dem Tränenloſen, wehe,
Der ſich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durchs ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tiefrer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär es, könnt ein Aug es faſſen,
Wie zwei Herzen ſich verlaſſen.

An die Verſtockten

Torenangſt und Narrenzittern,
Ausparieren hin und her,
Macht den Binſenſchaft zum Speer,
Schlägt die Laffen erſt zu Rittern.

Wenn ein muntrer Spatz am Dache
Lärmet über eurem Haus,
Springet ihr zum Fenſter aus,
Ob der Bau zuſammenkrache.

Schweift in euren Waldesgründen
Von Leuchtkäfern eine Schar,
Ha, wie schreckt euch die Gefahr,
Daß sie euch den Wald anzünden.

Die Metaphern und die Tropen,
Die da pfeift ein loser Wicht,
Wandeln euch die Schafe nicht
Um zu scheuen Antilopen;

Oder gar zu wilden Bären;
Ruhig mögt ihr und noch lang
Trotz dem kecken Sang und Klang
Eure Horden scheren, scheren.

Doch vor einem zittert, Toren!
Wenn er an den Pfeilern rührt,
Wenn er seine Flammen schürt,
Wahrt euch, sonst seid ihr verloren!

Hört ihrs im Gebälke knarren,
Baut ein neues Haus geschwind,
Eh mit Habe, Weib und Kind
Euch begraben eure Sparren.

Funken sind des Feuers Boten,
Funken jagen durch das Land,
Und den großen Gottesbrand
Dämpft ihr nicht mit euren Pfoten.

Zitternd seht ihr und erschrocken,
Funken, die der Witz gefacht,
Die das Volk, indem es lacht,
Haucht in tote Aschenflocken;

Aber nicht wollt ihr erſchrecken,
Wenn es blitzt im Herzensgrund,
Wenn die Sklaven, kettenwund,
Doch den Gott in ſich entdecken.

Hört, es kann die Stunde kommen,
Wo das Lamm ein Löwe heißt,
Wo es brüllend euch zerreißt;
Laßt euch Gottes Zeichen frommen! —

Herbſtlied

Rings trauern die Entlaubten,
Vom kalten Wind durchweht,
Die Tannen nur behaupten
Ihr dunkles Grün ſo ſpät.

Wenns Vöglein baut ſein Lager,
So grünt das Tannenreis
Und grünt, wenns Wild ſich hager
Scharrt Wurzeln aus dem Eis.

Die Buche ſeh ich ſchwinden
Im Froſte, lebensſatt,
Wie ſie den kalten Winden
Hinwirft das letzte Blatt.

Zu meiner Seele Trauer
Die Buche beſſer ſtimmt,
Daß ſie den Winterſchauer
Sich ſo zu Herzen nimmt.

Schlaflose Nacht

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!
Denn seine Herde treibt der laute Tag
In unsern grünenden Gedankenhag,
Die schönsten Blüten werden abgefressen,
Zertreten oft im Keime und vergessen.
Trägt aber uns der Schlaf mit weicher Hand
Ins Zauberboot, das heimlich stoßt vom Strand,
Und lenkt das Boot im weiten Ozean
Der Traum herum, ein trunkner Steuermann,
So sind wir nicht allein, denn bald gesellen
Die Launen uns der unbeherrschten Wellen
Mit Menschen mancherlei, vielleicht mit solchen,
Die feindlich unser Innres tief verletzt,
Bei deren Anblick sich das Herz entsetzt,
Getroffen von des Hasses kalten Dolchen;
An denen gerne wir vorüberdenken,
Um tiefer nicht den Dolch ins Herz zu senken. —
Dann wieder bringen uns die Wellenfluchten,
Wohin wir wachend nimmermehr gelangen,
In der Vergangenheit geheimste Buchten,
Wo uns der Jugend Hoffnungen empfangen.
Was aber hilfts? wir wachen auf — entschwunden
Ist all das Glück, es schmerzen alte Wunden.
Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!

An eine Witwe

Nach einem heftigen Gewitter
Wandl' ich allein im tiefen Haine
Und blicke durch das naſſe Gitter
Der Blätter auf zum Sternenſcheine.

Die ſturmesmüden Bäume ſchweigen;
Nur manchmal rauſchen Windeshauche,
Wie eine Mahnung, in den Zweigen,
Dann tropft es nach im dunkeln Strauche.

So fand ich nach den Schmerzgewittern
Dich müd verſenkt im ſtillen Grame;
Doch ſah ich deine Tränen zittern,
Wenn dir erklang ſein teurer Name.

Der Frühling kam, vor ſeinem Strahle
Suchſt du des Schmerzes traute Schatten
Und führeſt nach dem fernen Tale
Die Kinder an das Grab des Gatten.

Du wanderſt mit den Vaterloſen,
Mit Tränen neu das Grab zu tränken,
Auf das du deiner Wangen Roſen
Geſtreut zum treuen Angedenken.

O bring zum Grabe deines Lieben
Von mir auch einen Gruß und ſage,
Daß auch mein Herz ihm treu geblieben,
Bring ihm des Jugendfreundes Klage.

Wenn aus dem Aug dir Tränen brechen,
Möcht ich am Grabe dich begrüßen,
Mit dir von ſeiner Jugend ſprechen
Und möchte ſeine Kinder küſſen.

Auf eine goldene Hochzeit

Kennt ihr sie nicht, des Nordens alte Sage:
Von jenem Wunder an der Grönlandsküste,
Vom Lenz, den rings umstarrt die bleiche Wüste,
Des eisgen Todes niegelöste Klage?

Durch eines ruhenden Vulkanes Spalten
War dort ein warmer Quell hervorgesprungen,
War aus der Tief ein Lebenshauch gedrungen,
Die nördliche Oase zu erhalten.

Dort war ein Kloster, grüne Lämmerweide,
Ein Garten prangte frisch mit Blumen, Früchten,
Und singend kamen Vögel hinzuflüchten,
In ein Asyl vor winterlichem Leide.

Im Kloster wohnte friedlich die Gemeine;
Sie führten ihre treue warme Quelle,
Die milde Freundin, traut durch jede Zelle,
Durch Wies und Feld und durch die grünen Haine.

War Winter auch ringsum in alle Ferne,
Aus dieses Klosters frohen Paradiesen
War durch den Quell der rauhe Gast verwiesen;
Nur heller strahlten dann bei Nacht die Sterne. —

Zur Wehmut führen gerne solche Kunden
Auf des entflohnen Glückes dunklen Fährten;
Begrub das Eis nicht längst die schönen Gärten?
Sind Quell' und Kloster nicht schon längst verschwunden?

Sie sind es nicht! kein Winter wird sie morden;
Ob äußres Leben auch im Frost zerstiebe,
Im Innern die Oase schützt die Liebe,
Die warme Quelle in des Alters Norden.

Das Kloster ist das Bündnis guter Herzen,
Dies mag getrost die strenge Zeit erwarten,
Umrankt von einem immergrünen Garten,
Wo Blumen blühn und Frühlingslieder scherzen. —

An den Tod

Wenns mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst kühne Flammen
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zusammen!

Brich ihn schnell, nicht langsam wühle,
Deinen Sänger laß entschweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Asche der Gefühle.

Herbstlied

Ja, ja, ihr lauten Raben
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder ans Begraben,
Ihr flattert um die Gruft!

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben;
O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und ſtiere
In dieſe trübe Ruh,
Ich bin allein und friere
Und hör euch Raben zu.

Auch mir iſt Herbſt, und leiſer
Trag ich den Berg hinab
Mein Bündel dürre Reiſer,
Die mir das Leben gab.

Einſt ſah ich Blüten prangen
An meinem Reiſerbund,
Und ſchöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick;
Den Freuden nachzuklagen,
Iſt herbſtliches Geſchick.

Soll mit dem Reſt ich geizen
Und mit dem Reiſig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr ſo?

Erinnerungen ſchärfen
Mir nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Vorwurf

Du klagst, daß bange Wehmut dich beschleicht,
Weil sich der Wald entlaubt
Und über deinem Haupt
Dahin der Wanderzug der Vögel streicht.

O klage nicht, bist selber wandelhaft;
Denkst du der Liebesglut?
Wie nun so traurig ruht
In deiner Brust die müde Leidenschaft!

Der Jäger

Es zwittert schon im Tale
Grau zwischen Tag und Nacht,
Doch sucht mein Dachs noch immer,
Umspürend, flink und sacht.

Der Hund will mir was liefern
Noch heute vors Gewehr,
Der kleine Todeskuppler
Sucht überall umher.

Umsonst! ist nichts zu finden,
Mein Waldmann, als Verdruß;
Wir bringen nichts nach Hause,
Als noch im Rohr den Schuß.

Will nicht die Flint ausschießen
Mißmütig in die Luft,
Weil ich nicht mag verscheuchen
Das Wild in ferner Schluft.

Auf morgen will ich sparen
Den Schuß, mein guter Hund,
Bis wir herausgekommen
Vielleicht zur bessern Stund.

Das iſt ein ſchlechter Jäger,
Der ſich das Wild verſtört,
Der ohne Ziel und Beute
Sich gerne knallen hört.

Und ſchieß ich morgen nimmer,
Weil krank ich oder tot,
So wird ein andrer ſchießen,
Dems Weidmannsheil ſich bot.

Lied eines Schmiedes

Fein Rößlein, ich
Beſchlage dich,
Sei friſch und fromm,
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn
Stets treu dem Stern,
Der ſeiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
Mach flinken Lauf,
Leicht wie die Luft
Durch Strom und Kluft!

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu!

Nun, Rößlein, ich
Beſchlagen dich,
Sei friſch und fromm,
Und wieder komm!

Ohne Wunsch

Ja, mich rührt dein Angesicht
Und dein Herz, das liebevolle,
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
Ein süßholdes Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie
Mußt du wieder sein verklungen.

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten,
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder,
Kind, mir würde um dich bang,
Flieh, es krachen die Geländer!

Mein Türkenkopf

Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
Von beiden schöner welche?
Bist du die schönre Rose mir
Mit deinem Glutenkelche.

Denn wie die Rose duftend blüht
Im Grün der Frühlingsbäume,
Also mein Pfeifchen duftend glüht
Zum Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Rose Freudenstrahl
Ein schmerzlich Angedenken,
Hilfst du zu kurzer Rast einmal,
Was ich verlor, — versenken.

Und wenn dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umsponnen,
Umkreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh,
So dünket mich, mir wehte
Ein heilend Lüftchen Nebel zu
Vom stillen Tal des Lethe.

Drum, Pfeifchen traut, ist mir dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose!

Der Hagestolz

Ich hab kein Weib, ich hab kein Kind
In meiner öden Stube,
Hier tönts nicht: „Guten Morgen!“ lind,
Hier tobt kein muntrer Bube.

Und auch kein treuer Hund mir naht,
Mit schmeichelndem Gewedel;
Der Rauch nur ist mein Kamerad,
Und dort der Totenschädel.

In Ringlein blau der Rauch verweht;
Des Hirnes leerer Tiegel
Dort auf dem Schrank am Spiegel steht,
Ein fortgesetzter Spiegel.

Ich habe weislich mir gepflanzt
Den Freund auf die Kommode,
Vor allzu heißem Wunsch verschanzt
Hab ich mich mit dem Tode.

Den Rauch betrachtend, Rad an Rad,
Und dort den bleichen Knochen,
Hat noch ein dritter Kamerad
Wildkalt in mir gesprochen:

Was ist es auch, was tut es auch,
Daß Weib und Kind dir fehle,
Bald wird ja doch, wie dieser Rauch,
Verblasen deine Seele!

Die Schädelpfeif hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.

Einst Wolken blies der alte Pan
Aus diesen schlechten Scherben;
Nun hat ers Pfeiflein abgetan,
Die Menschen heißens Sterben.

Der Schädel dort, so häßlich itzt,
So kahl und hohl zur Stunde,
War einst, wer weiß, wie schön geschnitzt,
Als Pan ihn hielt am Munde.

Das Bild am Kopf ist abgewischt;
Wars dumm, wars ein gescheites,
Es wird nicht wieder aufgefrischt,
's ist einerlei nun beides.

Und ob es Glück, ob Unglück hieß,
Ob Kummer oder Segen,
Was Pan hier in die Lüfte blies,
Ist wenig dran gelegen.

Vom Rauche, den der Wind vertrieb,
Vom Feuer, windverschlungen,
Nichts als ein Bild erhalten blieb
In Pans Erinnerungen. —

Das Lebensglück ist nicht geglückt,
Die Menschen mirs zertraten,
Nun will ich, in mich selbst gedrückt,
Auch einen Hund entraten.

Wenn sie mich unbeweint zuletzt,
Weib-, kinderlos, verscharren,
Ich zünde meinen Knaster jetzt,
Dem Rauche nachzustarren.

Der Schmerz

Sie ließ sich überraschen
Von diesem Trauerwort,
Und ihre Tränen waschen
Die rote Schminke fort.

Das Leben täuscht uns lange,
Du zeigst der Schminke bar
Des Lebens welke Wange,
O Schmerz; wie bist du wahr!

An den Frühling 1838

Lieber Frühling, ſage mir,
Denn du biſt Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einſt zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungeſtümer Haſt,
Frißt die Eiſenbahn herein,
Dir ein ſchlimmer Gaſt.

Bäume fallen links und rechts,
Wo ſie vorwärts bricht,
Deines blühenden Geſchlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küſſe deinen letzten Kuß,
Frühling, ſüß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeſchwind und ſchnurgerad,
Nimmt der Wagen bald
Blüt und Andacht unters Rad,
Sauſend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Menſch die Freiheit ſich,
Die erſehnte Braut?

Lohnt ein ſchöner Freudenkranz
Deine Opfer einſt,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Über Freie ſcheinſt?

Oder iſt dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unſrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Feſſelſchmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, ſchweißend Glied an Glied
Unſer Eiſenband?

Brauſt dem Zug dein Segen zu,
Wenns vorüberſchnaubt?
Oder, Frühling, ſchüttelſt du
Traurig einſt dein Haupt?

Doch du lächelſt freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben ſoll
An die Bahn des Heils.

Amſelruf und Finkenſchlag
Jubeln drein ſo laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die erſehnte Braut.

Das Lied vom armen Finken

Der Finkler iſt ein Schlauer;
Wann dürr die Blätter ſinken,
Dann ſperrt er in den Bauer
Den eingefangnen Finken.

Er macht den Finken kirre,
Daß er zu finden lerne
Das Waſſer im Geſchirre
Und ſeines Futters Kerne.

Und weiß das arme Finklein
In ſeinen Sproſſenwänden
Beſcheid in jedem Winklein,
So geht es an ein Blenden.

Der Vögelpotentate
Brennt nun dem armen Tropfe
Mit glutgehitztem Drahte
Die Äuglein aus dem Kopfe.

Und fragſt du nach dem Witze
Von ſolchem ſchnöden Werke?
Ei, daß im Kerkerſitze
Der Fink den Lenz nicht merke.

Der Vogler kann nicht brauchen
Des Finken Schlag im Märzen,
Daß Luſt und Lied ihm tauchen
Aus lenzgewecktem Herzen.

Da ſitzt er nun gefangen
Im traurigen Verſtecke,
Gar fleißig überhangen,
Daß ihn kein Lüftlein wecke.

Und ſollte ſeine Seele,
Die doch den Frühling ſpüret,
Sich wagen auf die Kehle,
Wenn ſich der Sänger rühret:

Vertreibt ihm bald ſein Dränger
Die frohen Lenzgedanken,
Er ſpritzt dem kecken Sänger
Kalt Waſſer in die Flanken.

Und läßt ſich nicht bezwingen
Der Fink mit kalten Bädern,
Will ſelbſt der Naſſe ſingen,
So rupft man ein paar Federn.

Er ſoll ſein lautes Schlagen
Und ſeinen Frühlingsglauben
Bis in den Herbſt vertagen,
Wo ſich die Hain' entlauben.

Dann wird er ſingen dürfen
Und ſeine Flügel dehnen,
Die Waldeslüfte ſchlürfen
Und ſich im Frühling wähnen.

Dann auf dem Vogelherde
Beginnt der Narr zu preiſen
Die freudenvolle Erde
In frohen Frühlingsweiſen.

Dann hören ſein Frohlocken
Und ſeine Frühlingslüge,
Verwirrt und ſüß erſchrocken,
Der Vögel Wanderzüge.

Und voller Lenzverlangen,
Dem Finkler zum Ergetzen,
Fallen sie ein und fangen
Sich auch in seinen Netzen. —

Nun ist es Lenz, nun sitzet
Der Fink in seiner Steige,
Der Vogler rupft und spritzet,
Daß er den Lenz verschweige.

Ich aber vorempfinde,
Was droht aus Ost und Norden,
Das Heer der kalten Winde,
Die unsre Wälder morden.

In den zerstörten Hagen
Hör ich am Vogelherde
Auch schon den Finken schlagen:
„Wie schön ist Gottes Erde!"

Doch wirds dann wieder heller
Nach trüben Winternissen,
Wenn einst dem Vogelsteller
Sein altes Garn zerrissen.

Hypochonders Mondlied

Singt ihr in eurem Freudenliede:
Der heitre Mond am Himmel lacht,
Und ihm entstrahlt ein süßer Friede —
So habt ihr nie den Mond bedacht.

Seht ihr ihn dort herüberschweben,
Bleich, ohne Wasser, ohne Luft;
Er zieht mit ausgestorbnem Leben,
Ein Totengräber samt der Gruft.

Dort dringt der Mond mit seinem Schimmer
Still dem Nachtwandler ins Gemach
Und winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
Der Schläfer folgt ihm auf das Dach

Und huscht, geschloßner Augenlider,
Hin, her, des Daches steilsten Bug,
Als hielte geistiges Gefieder
Enthoben ihn dem Erdenzug.

Der Mond zieht traurig durch die Sphären,
Denn all die Seinen ruhn im Grab;
Drum wischt er sich die hellen Zähren
Bei Nacht an unsern Blumen ab.

Darum durchschleicht er Fenster, Türen,
Auf Diebessohlen leis und lind,
Der Erde heimlich zu entführen
Im Schlafe dies und jenes Kind.

Den Schläfern um den Leib zu schlingen
Sucht er sein feines Silbernetz
Und sie zu sich hinaufzuschwingen;
Doch seine Fäden reißen stets.

Und ewig wird es ihm mißglücken,
Zu stehlen sich ein Spielgesind,
In seine Wüste zu entrücken
Ein lebenswarmes Erdenkind.

Der Mond wohl auch die Schlummerlosen
Der Erde zu entlocken sucht;
Er will mit schwärmerischem Kosen
Bereden sie zu früher Flucht.

Oft wenn ich ging durch Wald und Wiesen,
Lag mir der Mondenschein so lang,
Ich sei auf Erden nur verwiesen,
Bis ich hinweg mich sehnte bang.

Weil er uns nicht vermag zu stehlen,
Nicht wachend, nicht in Schlafesruh,
Schickt er mit Blicken, stieren, scheelen,
Der Erde Todeswünsche zu.

Als Knabe schon konnt ich nicht schauen
Zum stillen blassen Mond empor,
Daß nicht ein wunderliches Grauen
Mir heimlich das Gebein durchfror.

Nirgends, auf Wald und Feld und Straßen,
Frohlockt so hell des Mondes Licht,
Wie auf dem Kirchhof, wo verlassen
Ein armes Herz vor Leide bricht.

Ja, Gräber sind für ihn die Stelle,
Und an Ruinen Dorngesträuch;
Doch vor des Mondes schlimmer Helle
Bewahrt das Brautbett, rat ich euch.

Laßt ihr den Mond ins Brautbett scheinen,
Ist euer künftig Kind bedroht,
Denn viele Stunden wird es weinen,
Und wünschen wird es sich den Tod.

Wenn Schiffer nachts das Meer befahren,
Umhüllen sie das Haupt genau,
Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
So färbt er sie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
Ein Dolch, gewetzt im Mondenschein,
Sticht eine ewig stumme Wunde,
Trifft mittendurch ins Herz hinein.

Und jene grausen alten Weiber,
Die man nicht gern genauer nennt,
Weil ihnen sonst die dürren Leiber
Das tolle Volk zu Asche brennt;

(— Wenn auch von Ärzten, Philosophen,
Ein volkverwirrendes Komplott
Sie Hexen nennt und Teufelszofen,
Der aufgeklärten Zeit zum Spott —)

Die ziehn auf mondbestrahlten Heiden
Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
Woraus zu manchen Zauberleiden
Manch böses Tränklein wird gebraut.

Bergjäger, der kein Raubschütz meidet
Den Mond; ein Wild, im Mondenstrahl
Geschossen oder ausgeweidet,
Verwest so trübe noch einmal.

Und eine Tann im Wald geschlagen,
Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
Als Mastbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm — das Schiff versinkt.

Tief in den höchsten Steirerfelsen
Kenn ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
Wenn er in einen Brunnen scheint.

Dort meint man auch, wenn Mondsgefunkel
Die Spinnerin am Rad umspinnt
Und widerglänzt von ihrer Runkel,
Daß sie ein Leichenhemd gewinnt. — —

Weil mich der Mond, ins Zimmer glotzend,
Nicht schlafen ließ in dieser Nacht,
Hab ich Poet, hinwieder trotzend,
Dies Lied zum Schimpf auf ihn gemacht.

Noch wüßt ich viel von ihm zu melden,
Doch seh ich dort im Untergang
Hinunterducken meinen Helden,
Bevor ich noch das Schlimmste sang.

Der offene Schrank

Mein liebes Mütterlein war verreist,
Und kehrte nicht heim, und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaist,
Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank stand offen, ich fand ihn noch heut,
Wie sie abreisend ihn eilig gelassen,
Wie alles man durcheinanderstreut,
Wenn vor der Tür die Pferde schon passen.

Ein aufgeschlagnes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geschrieben;
Von ihrem Frühstück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeschlagne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zusammen sucht ich den Speiserest,
Das kleinste Krümlein, den letzten Splitter,
Und hatt es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Prolog*

Der Winter stand ein eiserner Tyrann,
Nie lösend seine Faust, die festgeballte,
Die eisig sich um Berg' und Täler krallte;
Ihr Leben lag erstarrt in seinem Bann.
Als frostbedeckt die Berg' und Tale ruhten,
Gesellig drängte doch das Menschenleben
In Lust und Spiel zusammen seine Gluten,
Ließ Freudenfeste übern Tode schweben.
Zum Tanz berauschend sangen helle Geigen,
Die schöne Jugend drehte sich im Reigen,
Nicht denkend an ein Scheiden und Vergehen,
Sorglos, wie sich die Stern am Himmel drehen.
Und übers blanke Feld des Eises glitten
Mit Geißelknall und Schellenklang die Schlitten.
So war es jüngst noch im Magyarenlande,
Am segenüberhäuften Donaustrande.
Wer hätte wohl in so beglückten Stunden
Den Donnerschlag des Unglücks vorempfunden?
Wer hörte damals in den Schlittenschellen

* Gesprochen in einem Konzerte zu Unterstützung der in Ungarn durch Überschwemmung Verunglückten.

Prophetisch grause Totenglöcklein gellen?
Kein Tänzer ahnte dort beim Taumelfeste
Im Wassersturme tanzende Paläste.
Die Jubeltage waren bald verflogen,
Die Freude senkte die erregten Wogen,
Die Zeit des holden Frühlings war gekommen,
Die alle Herzen spüren süß beklommen,
Die Zeit, wo aus dem Eis die Knospen springen
Und hell vom Liebesfest die Wälder klingen.
O Frühling, alle Herzen harrten dein,
Auf deine Lieder, deinen Sonnenschein;
Wie schrecklich aber täuschtest du ihr Hoffen,
Mit welchen Liedern hast du sie getroffen!
Sturmläuten, Jammerruf und Hülfeschreien,
Und Flutendonner, schlagend an die Wände,
Sind diesmal, Frühling, deine Melodeien;
Und deine Blumen sind gerungne Hände,
Und rings verzweiflungsblasse Angesichter;
Diesmal bist du gekommen als Vernichter!
Danubius, der starke Riese, hat
Schon längst geliebt um diese schöne Stadt;
Der Riese hat an hellen Sommertagen
Auf seiner breiten Brust ihr Bild getragen,
Er trug ihr Bild gefaßt in Strahlenflimmer;
Wie hat es doch so bang gezittert immer!
Zu Winter hielt er einen festen Schlaf,
Bis weckend ihn der Hauch des Frühlings traf.
Urplötzlich ward vom Schlaf Danubius munter,
Er springt nach seiner Braut mit offnen Armen,
Sie jammert auf, er faßt sie ohn Erbarmen
Und reißt sie jauchzend in sein Bett hinunter.
Er brachte ihr, als reiche Morgengabe,
Die wüsten Trümmer mit von manchem Grabe:
Waldstämme, Dächer und zerrißne Mühlen

Ließ er heran zu ihren Füßen spülen,
Und Leichen rollt er, frische, längstversenkte,
Die nun die Flut aus ihren Grüften drängte.
Die Welle, die vordem so mild und zahm
Als treue Magd ins Haus des Menschen kam,
Die noch im Herbst als Müllerin geschaltet,
Hat jetzt sich zur Hyäne umgestaltet,
Sie wühlt hervor, was alte Gräber bergen,
Und treibt heran die Wiegen mit den Särgen.
Durch alle Schranken stürzen sich die Fluten,
Sie steigen immer höher an die Wände,
Und unaufhaltsam sieht der Mensch sein Ende,
Wie seine Jahre schrumpfen zu Minuten.
Dort auf die Dächer klettern die Bedrohten:
So sammeln sich die Schwalben auf den Dächern,
Enteilend ihren gastlichen Gemächern,
Wenn übers Meer der Süden sie entboten.
Es werden diese angstgetriebnen Seelen,
Den Schwalben gleich, des Weges nicht verfehlen,
Sie flüchten in die Heimat übers Meer,
Von wannen aber keine Wiederkehr.
Ein Schrei, ein Krach — und alles ist verschwunden —
Nun todesstill — nie wird die Spur gefunden.
Im Element verschwunden ohne Spur
Ist hier der Menschen Werk und all ihr Glück,
Als träumte wieder einmal die Natur
In ihre wilde Jugend sich zurück.
Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt,
Als hätte dürres Laub der Sturm versegt;
Die alten Steppen werden aufgefrischt,
Wo eines edlen Volkes Freude stand,
Als eine leere Tafel blieb das Land,
Des Volkes Rechnung ist hinweggewischt.
Und weinend wandeln auf der wüsten Heide,

Dem ſtillen Grab von ſo viel Glück und Leide,
Das Elend und der Kummer, eng verſchlungen,
Und ſpät verblutende Erinnerungen.
Hier lernt das Herz erträumten Schmerz vergeſſen,
Hat ihm ein Hauch des Schickſals weh getan;
Wir lernen unſern kummervollen Wahn
An dem furchtbar gediegnen Unglück meſſen.
O haltet euer Herz an die gekettet,
Die aus dem Sturm als Bettler ſich gerettet!
O gebt mit ſanftem Wort und weichen Händen
Dem Kummer Troſt, dem Elend eure Spenden!
Das iſt ein böſer Frühling für die Armen,
Und unerſetzlich iſt, was er genommen;
Doch eure Liebe wird dem Unglück frommen,
Denn Balſam jeder Wunde iſt Erbarmen.
Die milden Gaben, eure Liebesboten,
Sie heilen nicht die unheilbaren Schäden,
Und nicht erwecken können ſie die Toten;
Doch können ſie den großen Schmerz bereden,
Daß er ſich allgemach zur Wehmut mildre,
Und daß er zur Verzweiflung nicht verwildre.
Die Armen ſchauen mit verweinten Blicken,
Gerührt, auf ihrem Schutt des Mitleids Blüte;
Der Herzensbauch von euch wird ſie erquicken;
Der ſchönſte Frühling iſt die Herzensgüte!

An eine Freundin

Dichterherzen können segnen,
Wen sie lieben; fremd und rauh
Meinem Herzen zu begegnen,
Hüte dich, du schöne Frau.

Eine Sage läßt dich grüßen,
So ich im Gebirg vernahm,
Als ich einst vor Wettergüssen
Flüchtend in ein Hüttlein kam:

In den tiefsten Einsamkeiten,
Zwischen Felsen, ruht ein See;
Dem entstieg ein Geist vor Zeiten,
Kam den Menschen in die Näh.

Kam ins Dorf, erschien beim Feste,
Brachte Segen in das Haus,
Und es blickten Wirt und Gäste
Oft gar sehnlich nach ihm aus.

Plötzlich stand er unter ihnen,
Trug ein dunkles Mönchsgewand,
Und der Mann mit ernsten Mienen
Freud an ihrer Freude fand.

Gerne weilt' er eine Stunde,
Nickte und verlor sich sacht
In den See, zum stillen Grunde
Taucht' er heim um Mitternacht.

Glücklich ward die Braut gepriesen,
Wenn er kam und ihr zum Tanz
Brachte von verborgnen Wiesen
Fremder Blumen einen Kranz.

Wohlgeruch durchquoll das Zimmer,
Schöner blühte dann die Braut,
Ward im gleichen Jugendschimmer
Viele Jahre noch geschaut.

Mutter ward sie guter Kinder,
Haus und Feld gedieh; bis spät
Sie der Tod, ein leiser, linder,
Überraschte beim Gebet.

Einst mit rauher Ungebühre
Sprach ihm eines was zuleid;
Traurig schwieg er, und zur Türe
Schwand der Saum von seinem Kleid.

Und sie sahn vom Ufer nieder,
Riefen, klagten je und je;
Doch es kam der Geist nie wieder,
Blieb in seinem tiefen See.

Tränenpflege

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
In deinem verborgnen Weinen;
Nun hast du zu weinen aufgehört,
Und ruhig willst du scheinen.

Wenn deine Züge verhüllend auch
Vor deinen Schmerz sich reihen
Und ihn nicht nennt der Lippen Hauch,
Ich hör ihn im Herzen schreien.

Pfleg deinen Schmerz mit Tränen lind,
Als eine weinende Aja,
Einschläfre ihn, als wie ihr Kind
Die Mutter im Himalaya.

Sie legt das Kind im Schattengestein
Dem Tropfbach unter, vertrauend;
Die leisen Tropfen schläfern es ein,
Ihm auf die Wangen tauend.

An den Frühling

Noch immer, Frühling, bist du nicht
Gekommen in mein Tal,
Wo ich dein liebes Angesicht
Begrüßt das letztemal.

Noch stehn die Bäume dürr und bar
Um deinen Weg herum
Und strecken, eine Bettlerschar,
Nach dir die Arme stumm.

Frühblumen wähnten dich schon hier,
Frost bringt sie um ihr Glück,
Sie sehnten sich heraus nach dir
Und können nicht zurück.

Die Schwalbe fliegt bestürzt umher
Und ruft nach dir voll Gram,
Bereut schon, daß sie übers Meer
Zu früh herüberkam.

An ein schönes Mädchen

Wie die Ros in deinem Haare,
Mädchen, bist du bald verblüht:
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüt!

Mädchen, wenn dein Herbst gekommen
Und das ganze Paradies
Deiner Blüte dir genommen
Und dich aus dir selbst vertrieb:

Wenn du in des Welkens Tagen
Nicht den frohen Mut mehr hast,
Rosen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen sie verblaßt:

O dann zaubert dein Gemüte,
Wenn dus vor dem Frost bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüte,
Leuchtend durch die Todesnacht.

Der schwarze See

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammen
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Rohr, und alle Lüfte rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
Als wär ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
Ein stummes Lebewohl, ein düstrer letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt, das Erdenweh,
Des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerrißne Traumgeflechte!
O Liebe, süßer Schmerz der schlummerlosen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuscht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab ich noch die Kraft, zu stoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich seh ihn durchs Gewässer streichen;
Will denn sein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüstert mir so bange,
Im Winde bebt der Wald am steilen Uferhange.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauscht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauscht;

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
Ins Elend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild;

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinstert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: O Tor! was hat dein Wahn beschlossen!
Die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen;

Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
So mußt du selber dich in seine Fluten senken!

Das Roß und der Reiter

Die frische Quelle rinnt herab am Steingesenke,
Der Reiter führt sein Roß zur lang ersehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Fluten fließen,
In heiße Adern sich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter schaut sein Roß mit innigem Vergnügen,
Wie es die Flut einzieht in lustgedehnten Zügen;

Und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend spülen,
Und wie sie eingeschlürft das heiße Blut ihm kühlen.

Der Rappe möchte gern im durstenden Verlangen
Jeglichen Wasserguß, der ihm enteilt, empfangen;

Doch wie er unten trinkt, hört oben schon sein Lauschen
Den reichen Überfluß verheißend niederrauschen.

Der Reiter hat sich auch am Quelle kühl getrunken,
Steht nun im großen Blick des Hochgebirgs versunken.

Er starrt auf Alpen hin, ihr seliges Umnachten,
Das leise Zauberspiel des Lichtes zu betrachten;

Wie mit den fernen Höhn die Strahlen dort verkehren
Und sich in stiller Glut im letzten Kuß verzehren.

Und auf den Wandrer sinkt, den düstern, sehnsuchtkranken,
Der frische Seelentau der himmlischen Gedanken.

Es strömt auf ihn herab die ewge Liebesquelle,
Es kann sein durstend Herz nicht fassen jede Welle;

Doch kann sein Herz auch nicht den ganzen Strom behausen,
So hört er oben schon die ewge Fülle brausen.

Die Blumenmalerin

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
Bog der Freund sich auf den Todessiechen,
Aufzuküssen seinen letzten Hauch.
Blumen, nicht im einsam wilden Grase,
Blumen, euch in der kristallnen Vase
Fiel ein schönes Los im Sterben auch!

Eure holden Äuglein blicken trüber,
In den bleichen Todesschlaf hinüber
Neigt ihr schon die Häupter traurig matt:
Während eure Blätter sich entfärben,
Während eure schönen Blüten sterben,
Blüht ihr auf an diesem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke flehen:
„Schöne Freundin! laß uns nicht vergehen!
Tröste unser flüchtiges Geschick!
Deinen zauberischen Pinsel tauche
Eilig noch in unsre Sterbebauche,
Küß die Seele auf in deinen Blick!“

Und sie blickt und malt und blicket wieder,
Blum an Blume neigt getrost sich nieder,
Wenn ihr Bild der Freundin schön gelang.
Und es wagt die lieblichste der Frauen
Nicht, vom schönen Werke abzuschauen,
Vom besiegten Blumenuntergang.

Husarenlieder

1

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Ein herzliebster Schatz;
Sie winkt, mit einem Satz
Ist er da, trara!

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Ein Wein; flink! flink!
Säbel blink! Säbel trink!
Trink Blut! trara!

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Ein herzliebster Klang,
Ein Leibgesang,
Schlafgesang, trara!

2

Der leidige Frieden
Hat lang gewährt,
Wir waren geschieden,
Mein gutes Schwert!

Derweil ich gekostet
Im Keller den Wein,
Hingst du verrostet
An der Wand allein.

Von Sorte zu Sorte
Probiert ich den Wein,
Indessen dorrte
Das Blut dir ein.

Ist endlich entglommen
Der heiße Streit,
Mein Schwert, und gekommen
Ist deine Zeit.

Ich gab deiner Klingen
Den blanken Schliff,
Ich lasse dich singen
Den Todespfiff.

Im Pulvernebel
Die Arbeit rauscht,
Wir haben, o Säbel,
Die Freuden getauscht.

Im brausenden Moste,
Mein durstiges Erz,
Betrinke dich, koste
Von Herz zu Herz.

Derweil du gekostet
Das rote Blut,
Ist mir eingerostet
Der Hals vor Glut.

3

Den grünen Zeigern,
Den roten Wangen,
Den luſtigen Geigern
Bin ich nachgegangen
Von Schenk' zu Schenk',
Solang ich denk.

Am Tſchako jetzt trag ich
Die grünen Äſte,
Rote Wangen, die ſchlag ich
Den Feinden aufs beſte,
Kanonengebrumm
Muſiziert herum.

4

Da liegt der Feinde geſtreckte Schar,
Sie liegt in ihrem blutroten Blut;
Wie haut er ſo ſcharf, wie haut er ſo gut,
Der flinke Huſar!

Da liegen ſie, ha! ſo bleich und rot,
Es zittern und wanken noch buſch! buſch!
Ihre Seelen auf ſeinem Federbuſch,
Da liegen ſie tot.

Und weiter ruft der Trompetenruf,
Er wiſcht an die Mähne ſein naſſes Schwert,
Und weiter ſpringt ſein luſtiges Pferd
Mit rotem Huf.

An den Ischler Himmel im Sommer 1838

Ein Scherz

Himmel! seit vierzehn Tagen unabläßig
Bist du so gehäßig und regenmäßig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Getränfel;
Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

Gurgelst wieder herab die schmutzigen Lieder,
Hängen vom Leibe dir die Fetzen nieder,
Taumelst gleich einem versoffnen zitternden Lumpen,
Hin von Berge zu Berge mit vollem Humpen!

Warfst den Bergen die Kinder aus ihren Betten,
Alle Bäche heraus, und plump zertreten
Hast du die reifende Saat den armen Bauern;
Unband! wie lange noch soll dein Unfug dauern?

Wenn doch endlich tüchtige Winde brausten
Und dich rasch von dannen peitschten und zausten!
Aber du wirst von Stunde zu Stunde noch frecher,
Lümmelst schon dich herein bis auf unsre Dächer.

Hast an harten Felsen den Kopf zerschlagen,
Und noch bist du nicht hin! seit vierzehn Tagen!
Blinder Unhold! es ist das Auge der Sonnen
Und das Auge des Monds dir ausgeronnen.

Ungastfreundlicher Strolch! die schönsten Frauen
Kamen, zu baden und das Gebirg zu schauen;
Baden können sie genug, doch den Hals nie strecken
Aus dem Tale, dem riesigen Badebecken.

Hätte Ischl nur dich und seine Solen,
Hätt ich mit einem Fluche mich längst empfohlen;
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Der Kranich

Stoppelfeld, die Wälder leer,
Und es irrt der Wind verlassen,
Weil kein Laub zu finden mehr,
Rauschend seinen Gruß zu fassen.

Kranich scheidet von der Flur,
Von der kühlen, lebensmüden,
Freudig ruft ers, daß die Spur
Er gefunden nach dem Süden.

Mitten durch den Herbstesfrost
Schickt der Lenz aus fernen Landen
Dem Zugvogel seinen Trost,
Heimlich mit ihm einverstanden.

O wie mag dem Vogel sein,
Wenn ihm durch das Nebeldüster
Zückt ins Herz der warme Schein
Und das ferne Waldgeflüster!

Hoch im Fluge übers Meer
Stärket ihn der Duft der Auen;
O wie süß empfindet er
Ahndung, Sehnsucht und Vertrauen!

Nebel auf die Stoppeln taut;
Dürr der Wald; — ich duld es gerne,
Seit gegeben seinen Laut
Kranich, wandernd in die Ferne.

Hab ich gleich, als ich so sacht
Durch die Stoppeln hingeschritten,
Aller Sensen auch gedacht,
Die ins Leben mir geschnitten;

Hab ich gleich am dürren Strauch
Andres Welk bedauern müssen,
Als das Laub, vom Windeshauch
Aufgewirbelt mir zu Füßen:

Aber ohne Gram und Groll
Blick ich nach den Freudengrüften,
Denn das Herz im Busen scholl,
Wie der Vogel in den Lüften;

Ja, das Herz in meiner Brust
Ist dem Kranich gleich geartet,
Und ihm ist das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet.

Das dürre Blatt

Durchs Fenster kommt ein dürres Blatt,
Vom Wind hereingetrieben;
Dies leichte, offne Brieflein hat
Der Tod an mich geschrieben.

Das dürre Blatt bewahr ich mir,
Will's in die Blätter breiten,
Die ich empfangen einst von Ihr;
Es waren schöne Zeiten!

Da draußen steht der Baum so leer;
Wie er sein Blatt im Fluge,
Kennt sie vielleicht ihr Blatt nicht mehr,
Trotz ihrem Namenszuge.

Der toten Liebe Worte flehn,
Daß ich auch sie vernichte;
Wie festgehaltne Lügner stehn
Sie mir im Angesichte.

Doch will ich nicht dem holden Wahn
Den Wurf ins Feuer gönnen;
Die Worte sehn mich traurig an,
Daß sie nicht sterben können.

Ich halte fest, zu bittrer Lust,
Was all mein Glück gewesen,
In meinen schmerzlichen Verlust
Will ich zurück mich lesen.

Das dürre Blatt leg ich dazu,
Des Todes milde Kunde,
Daß jedes Leiden findet Ruh
Und Heilung jede Wunde.

Erinnerung

Einst gingen wir auf einer Bergeswiese;
Tief atmend tranken wir die Blumenseelen,
Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
Den unvergeßnen Traum vom Paradiese.

Wir sahn das Abendrot die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom schönsten Alpenlichte,
Doch wandt ich mich nach deinem Angesichte,
Das strahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Glut entschwunden
Und wird vielleicht so schön nie wieder kommen;
Auch deinem Antlitz war der Strahl genommen,
Ich sah ihn nicht in allen spätern Stunden.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen
Der Widerschein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch besser wärs, mir hätt er nicht geschienen.

Gutenberg

„Schon weht es kühler auf Erden:
Es möchte Abend werden,
Es möchte werden Nacht,
Bevor durchrungen die Schlacht,
Der Menschheit altes Gefecht
Um Freiheit, Licht und Recht.
Ich reiche beiden Heeren
Beschleunigend Waffen und Wehren,
Es soll ihr Letztes wagen
Die Höll und werden erschlagen:
Daß noch ein Stündlein Frieden
Der Menschheit sei beschieden."

So dachte der Genius, der die Menschheit führt,
Als er die Stirne Gutenbergs berührt.

An Agnes

Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
Wo kein Tau von Tränen sinket,
In die Stille nieder
Und hinaus in alle Weiten
Nächtlicher Vergessenheiten
Dringen deine Lieder.

Die entflohn und nicht mehr kamen,
Freuden mit verlornen Namen
Kannst du wiederbringen;
Lauschend treten alle Schmerzen
Leiser auf in meinem Herzen,
Hören sie dich singen.

Im Vorfrühling

Am Grabe E. Mikschiks

Ringsum sind die Berge noch verschneit,
Aber Blumen seh ich hier, die frühen!
Blumen, schön, daß ihr gekommen seid,
Hier auf seinem frühen Grab zu blühen.

Freudig stieg er manchen Berg hinan,
Um des Frühlings Grüße zu empfangen;
Weil der Tote nicht mehr kommen kann,
Ist nun ihm der Frühling nachgegangen. –

Blumen! ob ihr nicht die Freuden seid,
Die dem Toten hätten kommen sollen?
Die, gehüllt in euer lichtes Kleid,
Doch auf seinem Grabe blühen wollen?

Bei Übersendung eines Straußes

In den trüben, in den kalten
Tagen, die uns heimgesucht,
Hat der Herbst auf ihrer Flucht
Letzte Blumen aufgehalten,
Um sie dir zu schenken!
Diesem Herbste will ich gleichen:
Wenn auf meine lauten Wälder,
Blumigen Gedankenfelder
Mir die Todeslüfte streichen,
Daß sie schweigen und verblühn,
Will ich mit dem letzten Grün
Deiner noch gedenken.

Der einſame Trinker

1

„Ach, wer möchte einſam trinken,
Ohne Rede, Rundgeſang,
Ohne an die Bruſt zu ſinken
Einem Freund im Wonnedrang?“

Ich; — die Freunde ſind zu ſelten;
Ohne Denken trinkt das Tier,
Und ich lad aus andern Welten
Lieber meine Gäſte mir.

Wenn im Wein Gedanken quellen,
Wühlt ihr mir den Schlamm empor,
Wie des Ganges heilge Wellen
Trübt ein Elefantenchor.

Dionys in Vaterarme
Mild den einzlen Mann empfing,
Der, gekränket von dem Schwarme,
Nach Eleuſis opfern ging.

2

Ich trinke hier allein,
Von Freund und Feinden ferne,
In ſtiller Nacht den Wein
Und meide ſelbſt die Sterne:

Da fährt man gerne mit
In Blicken und Gedanken
Und könnt auf ſolchem Ritt
Das volle Glas verſchwanken.

Der Kerzen heller Brand
Kommt beſſer mir zuſtatten,
Da kann ich an der Wand
Doch ſchauen meinen Schatten.

Mein Schatten! komm, ſtoß an,
Du weſenloſer Zecher!
Auf, ſchwinge, mein Kumpan,
Den vollen Schattenbecher!

Seh ich den dürren Schein
In deinem Glaſe ſchweben,
Schmeckt beſſer mir der Wein
Und mein lebendig Leben;

So ſchlürfte der Hellen
Die Luſt des Erdenpfades,
Sah er vorübergehn
Als Schatten ſich im Hades.

3

Schatten, du mein Sohn,
Haſt dich nicht verändert,
Warſt vor Jahren ſchon
Eben ſo geändert.

Was auf Stirn und Wang
Zeit mir eingehauen:
Jugenduntergang
Läſſeſt du nicht ſchauen.

Einen Berg ich ſah
Spät im Herbſte ragen,
Umriß war noch da
Wie zu Frühlings Tagen.

Nicht mit ſeinem Grat
Gibt der Berg zu wiſſen:
„Meine Wälder hat
Mir der Sturm zerriſſen.

Meine Herde ſchied
Mit den Glockenklängen,
Still das Alpenlied
Auf den Wieſenhängen.“

Hohen Angeſichts
Blickt der Berg ins Ferne,
Nahm der Herbſt doch nichts
Seinem Felſenkerne.

Froh ins ferne Land
Will wie er ich blicken:
Und mein feſter Stand
Trotze den Geſchicken.

Süßes Traubenblut
Fließt auf meiner Schanze;
Rebe, teures Gut!
Seelenvolle Pflanze!

Soll für Recht und Licht
Andres Blut einſt fließen,
Minder freudig nicht
Will ich meins vergießen.

4

Redlich, Schatten, kannſt du heben
Den Pokal, mich laſſen leben;
Wenn ſie meinen Leib beſtatten,
Biſt du mitvergangen, Schatten!

Manches Auge möchte weinen;
Schatten, doch ich wüßte keinen
Auf dem weiten Erdenringe,
Der wie du mit mir verginge.

Weil dem Sünder ohne Reue
Soll gebrochen ſein die Treue,
Laſſen tiefempfundne Mären
Den Verbrecher dich entbehren.

Treuer Freund, ſei mir geprieſen!
Haſt mir Liebes oft erwieſen;
Will zu ſtolz das Herz mir glänzen,
Zeigſt du ſtill mir meine Grenzen.

Frühling

Die warme Luft, der Sonnenſtrahl
Erquickt mein Herz, erfüllt das Tal.
O Gott! wie deine Schritte tönen!
In tiefer Luft die Wälder ſtöhnen;
Die hochgeſchwellten Bäche fallen
Durch Blumen hin mit trunknem Lallen;
Sein bräutlich Lied der Vogel ſingt,
Die Knoſp in Wonne ſtill zerſpringt;
Und drüber goldner Wolken Flug:
Die Liebe iſt in vollem Zug.

An jeder Stelle möcht ich liegen;
Mit jedem Vogel möcht ich fliegen,
Ich möchte fort und möchte bleiben,
Es feſſelt mich und will mich treiben.
O Lenz, du holder Widerſpruch:
Erſehnte Ruh und Friedensbruch,
So heimatlich und ruhebringend,
So fremd, in alle Ferne dringend.
Das Frühlingsleuchten, treu und klar,
Erſcheint dem Herzen wunderbar
Ein ſtehngebliebner Freudenblitz,
In Gottes Herz ein offner Ritz;
Und wieder im Vorüberſprung
Ein Himmel auf der Wanderung;
Ein irrer Geiſt, der weilend flieht
Und bang das Herz von hinnen zieht.
Ich wandle irr, dem Himmel nach,
Der rauſchend auf mich niederbrach;
O Frühling! trunken bin ich dein!
O Frühling! ewig biſt du mein!

An die Alpen

Alpen! Alpen! unvergeßlich ſeid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen;
Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
Hab ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück ſteht ein Gnadenbild
Zwiſchen Felſen heimlich eingeſchloſſen,
Eine Kluft iſts, einſam, tief und wild,
Durch den Abgrund iſt ein Quell geſtoßen.

Wie die Bruſt Marias ſchwertdurchbohrt
Iſt zu ſchaun in chriſtlicher Kapelle,
So Natur, der heilgen Mutter dort
Schien das Herz durchſchnitten von dem Quelle.

Grauer Felſen ewig ſtarrer Blick
Hangt hinab zur tiefgerißnen Wunde,
Und der Menſch mit ſeinem Mißgeſchick
Lauſcht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tauſendſtimmig brauſt ein dunkler Schmerz
In des Stroms zerbrochenen Akkorden,
Und aufhorchend iſt des Menſchen Herz
Seiner eignen Klage ſtill geworden.

Wird des Unglücks heilger Sinn geahnt,
Hat der Kummer ſeinen Groll verloren;
Rauſchend hat michs an der Kluft gemahnt:
Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe iſt des Menſchen Teil,
Der dem Weltgeſchick nicht feig entwichen;
Zieht er aus dem Buſen ſich den Pfeil,
Iſt er für die Welt und Gott verblichen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum;
Läßt Natur die Erd in Freuden prangen,
Schildert ſie der Zukunft ſchönen Traum;
All ihr Herz iſt Sehnen und Verlangen.

Heimweh iſt es, wenn die Liebe naht,
Iſt der Grund des nie geſtillten Fragens,
Heimweh jede große Menſchentat,
Und die Wunder himmliſchen Entſagens. —

Alpen, o wie ſtärkte mich die Raſt,
Lagernd auf dem weichen Grün der Wieſen,
Kräuterdüfte fächelten den Gaſt,
Eisgeharniſcht ragten eure Rieſen.

Lerche ſang ihr luſtverwirrtes Lied,
Schweigend ſtrich der Adler durchs Geſteine,
Und die Gipfel, als die Sonne ſchied,
Schwelgten ſtumm im letzten Purpurſcheine.

Eine Herde irrt' am Wieſenhang,
Kühe weidend pflückten ihre Beute,
Und die Glock an ihrem Halſe klang
Für die Kräuter ſanftes Sterbgeläute.

Kaum vernehmbar kam der müde Schall
Jener Kluft herüber mit den Winden;
Wo ſo hoher Frieden überall,
Ließ die Ruh in Gott ſich vorempfinden. —

Friſchen Mut zu jedem Kampf und Leid
Hab ich talwärts von der Höh getragen:
Alpen! Alpen! unvergeßlich ſeid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!

Die Poeſie und ihre Störer

Im tiefen Walde ging die Poeſie
Die Pfade heilger Abgeſchiedenheit,
Da bricht ein lauter Schwarm herein und ſchreit
Der Selbſtverſunknen zu: „Was ſuchſt du hie?
Laß doch die Blumen blühn, die Bäume rauſchen,
Und ſchwärme nicht unpraktiſch weiche Klage,
Denn mannhaftwehrhaft ſind nunmehr die Tage,
Du wirſt dem Wald kein wirkſam Lied entlauſchen.

Komm, komm mit uns, verding uns deine Kräfte;
Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,
Heb dich zum weltbeglückenden Geschäfte! —
Laß nicht dein Herz in Einsamkeit verdumpfen,
Erwach aus Träumen, werde sozial,
Weih dich dem Tatendrange zum Gemahl;
Zur alten Jungfer wirst du sonst verschrumpfen!"
Die Poesie dem Schwarm antwortend spricht:
„Laßt mich! verdächtig ist mir euer Streben;
Befreien wollt ihr das gejochte Leben
Und gönnt sogar der Kunst die Freiheit nicht?
Euch sank zu tief ins Aug die Nebelkappe,
Wenn euer Blick nicht straßenüber sieht,
Und wenn ihr heischt vom freigebornen Lied,
Daß es dienstbar nur eure Gleise tappe.
Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
Und sichrer blüht es mir ins Herz die Kunde,
Daß heilen wird der Menschheit tiefe Wunde,
Als euer wirres Antlitz, wutverzogen.
Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!
Er rauscht es lauter mir als eure Blätter,
Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,
Mit all der matten Eisenfresserei.
Wenn mirs beliebt, werd ich hier Blumen pflücken;
Wenn mirs beliebt, werd ich von Freiheit singen;
Doch nimmermehr laß ich von euch mich dingen!"
Sie sprichts und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

Der Rationaliſt und der Poet

„Freund, du ſitzeſt hier auf weichem Mooſe,
Ins Geruchzeug duftet dir die Roſe,
Um dein Antlitz Frühlingswinde wallen,
Und da drüben lärmen Nachtigallen.
Darum ſingſt du hier ein Lied verſöhnend,
Weich und duftig, lind und zärtlich tönend.
Säßeſt du auf einem harten Stumpfe,
Käme dir der Duft von einem Sumpfe,
Spürteſt du den Herbſtwind froſtig wehen,
Wärſt du hier umkrächzt von rauhen Krähen:
Ha! ich wette, hart und widrig klänge,
Kühl und rauh, was deine Muſe ſänge.
Wäre dort die Wolke losgebrochen,
Hätteſt du dich ohne Lied verkrochen.
Hundert Dinge ſtören dirs Gehege,
Weiſen deiner Phantaſie die Wege,
Hundert Mitarbeitern biſt du pflichtig;
All dein Dichtertreiben ſind ich nichtig.“
Alſo ſpricht der Rationaliſte,
Der den Dichter heimlich hat belauert,
Stolzer Hahn auf dem Verſtandesmiſte,
Daß dem Dichter vor dem Wichte ſchauert.
Dichter ſpricht: „Wenn Vögel, Blumen, Winde
Und das ganze liebe Lenzgeſinde
Meinem Liede helfen, wirds ihm frommen,
Und es wird der Welt zu Herzen kommen.
Hätt ich rauhen Felſenſitz erklettert,
Schwül bedrückt von einer Sumpfeswolke,
Rauh umkrächzt von einem Rabenvolke,
Oder auch von Hagelſchlag umwettert:
Säng ich! und in meinem Liede ſchalten
Ließ' ich gern auch die Naturgewalten.

Aber gleich entflüchten Luſt und Schmerzen,
Dringt heran mir ein Geſicht wie deines,
Kalt genug, mir trotz des Maienſcheines
Aus der Welt die Poeſie zu merzen."

Paſſiver und aktiver Beifall

Der ſcharfe Geiſt hat euch geſchwind durchdrungen,
Und bald empfängt er eure Huldigungen;
Den tiefen aber ſollt ihr ſelbſt durchdringen,
Drum wird ihm eure Liebe ſpät gelingen.

Form

Iſt die Form auch feſtgeſchloſſen,
Immer noch iſts kein Gedicht,
Wenn um den Gedanken nicht
Stetig ſich das Wort gegoſſen.

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebendger Leib, nur Kleid,
Was ſie wecken, Luſt und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den loſen Kern er klappern,
Wie Tonneifenklapperſtein,
Mag das Wort gemeiſtert ſein,
Iſt es doch nur dürres Plappern.

Irrtum

Was Ihr Bild nennt unverständig,
Ist nur Gleichnis, kalt und hohl,
Wo der Geist nicht ein Symbol
Mit der Sprache zeugt lebendig.

Und das Ringlein Salomonis,
Das die Diwen zwinget ein,
Zaubermächtig, es ist kein
Tertium comparationis.

An einen Dichter

Nur wer sich mit eignen Kräften
Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
Kann den Kranz sich dauernd heften;
Kunst ist keine Kameradschaft.

Düngst du deinen Ruhm in Scherben
Mit dem Mist der Schmeicheleien,
Wird er über Nacht dir sterben;
Laß ihn wachsen wild im Freien.

Dann nur mag sein Hauch dich stärken,
Wenn er dir auf Dornenwegen
Und nach heiß vollbrachten Werken
Überraschend blüht entgegen.

Zweierlei Vögel

Strichvogel Reflexion,
Zugvogel Poesie,
Singt jeder andern Ton
Und andre Melodie.

Strichvogel hüpft und pfeift
Und pickt von Ast zu Ast,
Und höchstens einmal streift
Zu Nachbarn er als Gast.

Er ruft: Freund! bleib im Land
Und redlich nähre dich;
Es wagt um Fabeltand
Ein Narr nur weiter sich.

O halte deinen Flug
Von Meer und Stürmen fern,
Die Sehnsucht ist Betrug,
Hier picke deinen Kern!

Zugvogel aber spricht:
Du Flattrer, meinen Flug
Und Zug verstehst du nicht;
Klug ist hier nicht genug.

Du picke immer zu
Und bleib auf deinem Ast,
Wenn keine Ahnung du
Von meiner Ahnung hast.

Doch pfeifs nicht aus als Wahn
Und Narrenmelodei,
Daß hinterm Ozean
Auch noch ein Ufer sei.

Anna

Nach einer ſchwediſchen Sage

***

I

Anna ſteht in ſich verſunken,
Blicket in den See hinein,
Weidet, eigner Schönheit trunken,
Sich an ihrem Widerſchein.

Sie beginnt hinab zu reden:
Wunderholde Jungfrau, ſprich,
Schönſtes Bild im Lande Schweden,
Bin ich du? und biſt du ich?

Nein, o nein, ich glaub es nimmer,
Wenn es auch die Welt mir ſchwört,
Daß ſo heller Roſenſchimmer
Meinen Wangen angehört.

Dieſer Mund, iſt er der meine,
Den dies ſüße Lächeln bricht?
Seh ich doch, wie auch der deine
Fragend mir entgegenſpricht.

Liebes Waſſer, ſag, erzähle,
Haſt mein Auge du gemalt?
Oder iſt des Himmels Seele,
Was dein Spiegel widerſtrahlt?

Anna neigt vom grünen Strande
Sich in ihres Bildes Näh,
Streift vom Busen die Gewande,
Läßt ihn leuchten in den See.

Nach dem Bilde niederhangend,
Starrt sie zweifelnd und beglückt,
Und das Bild, ihr nachverlangend,
Starrt bewundernd und entzückt.

Fragt das Bild, im Wasser schwebend:
Anna, hab ich dich erreicht?
Fragt das Mädchen, freudig bebend:
Bin ich schöner noch vielleicht?

In den seligen Gebärden,
Die das Bild ihr abgelauscht,
Sieht sich Anna schöner werden,
Und die Jungfrau steht berauscht.

„Wenn so schön ich immer bliebe!
Muß dies Bild denn auch vergehn?“
Ruft sie, eitler Eigenliebe,
Horch! die Winde sausend wehn!

Rauschend wird ihr Bild zertrümmert
Im empörten Wellenschaum;
Und das Mädchen sieht bekümmert
Sich darin vergehn wie Traum.

Und im Walde knarrt es knickend,
Und am Ufer schwankt das Rohr,
Aus den Weiden, freundlich nickend,
Huscht ein altes Weib hervor.

Alte spricht, und weint verstohlen:
„Wie dein Bild im Wind zerfuhr,
Würden deine Kinder holen
Deiner Schönheit letzte Spur.

Denn die Schönheit ihrer Mutter
Ist der Kinder liebster Fraß,
Ist der Kinder feinstes Futter;
Schöne Jungfrau, merk dir das!

Wag es nur und kehre wieder
Nach dem ersten Wochenweh,
Komm und spiegle deine Glieder
Dann im peinlich klaren See.

Komm und schau dann mit Entsetzen
Deine Brüste, junges Blut,
Gleich gezognen Fischernetzen
Zitternd schwimmen in der Flut.

O dann frage deinen Schatten:
Wangen, seid ihr mein, so bleich?
Augen mein, ihr hohlen, matten?
Weinen wirst du in den Teich.

Kommt ein Mann, um dich zu freien,
Eile du zu mir geschwind:
Und ich will den Leib dir feien,
Daß du nie empfängst ein Kind.“

Anna spricht mit dunklen Schauern:
„Wenn du mir zu helfen meinst,
Daß die Schönheit mir mag dauern,
Mütterlein, so komm ich einst.“

Vor dem Fenster steht der Ritter,
Singt bei Nacht mit süßem Laut,
Schlägt dazu die helle Zither:
„Willst du heißen meine Braut?

Hab ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab ich, reich an Erz,
Muntre Herden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!

Schmücke dir mit Edelsteinen,
Gold und Perlen Hals und Hand,
Liebchen, schmücke dich mit meinen
Narben aus dem heilgen Land.

Morgen wird die Sonne steigen;
Strahlt herauf die Sonne klar,
Soll sie meinen Wuchs dir zeigen
Und dir leuchten zum Altar.

Hier an diesem Rosensprosse
Häng ich dir mein Ringlein auf!“
Sangs und schwang sich auf zu Rosse,
Sprengt' davon im flüchtgen Lauf. —

„Willst du meinen Finger tauschen,
Ringlein, mit dem Rosenreis?“
Anna nimmts, die Hecken rauschen,
Und im Dickicht naht es leis.

Schwarz verhangen Mond und Sterne,
Durch den Blütenstrauch herein
Wiegt sich eine Blendlaterne,
Wie Johanniskäferschein.

Freundlich nickend, bleich verdüstert,
Steht das Mütterlein vom See,
Weint verstohlen, und sie flüstert:
„Schöne Jungfrau, weh dir, weh!

Von den Rosen hier empfangen
Hast du Ringlein, und es droht
Bald den Rosen deiner Wangen
Dieses Ringlein bleichen Tod.

Folge mir!“ — Sie schreiten beide
Weite Strecken stumm und sacht
Über eine öde Heide
In der stummen dunklen Nacht.

Und an einer Windmühl stille
Hält das alte Zauberweib:
„Bräutchen, ists dein fester Wille,
Daß unfruchtbar sei dein Leib?

Willst?“ — „Ich will es!“ und sie schleichen
Jetzt die Mühlentrepp empor,
Feiernd stehn die Flügelspeichen,
Taghell tritt der Mond hervor.

Braune Weizenkörner sieben
Aus dem Sack die Alte greift,
Und das Ringlein ihres Lieben
Sie der Braut vom Finger streift.

„Wenn nicht meine Zauber wären,“
— Spricht das Mütterlein vom See, —
„Würdest sieben du gebären
In der schmerzenreichen Eh.“

Durch das Ringlein wirft hinunter
Sie ein Korn zum runden Stein:
Plötzlich wird die Mühle munter,
Brausend fällt ein Windstoß drein;

Und die Mühle mahlt im Winde,
Schaudernd hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Drauf todstill in alle Weite,
Anna hört ihr Herz allein,
Und die Alte wirft das zweite
Weizenkorn hinab zum Stein:

Wieder mahlt die Mühl im Winde,
Schmerzend hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Alte wirft das dritte, vierte,
Fünfte Korn, noch zwei hinein:
Jedmal sich der Windstoß rührte,
Und zerreibend lief der Stein.

Siebenmal hat es gewimmert,
Hat ein Weh durchzuckt die Maid.
Wieder Ruh — der Vollmond schimmert
Nieder auf die stille Heid.

Mütterlein jetzt freudig kichert,
Steckt das Ringlein ihr zurück:
„Nie ergreift dich, bist gesichert,
Jammervolles Mutterglück!“

Heim, zuvor den Morgenſtunden,
Eilt nun Anna, fürcht't ſich ſchier;
Schüchtern blickt ſie um — verſchwunden
Iſt die Alte hinter ihr.

3

Schautet ihr das Bräutchen ſchwärmen
Auf der Heid im Mondenſtrahl,
Würdet ihr im Schloß nicht lärmen,
Rüſten nicht das Hochzeitmahl.

Dreier Tage galts ein Jagen,
Scholl das Horn in Wald und Kluft,
Mancher Keuler ward erſchlagen,
Vögel ſtürzten aus der Luft.

Und der Hirſch, der Stolz der Schluchten,
Liegt mit zwanzig Enden kalt,
Liegt, als hätt er auf den Fluchten
Mitgeriſſen ein Stück Wald.

Denn zur Ehre ſeines Feſtes
Rief der Ritter in den Forſt:
„Lieber Wald! heraus dein Beſtes,
Schönſtes an Geweih und Borſt!“

Früh am Morgen in dem Schloſſe
Werden hundert Gäſte laut,
Mit dem Ritter, hoch zu Roſſe,
Holen ſie die ſchöne Braut.

Anna glänzt im Brautgeſchmeide,
Strahlt in Schönheit wunderbar,
Daß das Volk aufſchreit vor Freude,
Wo vorüberzieht die Schar.

Kein ſo ſchönes Weib begegnet
Heut der Sonne auf der Welt;
Und der Prieſter, wie er ſegnet,
Vor Erſtaunen innehält.

Erich, dem zur Pflicht des Weibes
Sie der Prieſter angetraut,
In die Schönheit ihres Leibes,
Seinen offnen Himmel, ſchaut.

Anna freut ſich all des Glanzes,
Ihres Ritters freut ſie ſich,
Ihres grünen Myrtenkranzes,
Ihrer ſelbſt herzinniglich.

Bald beginnt ein feſtlich Schmauſen,
Geigenſchall und Hörnerklang,
Lebehoch! und Tanzesbrauſen,
Becherklirren, Spiel und Sang.

Aber als die Nacht gekommen:
Dicht in ihres Ohres Näh
Hört die ſchöne Braut, beklommen,
Rauſchen den bekannten See.

Trüb ihr alle Kerzen flimmern,
Und die Luft wird ihr ſo ſchwül,
Durchs Getös das leiſe Wimmern
Hört ſie von der Heidemühl.

4

Sieben Jahre sind verflossen,
Spurlos wie die Flut ins Meer,
Seit der Ehbund ward geschlossen,
Heute ist die Jahreskehr.

Anna wird im Land besungen
Als die allerschönste Frau;
Sie empfängt die Huldigungen,
Wie die Rose ihren Tau.

Keines von den süßen Liedern
Mag ein Blick gerührter Huld,
Mag ein süßes Wort erwidern;
Anna trägt nur eine Schuld.

Oftmals bei geschloßnem Riegel
Ist sie unbelauscht allein,
Stürzt ihr Aug sich in den Spiegel,
Schwelgt in ihrem Widerschein.

Gerne mag sich Anna zieren,
Reich geschmückt am Spiegel stehn;
Bis sie fühlt geheimes Frieren,
Wenn sie lang hineingesehn.

Klirrt und rauscht dann Gold und Seide,
Dünkt ihr oft, es werde wach
Jener bange Laut der Heide,
Der manchmal ihr wehte nach.

Anna ist so schön geblieben,
Wie als Braut einst am Altar;
Erich trauert, daß sein Lieben
Und sein Leben unfruchtbar.

Schweigend reiten sie zum Schlosse
Heim von einer Kindestauf;
Als ihr leuchtender Genosse
Zieht der volle Mond herauf.

Erich reitet in Gedanken
Hinter seinem Weibe fort,
Sieht des Waldes Schatten wanken
Unstät wechselnd hier und dort.

Als sie weiter traben beide,
In Gedanken, ohne Laut,
Als sie kommen auf die Heide,
Wo sie einst geirrt als Braut:

Sieht er ihres Pferdes Schatten
Um die Reiterin verkürzt,
Und das Bild erschreckt den Gatten,
Ob sein Weib vom Roß gestürzt?

Nein, sie sitzt! „Gott sei uns gnädig!“
Ruft er aus — „Verfluchtes Weib!
Nur dein Roß, als ging' es ledig,
Keinen Schatten wirft dein Leib!“

Aber Anna treibt den Zelter,
Zitternd vor dem Mondenstrahl,
Vor dem himmlischen Vergelter,
Und dem zürnenden Gemahl.

Jetzo stürzt sie bang zu Füßen
Ihrem Herrn im Schlafgemach,
Sie bekennt in Tränengüssen,
Flehend, was sie einst verbrach.

Schaudernd hört er ihre Kunde;
Süßer sonst als Blumenduft,
Trifft der Hauch aus ihrem Munde
Jetzo ihn wie Grabesluft.

Erich schaut im Mondenlichte,
Leuchtend durch den Fensterspalt,
Ihr frisch blühend Angesichte,
Ihre bräutliche Gestalt.

„Unweib!“ ruft er mit Entsetzen —
„Wäre deine Schönheit hin!
Mit den unterschlagnen Schätzen,
Gräßliche Betrügerin!

Eile fort aus meiner Kammer!
Eile fort aus meinem Haus!
Fahre hin in Not und Jammer!
Fluchend stoß ich dich hinaus!

Dir so wenig wird vergeben,
Wie aus dieser Diele je
Frische Rosen sich erheben!
Weh, verfluchtes Weib, dir, weh!“

5

Anna liegt im Wald verlassen,
Klagt den Bäumen nicht ihr Los;
Schweigend drückt sie nur die nassen
Augen in das weiche Moos.

Im Gebüsch der Winde Sausen
Weckt der Reue wilden Schrei,
Und des Baches Wellen brausen
An der Sünderin vorbei.

Anna darf um Troſt nicht lauſchen
Zur Natur im Troſtgewand,
Zwiſchen ihnen flatternd rauſchen
Hört ſie das zerrißne Band.

Und die Menſchen ſchaudernd kehren
Ab das Herz von Annas Not;
Ihre Buße nur zu nähren,
Reichen ſie das Bettelbrot.

Sieben Jahre ſind es heute,
Seit ihr Gatte ſie verſtieß,
Seit ſie, Reu und Kummers Beute,
Klagend ſeine Burg verließ.

Heute ſind es ſieben Jahre,
Daß ſein Fluch ſie fortgeſchnellt,
Daß ſie mit gelöſtem Haare
Büßend weinte durch die Welt.

Mutterleid, das wonnereiche,
Hat ihr Antlitz nie verſehrt,
Aber bis zur Totenbleiche
Hat der Jammer es verheert.

Als ſie aufblickt von der Erde,
Naht im Strahl des Abendlichts
Ihr ein Greis, mit Freundsgebärde,
Mitleidvollen Angeſichts.

„Anna, hebe dich vom Grunde!
Komm, du haſt genug geweint;
Des Erbarmens milde Stunde
Deinem Kummer auch erſcheint.

Folge mir zur Waldkapelle!“
Spricht der alte Eremit,
Als des Abends letzte Helle
Von den Wipfeln sich verzieht.

Dunkel wird es, dunkler immer,
Kaum manchmal durch Baum und Strauch
Zweifelt eines Sternes Flimmer,
Stiller, kühler wird es auch.

Und sie wandeln und sie schweigen,
Finster wird es ganz und gar,
Auf des Walds gewundnen Steigen
Leuchtet ihr sein weißes Haar.

In des Waldes tiefsten Schauern
Kommen sie an die Kapell;
Grabesstill sind ihre Mauern,
Doch erleuchtet ist sie hell.

In der traurigsten der Frauen
Spricht der Alte: „Tritt hinein!
Die du drinnen wirst erschauen,
Bitte, daß sie dir verzeihn!“

Anna zögernd und verzagend
In die Waldkapelle tritt,
Von den öden Wänden klagend
Hallt zurück ihr scheuer Schritt.

Niemand hier; doch lispelnd nennen
Ihren Namen hört sie klar:
Sieben Kerzen sieht sie brennen
Ohne Leuchter am Altar.

Hellen Schimmer auszuſpenden,
Hängt die Lampe ohne Schnur;
Bilder haften an den Wänden,
Dämmernde Umriſſe nur.

Und die Staffeln abgebrochen
Zum Altar; zerrißnes Tuch;
Keine Meſſe wird geſprochen
Aus dem unbeſchriebnen Buch.

Sieben leichte Lichtgeſtalten
Jetzt an ihr vorüberziehn
Und mit ſtummem Händefalten
Vor dem Altar niederknien.

Anna ſich mit zitternd leiſen
Schritten den Geſtalten naht:
„Meine ungebornen Waiſen!
Ach, verzeiht ihr, was ich tat?

Grauſam frevelnd ausgeſtoßen
Hab ich euer keimend Herz,
Von den Freuden ausgeſchloſſen,
Von dem trauten Erdenſchmerz!“

Und ſie nicken, ihr vergebend,
Lächelnd zugewandt, doch ſtumm;
Und der Alte, näher ſchwebend,
Schlingt die Arme ihr herum.

Anna ſinkt zu Boden nieder,
Ihr entgleiten Schmerz und Not,
Und ſie klagt und weint nicht wieder;
Der Einſiedel war der Tod.

Und zur Stund ein sanftes Tosen
Erich aus dem Schlafe weckt:
Ha! er sieht mit frischen Rosen
Seine Diele überdeckt.

Anna, bleich und todesbager,
Grüßend ihm vorüberging,
Und sie legt ihm auf sein Lager
Leise seinen goldnen Ring.

Als sein totes Weib dem Ritter
Samt den Rosen wieder schwand
Nimmt er die bestaubte Zither
Endlich einmal von der Wand,

Und er singt ein Lied, das alte,
Aber nicht im alten Laut,
Wie es vor dem Fenster hallte
Anna einst, der schönen Braut.

„Hab ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab ich, reich an Erz,
Muntre Herden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!“

Fünftes Buch

***

Miſchka an der Theiß

In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog* klare Wellen
Mit der Tiſſa grünen, klaren,
Freudig rauſchend ſich geſellen,
Wo auf ſonnenfrohen Hängen
Die Tokayertraube lacht:
Reiten luſtig mit Geſängen
Drei Huſaren in der Nacht.
Und der Fiſcher, der die leiſen
Netze warf im Mondenſtrahl,
Hört vergnügt die Heldenweiſen
Klingen weithin durch das Tal,
Höret durch des Liedes Pauſen
Hellen Schlag von Roſſeshufen
Und des Stromes Wellen brauſen
Und das Echo ferne rufen.
Bald entſchwunden ſind die Lieder
Und der Waffen heller Schein,
Und es hört der Fiſcher wieder
Rauſchen nur den Strom allein.
„Haben doch ein ſchönes Leben,
Dieſe flüchtigen Huſaren!

* Bodrog und Tiſſa (Theiß), zwei Flüſſe, die bei Tokay zuſammenmünden.

Zwiſchen Freuden und Gefahren
Hoch zu Roſſe hinzuſchweben,
Jubelnd in die Schlacht zu fliegen
Und zu ſterben oder ſiegen
Für das Vaterland, den König!
Ach, dem Fiſcher ziehn die Tage
Mit dem dumpfen Wellenſchlage
Arm vorüber und eintönig!“
Alſo denkt in ſtillem Sinnen
Dort der Fiſcher trübgemut,
Sieht des Stromes muntre Flut
Mondbeſtrahlt hinunter rinnen.
Wie er ſtarret in die Wellen,
Malt die Sehnſucht ihre Träume
In die ſchwanken lichten Räume
Ihrem nächtlichen Geſellen,
Und er ſchaut im Wellentanze
Kriegesſzenen mancherlei,
Männer ziehn im Waffenglanze,
Und es rauſcht die Schlacht vorbei;
Und ihm deucht, ob aus den Tiefen
Fernverworrne Stimmen riefen,
Kampfgetös, Trommetenklänge,
Feindesflucht und Siegsgeſänge. —
Und der Fiſcher träumt noch lange
Sich ein froh Huſarenleben,
Er vergißt, das Netz zu heben
Und zu ſehn nach ſeinem Fange. —
Ferne reiten ſchon die drei
In dem Tale von Tokay.
Sie verſtummten allgemach,
Still für ſich ein jeder zieht,
Lauſcht den Stimmen, die das Lied
Rief in ſeinem Herzen wach.

Wie sie reiten, wie sie schweigen
In dem schönen Tokaytal,
Bringen Winde Mal auf Mal
Klänge her von fernen Geigen.
„Zimbalschlag mit Geigenklängen,
Das ist Mischka, seine Bande!“
Ruft der eine, und sie sprengen
Schnell zur Schenk am Tissastrande,
Von den Rossen abgesprungen
Sind sie schnell, und klirrend ein
Treten die drei Reiterjungen:
„Mischka, streiche! Wirt, gib Wein!“
Manche Geige mag im schönen
Lande der Magyaren tönen,
Doch im Land die Geige keiner
Spielt wie Mischka, der Zigeuner.
Wohlgefällig trifft des Alten
Blick die hohen Mannsgestalten,
Ihre schmucken, schimmerblanken
Waffen und Husarenputz:
Auf dem Haupt, voll Kraft und Trutz,
Federbüsche drohend schwanken.
Mischka steht von seinem Sitz,
Schwingt den Wein zum Gruß empor,
Aus den schwarzen Locken vor
Fährt ein froher Augenblitz:
„Die Husaren sollen leben!“
Ruft der Geiger: „Krieg solls geben!“
Rufen die drei Schwertgenossen,
Eilen mit ihm anzustoßen.
„Hab in meinen Jugendtagen,
Denen ich nachhinke jetzt,
Auch mein Reiterschwert gewetzt,
Eh die Kugel mich geschlagen,

Focht in euren tapfern Scharen;
Mancher Franzmann mußte reisen,
Denn mein scharf Husareneisen
Zwischen Leib und Seel gefahren!"
Also spricht der Mischka heiter
An die jungen Ungarreiter;
Drauf er rasch die Geige nimmt,
Scharfgenau die Saiten stimmt,
Gibt dem Bogen noch des Harzes,
Und sein Haar, sein langes, schwarzes,
Wirft er schüttelnd ins Genick,
Drückt die Fiedel unters Kinn,
Und sein dunkler Feuerblick
Winkt der Bande zum Beginn.
Mischka voll und langsam zieht
Ein uraltes Schlachtenlied,
Das vor manchen hundert Jahren
Klang versunknen Heldenscharen,
Das mit seiner wilden Klage
Aufgefacht den Kriegesmut,
Als die Ungarn ihre Tage
Tränkten noch mit Türkenblut,
Als sie speisten ihre Nächte
Mit gehäuften Türkenleichen,
Weil des Wahnes grimme Knechte
Drohten allen Christenreichen. —
Schneller brausen jetzt die Töne,
Kühner Herzen wilde Söhne;
Ihren ungestümen Reigen
Führen die verwegnen Geigen,
Mischkas Geige doch vor allen
Hört man aus dem Kampfe schallen.
Und des Zimbals Hämmer pochen,
Bald wie Sturm hereingebrochen,

Bald hinſäuſelnd durch die Saiten,
Hörbar kaum, wie nach der Schlacht
Frühlingswinde in der Nacht
Durch die Wahlſtatt flüſternd gleiten,
Heiße Todeswunden kühlend,
Mit dem Haar der Leichen ſpielend.
Aber langſam, ernſt und trübe
In der Tiefe wühlt der Baß,
Ob er dort dem wilden Haß
Grab an Grab im Boden grübe. —
Ha! wie tanzen die Huſaren,
Echte Söhne der Magyaren!
In der Freude Sturmeswogen
Unaufhaltſam fortgezogen
Von des Klanges dunkeln Mächten,
Schwingen ſich die Starken, Flinken,
Hoch die Flaſche in der Linken,
Hoch den Säbel in der Rechten.
Und den Reitern durch die Kehlen
Strömt im Tanz das ſüße Feuer,
Strömt der herrliche Tokayer,
Wie das Lied durch ihre Seelen.
Nach dem Takt der kühnen Weiſen
Klirrt der Sporen helles Eiſen,
Und im Takt des Tanzes ſingen
Laſſen ſie die Säbelklingen.
Wie ſie jetzt die Fauſt empören,
Im Gebrauch aus alten Tagen,
Und beim Schwertzuſammenſchlagen
Haß und Tod den Türken ſchwören!
Wilder ſtets Muſik erwacht;
Raſen die Zigeunerleute?
Werden ſie der Übermacht
Ihres Liedes ſelbſt zur Beute?

Horch, wie ſcherzend, horch, wie klagend
Und das Herz von hinnen tragend,
Miſchkas Wundergeige waltet,
Durch und durch die Seele ſpaltet.
Dieſe bangen, dieſe ſüßen,
Zauberhaften Töne müſſen
In das Land der Schatten dringen
Und die Toten wiederbringen.
Dieſes Zittern ſeiner Saiten
Iſt das Schwanken einer Brücke,
Drauf zurück zum Erdenglücke
Sehnſuchtsvoll die Geiſter ſchreiten,
Drauf der Helden Geiſter wallen,
Treu der Heimat ſüßem Drange,
Die bei dieſes Liedes Klange
In der Vorzeit ſind gefallen;
Und ſie ſchweben und ſie ſchwanken
Um die Tänzer ungeſehen,
Ihnen an die Stirn zu wehen
Flammenhelle Schlachtgedanken,
Sie mit Träumen zu berücken,
In die Vorwelt zu entzücken.
Plötzlich ſtürzen die Huſaren
An den Strand hinaus mit Macht,
Und ſie raſen in die Nacht:
„Wo? wo ſind die Türkenſcharen?“
Hauen pfeifend in die Luft;
Doch kein „Allah!“ Antwort ruft.
Nur die Tiſſa iſt noch munter,
Zieht dahin mit dumpfem Brauſen,
Und des Ufers Büſche ſauſen;
Friedlich ſtrahlt der Mond herunter.

Mischka an der Marosch

I

Von der Theiß, der klaren, fischereichen,
Ist der Geiger Mischka hingezogen,
Wo der Marosch barsche Wogen
Brausend durch beschäumte Klippen streichen.

Der Zigeuner wandert, arm und heiter,
In die Ferne, Fremde, fort und weiter;
Wenn er auch am Wohlgeschmack der Erde
Karg und selten nur sich weidet,
Ist ihm jeder Ort doch bald entleidet,
Und was heimisch, wird ihm zur Beschwerde;
Wenig brauchend kommt und gebt
Dieser fiedelnde Asket.

Mischkas Hüttlein mit dem Halmendach
Ragt empor vom Grund nur wenig Spannen,
Und vorüber wild und jach
Stürzt die Marosch durch die Felsen, Tannen.

Horch, wie rauschen Mischkas helle Saiten
Unter diesen Halmen, die vorzeiten
Bei dem Klang der Lerchenlieder
Auf dem Feld sich wiegten hin und wieder.

Nicht allein an Schall und süßen Weisen
Ist dies niedre Hüttlein reich zu preisen:
Strahlen hegt es auch in Fülle,
Wie sie aus den schönsten Welten
Uns herüber, flüchtig, selten,
Leuchten durch die Menschenhülle.

Mischkas treues Liebchen ruht im Grabe:
Doch sie ließ zur Abschiedsgabe
Seines Glücks ihm einen teuren Rest,
Daß sein Herz sich minder härme;
Wie die holde Sommerwärme
Sterbend ihre Frucht uns läßt.

Mischka geigt, und seine hellen Töne
Trägt hinaus der Abendwind:
Vor der Hütte steht die wunderschöne
Mira, das Zigeunerkind.

Die vom Abendrot Geküßte
Ist vom leichten West umflogen,
Und es flattert um der Brüste
Melodiegeschwellte Wogen
Ihres Haars gelockte Nacht;
O, wenn diese schöne Brust erwacht!
Dieses Busens keusche Wellen,
Die noch Liebe nie empfanden,
Selig, wem sie einst entgegenschwellen
Und ans Herz im Sturm der Liebe branden!
Selig, wer aus diesen schwarzen Augen
Darf den ersten Blitz der Leidenschaft
Und aus diesem Mund ein Flüstern saugen,
Süß und wonneirr und zauberhaft,
Daß der Cherub beim Gesang der Worte
Sinkt in Schlummer an des Edens Pforte!
Bald doch, bald die Worte unter Küssen
In ein süßres Leben sterben müssen! —
Also glühen die Gedanken
Durch die Brust dem Liebeskranken;
Einsam dort am Waldessaume,
Harrt und lauscht er unterm Baume,

Ob kein Raſcheln aus dem Tannengrunde
Ihm ein Wild verrät, zur Abendſtunde
Sachte auf den freien Anger ſchreitend,
Freundlich aus dem Wald den Tag begleitend.

Und er ſtellt dem Liebesglück ein Zeichen:
Wenn ich heut ein edles Wild noch ſchieße,
Werd ich meinen heißen Wunſch erreichen,
Daß ich ſie in meine Arme ſchließe.

Sieh dort eine braune Wohlgeſtalt,
Ruhig kommt ein Hirſch dort aus dem Wald,
Daß der Jäger kann die Enden zählen:
„Sechzehn! — ſollens ihre Jahre ſein?
Gott der Liebe, laß mich jetzt nicht fehlen!
Ha! er ſtürzt, halloh! nun iſt ſie mein!“

2

Miſchka ſpielt zu einem Hochzeitreigen,
Luſtgelächter, Sporen, Gläſer, Geigen
Brauſen wild im Edelhaus zuſammen;
Und die Tänzer ſchießen durcheinander,
Um das Brautpaar, ſturmgejagte Brander
Auf dem Meer der Luſt in hellen Flammen.

Trauben, die des Sommers Strahl und Glut
Eingeſogen in ihr Blut,
Strömen den empfangnen Himmel wieder
Den Magyaren in die Glieder.
Frauen, prangend in der Jugend Glanz,
Schweben durch den Saal im raſchen Tanz,
Und im Fluge heller Liebesblicke
Zünden ſich die ſeligſten Geſchicke.

Ha! Musik! wie waltet Mischkas Bogen!
In den Rausch wird jedes Herz gezogen,
Jeder Tropfen Weines scheint zu klingen,
Jedes schöne Auge laut zu singen.

Ist die Braut auch schon entschleiert,
Noch drei Tage, noch drei Nächte
Wird die Hochzeit fortgefeiert
Von dem freuderüstigen Geschlechte.

3

Während Mischka geigt im Edelhause,
Schleicht ein Mann zur strohgedeckten Klause.
Mira steht allein und sinnend,
Ihrem Vater eine Saite spinnend,
Und sie hört, schon will der Abend dämmern,
An der Tür, erstaunt, ein leises Hämmern.
„Ach, wer pocht?“ so ruft die Maid beklommen,
„Räubern kann ihr Frevel hier nichts frommen,
Und der Bettler fürchtet, bei so Armen
Koste ihm ein Scherflein sein Erbarmen!“

Doch sie hört um Einlaß Worte bitten
Von so sicher weichem Klange,
Mit so süßem Schmeichelzwange,
Daß sie öffnen geht mit schnellen Schritten;
Einen schönen Jüngling vor sich stehen
Sieht sie, wie sie keinen noch gesehen.

Und er spricht, ihr huldigend, die Worte:
„Ja, ein Bettler kam an deine Pforte,
Ach, ein Bettler ist es, schmerzlich darbend,
Doch nicht Geld, noch Brot, kein Labekrug,
Du nur, du allein bist ihm genug;
Wund ist mir das Herz und nie vernarbend.

Seit ich dich erblickt, du schönste Maid,
Treibt mich rastlos irr mein Liebesleid.
Wenn ich jage, gleich ich selbst dem Wild,
Überall gejagt von deinem Bild.
Wie das Wild, verfolgt, zum Schatten trachtet,
Wie es blutend nach der Quelle schmachtet,
Zieht es mich zu deinen Füßen nieder,
In den Schatten deiner Augenlider,
Glüht die Seele, vor dir hinzusinken
Und ein holdes Wort von dir zu trinken.
Peinlich scheint mir nun mein wildes Roß
Unter meinen Wünschen hinzuschleichen,
Wenn mein Sporn ihm stachelt in die Weichen,
Daß es hinbraust wie ein Wetterstoß,
Schleudernd blanken Schaum aufs Heidekraut,
Und die Rossehirten jubeln laut.
Wenn die Kerzen der Kapelle brennen
Und der Priester opfert am Altare,
Bete ich von Gott, du Wunderbare,
Namen nur, die deine Reize nennen.
Dein gedenk ich wachend und im Schlafe,
Jeder Traum, von Liebesschmerz gebunden,
Ruft nach dir und klagt dir seine Wunden,
Wie nach seiner Heimat weint der Sklave!"

Mira spricht, indem sie hold errötet:
„Sind, o Jüngling, deine Worte wahr,
Werd ich sein glückselig immerdar;
Täuschen sie, so hast du mich getötet.
Eines edlen Stamms du schöner Sprosse,
Nach der Niedern treibt dich ein Verlangen;
Doch du mußt, hat dich mein Arm umfangen,
Bleiben bis zum Grabe mein Genosse!"

Wie im Land, von wannen Mira ſtammt,
Dort in Indien heiß die Sonne flammt,
Süße Frucht mit ſchnellem Strahle reifend,
Alſo urgewaltig, ſchnell ergreifend
Iſt ins Herz die Liebe ihr gedrungen,
Weinend iſt ſie ihm aus Herz geſprungen.

Hochzeit jubelt dort im Edelhauſe,
Offen, mit Gepränge und Gebrauſe;
Hier im Hüttlein ſtill und ſchlicht, allein,
Kaum belauſcht von einem Dämmerſchein,
Welchen durch der Scheiben trübe Blenden
Sterne nach dem Erdenhimmel ſenden.
Hochzeit feiernd, hat im Haus die Stille
Mit dem Dunkel traulich ſich verſchwiſtert,
Nur das Stroh des Lagers, wenn es kniſtert,
Spielt Muſik, und zirpend eine Grille.
Vieles wird mit Worten ſüß begonnen
Und vollendet in des Kuſſes Wonnen.
Und vorüber brauſt an Wort und Kuß
Draußen durch die Nacht der wilde Fluß.
Nur zuweilen ruhn und horchen beide
Nach der Maroſch ungeſtümen Wellen,
Wie einſt von der Paradieſesweide
Aufgelauſcht das Wild den Tigrisquellen.

4

Niemand kann verlornen Harrens Schmerzen
Einem ſehnſuchtsvollen Frauenherzen
Je vergelten, niemand ihr vergüten,
Was in ſolchen unermeßnen Stunden
Still der Wurm genagt von ihren Blüten,
Der auch nicht, um den ſie es empfunden.
Wenn er dann auch ſtürzt zu ihren Füßen,

Wenn er unter Tränen, tausend Küssen
Leiden und versäumtes Glück beklagt;
Schmerz hat weh getan, der Wurm genagt.
Aber mancher kehret nie mehr wieder,
Drückt er auch ein Herz zum Grabe nieder.

Mira! herrliches Zigeunerkind!
Schnell hast du geliebt und welkst geschwind.
Er verriet, verließ dich feigen Mutes,
Weil die Liebe, die sein Herz verschönt,
Ward in einer Schilderei verhöhnt
Von den Adeligen seines Blutes.
Eines Morgens kam in goldnem Rahmen
Ihm ein Bild, und das entreißt dir ihn,
Weils dich schmäht; auch hat er schon dahin
Schnellgesprochner Liebe süßes Amen.
Stattlich zeigt das Bild auf breitem Raum
Seinen altberühmten Wappenbaum,
Wie der Stamm sich spreitet, herrlich ragend,
Ruhm und Glanz auf jedem Zweige tragend.
Neben solchem Baume, hehr und stolz,
Steht ein schlechtes, dürres Galgenholz,
Galgen hinter Galgen ist zu schauen,
Nach des Bildes Tiefe immer kleiner,
Gleichsam schwindend in der Vorzeit Grauen,
Und an jedem hangend ein Zigeuner;
Und zerstreut im grausen dürren Walde
Sind viel schwarze Raben als Herolde;
Andre, auf dem Stammbaum, breit sich setzend,
An den Wappen sich den Schnabel wetzend.

5

Mira wird mit jedem Tage blasser,
In den tiefsten Wald, auf Wildesbahnen
Flieht sie, wenn der Marosch laute Wasser
Sie zu schmerzlich jener Nacht gemahnen.

Mischka klagt, doch fern, daß er verdamme
Seines Kindes unglückselge Triebe,
Weil bei ihm und seinem wilden Stamme
Frei und heilig gilt des Menschen Liebe.

Weinend sinkt sie oft am stillen Teiche
Vor den Göttern hin um Trost und Hilfe;
Und so fand man sie, das starre, bleiche
Antlitz eingedrückt dem grünen Schilfe.
Und der Jüngling, der ein Herz gebrochen,
Läßt ein andres schon an seinem pochen.

Mischka stiehlt sich in den Stall des Grafen
Mitternachts — die müden Knechte schlafen —,
Leise tastend schleicht der Pferdekenner,
Prüfend Mähn und Schweif, von Roß zu Roß,
Bis sein Griff erkennt den schnellsten Renner,
Drauf der Graf jüngst durch die Heide schoß;
Und er schneidet sacht mit scharfer Schere
Haare aus dem Schweif der edlen Mähre,
Zu bebaaren seinen Fiedelbogen,
Denn es kommt die Hochzeit angezogen;
Mischka hat, bevor ers Freie sucht,
Still des Rosses Hufe noch verflucht.

Wieder soll zu einem Hochzeitreigen
Der Zigeuner frische Tänze geigen;
Zimbal, klinge hell vom Hammerschlage!
Klarinette, schmettre ins Gelage!

Im Husarenwams, vielfach geflickt,
Mit verblichnem Golde reich gestickt
Und geziert mit mottenhaftem Braine,
Nähert Mischka sich dem Bräutigame.
Und er spricht mit bückendem Verneigen:
„Möcht es Eurer Herrlichkeit gefallen,
Eh die frischen Tänze hier erschallen,
Mich zu hören erst ein Solo geigen.
Damit möcht ich Eure Gunst erwerben;
Habs zu Eurem Ehrentag erfunden,
Schön ists, Herr, so herzlich tief empfunden,
Daß vor Lust der Hörer möchte sterben."

„Sei gewährt der Bitte," spricht der Graf,
Den das Auge des Zigeuners traf,
Hell, wie eines Seelendolches Blinken,
„Spiele, sollst dafür Tokayer trinken!" —

Stille wird der Saal, wie Miras Gruft;
Alles hat um Mischka sich geschart,
Und er läßt den Bogen, frisch behaart,
Wie versuchend, sausen durch die Luft.
Plötzlich streicht er durch die Saiten alle
Und durch alle Herzen, schnell bemeistert;
Seine Geige in der Freudenhalle
Hat zur Rachegöttin sich begeistert.
Frevler! horch! in diesem süßen Liede
Säuselt und verweht der Unschuld Friede; —

Hörst du, wie der Blitz der Liebe zündet?
Wie ihr ganzes Herz in deines mündet? - -
Jener Brautnacht unermeßne Wonnen,
Wie sie in ein Meer von Schmerz zerronnen? —
Stürmen hörst du der Verlaßnen Klagen;
Hörst den Wurm an ihrer Blüte nagen; —
Horch, wie sie, zum Tod schon auf der Flucht,
Weinend dich durch alle Wälder sucht;
Wie sie alle Götter ruft um Hilfe,
Bis sie tot zusammenbricht im Schilfe. —
Furchtbar läßt der Alte deinem Lauschen
Durch die Saiten die Vergeltung rauschen! —
Aus dem Saal ist jede Lust gewichen,
Dunkles Weh durch alle Herzen schlägt;
Und nicht wissend, was sie tief bewegt,
Hat die Braut sich weinend fortgeschlichen.

Von der Nacht gejagt des Racheschalls,
Eilt der junge Bräutigam zu Rosse,
Sprengt in finstrer Nacht aus seinem Schlosse,
Stürzt und bricht im Graben sich den Hals.

Die Zigeuner leeren ihre Neige,
„Gute Nacht!" — Früh sieht ein Hirtenknab
Mischka stehn an seines Kindes Grab
Und hinein verscharren seine Geige.
Meisterlos zerstreut sich seine Bande,
Und fortan sah niemand ihn im Lande.

***

Einem Gemütskranken

Seitdem du mit den höchsten Mächten
Begannst zu hadern und zu rechten,
Kann dir der kleinste, stillste Wurm
Im Herzen wecken einen Sturm,

Wie einst in jenen Frühlingstagen,
Die dir kein Gott zurück mehr ruft,
Ein grünes Blatt, ein Hauch der Luft
Dir oft gebracht ein seliges Behagen.

An einem Grabe

Kühl herbstlicher Abend, es weht der Wind,
Am Grabe der Mutter weint das Kind,
Die Freunde, Verwandten umdrängen dicht
Den Prediger, der so rührend spricht.
Er gedenkt, wie fromm die Tote war,
Wie freundlich und liebvoll immerdar,
Und wie sie das Kind so treu und wach
Stets hielt am Herzen; wie schwer dies brach.
Daß grausam es ist, in solcher Stund
Die Toten zu loben, ist ihm nicht kund,
Der eifrige Priester nicht ahnt und fühlt,
Wie er im Herzen des Kindes wühlt.

Es regnet, immer dichter, herab,
Als weinte der Himmel mit, aufs Grab,
Doch ſtört es nicht den Leichenſermon,
Auch ſchleicht kein Hörer ſich ſtill davon.
Die Tote hört der Rede Laut
So wenig, als wie der Regen taut,
So wenig als das Rauſchen des Winds,
Als die Klagen ihres verwaiſten Kinds.
Der Prieſter am Grabe doch meint es gut,
Er predigt dem Volk mit Kraft und Glut,
Verwehender Staub dem Staube,
Daß er ans Verwehen nicht glaube.

Veränderte Welt

Die Menſchheit iſt dahinter kommen,
Trotz aller Gaukelei der Frommen,
Daß mit dem Leben vor dem Grabe
Man endlich Ernſt zu machen habe.

Zerbrochen iſt des Wahnes Kette,
Die Erde ſei nur Übungsſtätte,
Nur Voltigierbock ſei das Leben,
Aufs Roß werd uns der Himmel heben.

Auf freiem grünem Erdengrunde
Wird jeder bald ſchon hier, zur Stunde,
Bevor das Grab ihn deckt mit Schollen,
Ein Rößlein weiden, tummeln wollen.

Naturbehagen

Der Seerab hat ein gutes Leben!
So überm Waſſer hinzuſchweben,
Wo luſtig plätſchern, zierlich kreiſen,
Einladend, ſeine leckern Speiſen.
Sein ſcharfes Auge weiß auf Strecken
Die feinſten Fiſchlein zu entdecken,
Sein treues Auge ſieht beizeiten
Am Strand den Jäger lauernd ſchreiten,
Und plötzlich unter taucht der Rab,
Schwimmt unſichtbar vom Jäger ab
Und taucht erſt fröhlich wieder auf,
Wohin nicht reicht der Flintenlauf.
Sanft fällt des Jägers Schuß dort nieder,
Wie ſchlafergriffne Augenlider,
Den Augenlidern gleich des Raben,
Der nach genoßnen Meeresgaben
Am ſichern Fels, im Sonnenſchein,
Beim Wellenmurmeln ſchlummert ein.

Trinksprüche

Ihr stoßet an, die Gläser klingen,
Ihr lasset leben manchen Mann;
Und morgen schon denkt keiner dran,
Ihm eine Freud ins Herz zu bringen.

Ich hör ein Pereat! euch brüllen,
Auf Tod habt ihr das Glas geleert,
Doch keinem ist der Mut beschert,
Das Grab des Feindes anzufüllen.

Ich trinke nicht zum Segensspruche,
Wo nicht mein Herz beglücken will:
Zum bösen Wunsche bleib ich still,
Wenn nicht die Klinge folgt dem Fluche.

Studentenreise

Wir hatten im Sacke nur wenig Geld,
Doch lachend wogte das goldene Feld
In lustigen Sommerwinden,
Das übrige würde sich finden.

Die Rößlein schlichen den labmsten Trab,
Als wäre die Erde ein weites Grab
Und fürchteten sie, zu versinken
Auf Tote zur Rechten und Linken.

Der Fuhrmann schmauchte schlechten Tabaks,
Er war hartmäulig, stumpfen Geschmacks,
Wie seine Gäule nicht wissen,
Daß sie werden im Maule gerissen.

Doch ging es auch langſam, ging es doch froh:
Wir rauchten Beſſern, mein Studio
Schrie mir homeriſche Zeilen,
Wie die Helden ſich tapfer zerkeilen.

Das Straßenpulver ward Schlachtenſtaub,
Rings tobte die Rache um Helenas Raub,
Die Reiter ſtürzten zur Erde,
Drum ſchlichen ſo traurig die Pferde.

Der dampfende Kutſcher auf ſeinem Thron,
Ein rauchender Turm von Ilion;
Nur Helena konnt ich nicht ſchauen
Vor Staub, die ſchönſte der Frauen.

Da dacht ich, ſie zu finden geſchwind,
An ein vielleicht noch ſchöneres Kind,
Homeriſche Klänge verſäumend,
Zum ſeligen Paris mich träumend.

Der arme Jude

I

Armer Jude, der du wandeln
Mußt von Dorf zu Dorf hauſierend,
Schlecht genährt und bitter frierend,
Allwärts rufend: „Nichts zu handeln?“!

Holt die Seuche Mann und Frauen,
Ziehſt du nach auf ihrer Fährte,
Und die Kleider, die ſie leerte,
Schleppſt du fort, dir darf nicht grauen.

Auf dem Baume krächzt der Rabe,
Hunde zerren dich am Rocke,
Schneegestöber Flock an Flocke,
Fleißig wanderst du am Stabe.

Ein Jerusalem, papieren,
Bauen deine Stammgenossen,
Doch für dich ist es verschlossen,
Wandern mußt du, darben, frieren.

Jene habens hoch getrieben,
Du verschacherst alte Kleider;
Aber alle seid ihr leider
Ein geknicktes Volk geblieben.

2

Jud ist an ein Kreuz gekommen,
Speist am fremden Heiligtume
Auf der Bank ein Stücklein Krume,
Ruhe soll den Gliedern frommen.

Nickend träumt er: seine Väter
Jubeln um das Kreuz im Ringe,
Und er hört die Silberlinge
Klirren Judas dem Verräter.

Zieht ein Jäger, beimbeflissen,
Doch es schnüffelt noch sein Hündlein
Um den Schläfer, um das Bündlein,
Stiehlt ihm aus der Hand den Bissen.

Zieht des Wegs daher ein Bauer,
Und er rüttelt wach den Armen,
„Schlaf nicht!“ ruft er mit Erbarmen,
„Sonst erfrierst im Winterschauer.

Leg wahrhaftig deine Bürde
Hin am Kreuze, samt dem Fluche;
Jude, irres Schäflein, suche
Jesu Christi warme Hürde.

Jude, wolle dich bekehren!
Dir vom ganzen alten Bunde
Blieb dies Bündlein nur zur Stunde,
Dich zu schützen, dich zu nähren.

Laß dich taufen und verwandeln;
Mancher tats, und mit vier Rossen,
Hornklang kommt er nun geschossen,
Der einst umrief: Nichts zu handeln?

Nimm mich an zu deinem Paten;
Nebst dem Angebind, dem werten,
— Gott gesegnets dem Bekehrten, —
Labst du dich an Wein und Braten."

Drauf der Jude spricht, der echte:
„Laß mich nie und nimmer taufen.
Wollt Ihr nicht Gewänder kaufen
Für die Dirnen, für die Knechte?

Mancher trägt das Kreuz am Rücken,
Jude noch im Herzensgrunde,
Schwerer als des Bündels Pfunde;
Wählt Euch was von meinen Stücken!"

Doch er sieht den Bauer scheiden,
Und sein Bündel schnürt er wieder,
Müde senkt er drauf sich nieder,
Traurig von des Weges Leiden.

Wieder hat am Kreuz den Armen
Schlaf und froher Traum befallen,
Eine Stimme hört er schallen,
Süß, wie himmlisches Erbarmen:

„Harret, meine Kinder, harret!“
Ruft Messias, näher, näher. —
Wandrer finden den Hebräer
Liegen an dem Kreuz erstarret.

Der kriegslustige Waffenschmied

Spritze Funken, Säbelklinge,
Werde meinen Hammerschlägen
Hart, geschmeidig, scharf, du Degen,
Daß dich froh der Reiter schwinge!

Schwert, wie dir mein Hammerschwingen
Helle Funken ausgetrieben,
Sollen bald von deinen Hieben
Seelen aus den Leibern springen.

Friede ist ein falscher Engel,
Unkraut wuchert auf zu Wäldern,
Steuern wachsen auf den Feldern
Mehr als Korn und Weizenstengel.

Friede hat das Menschenleben
Still verwahrlost, sanft verwüstet;
Wie er seiner Tat sich brüstet!
Alles hängt voll Spinnenweben.

Ha! nun fährt der Krieg dazwischen;
Klafft und gähnt erst manche Wunde,
Gähnt man seltner mit dem Munde,
Kampf und Tod die Welt erfrischen.

Feige Lüge aus dem Herzen
Treibt der Krieg, der offne, scharfe,
Weil der Tod zerreißt die Larve,
Weil die Wunden ehrlich schmerzen.

Wieder soll in Kampfgewittern
Frische Luft der Wahrheit wehen,
Tote werden auferstehen,
Menschentreter werden zittern.

Der Pechvogel

Ein Stück des Lebens ward verträumt,
Das beste Glück hab ich versäumt;
Die Winde sausen durch die Stoppeln,
Ich möchte meinen Schritt verdoppeln.

Doch sausen sie mir lange gut,
Ich ändre drum nicht meinen Mut,
Und nicht erhitz ich meine Sohlen,
Um das Versäumte nachzuholen.

Drei Dinge hätt ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.

Drei Wünsche blieben mir versagt,
Doch seis mit keinem Hauch beklagt;
Das Glück, mir feindlich allerwegen,
Hätt sie gewendet zu drei Schlägen.

Mich hätt, eh ich den Ruhm geschmeckt,
Die erste Kugel hingestreckt,
Nachdem mein Söhnlein mir gestorben,
Mein Weib treulos mirs Bett verdorben.

Der Kranke im Garten

Noch eine Nachtigall, so spät?
Schon sind die Blüten längst verweht,
Der Sommer reift die Felder schon,
Und noch ein Frühlingston?

O Lenz, ward es dir offenbar,
Daß ich noch sterbe dieses Jahr?
Und riefest aus der Ferne du
Noch einen Gruß mir zu? —

Beethovens Büste

Traurig kehrt ich eines Abends
In mein einsam düstres Zimmer,
Überraschend drin entgegen
Blinkte mir ein Freudenschimmer.

Mit dem sichern Blick der Liebe
Hatt ein Freund den Spalt getroffen,
Wo des Unmuts düstre Zelle
Blieb dem Strahl der Freude offen.

Ha! ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem grenzenlosen Meere.

Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Ozeane
Und das große Herz Beethovens,
Laut im heiligen Orkane,

Sind die Wecker mir des Mutes,
Der das Schicksal wagt zu fodern,
Der den letzten Baum des Edens
Lächelnd sieht zu Asche lodern.

Kämpfen lern ich ohne Haſſen,
Glühend lieben und entſagen,
Und des Todes Wonneſchauer,
Wenn Beethovens Lieder klagen;

Wenn ſie jubeln, Leben ſchmetternd,
Daß die tiefſten Gräber klüften
Und ein dionyſiſch Tanneln
Rauſchet über allen Grüften.

Wenn ſie zürnen, hör ich raſſeln
Menſchenwillens heilge Speere,
Und beſiegt zum Abgrund, heulend,
Flüchten die Dämonenheere. —

Sanftes Wogen, holdes Rieſeln;
Sind des Weltmeers kühle Wellen
Süß beſeelt zu Liebesſtimmen?
Wie ſie ſteigen, ſinken, ſchwellen!

Auf der glatten Muſcheldiele
Halten Niren ihren Reigen,
Keime künftger Nachtigallen
Träumen auf Korallenzweigen.

Horch! noch leiſer! dem Naturgeiſt
Abgelauſchte Lieder ſind es,
Die er flüſtert in das erſte
Träumen eines ſchönen Kindes;

Die er ſpielt auf Mondſtrahlſaiten,
Ob dem Abgrund ausgeſpannten,
Deren Rhythmen in der Erdnacht
Starren zu Kriſtallenkanten;

Und nach deren Zaubertakten
Rose läßt die Knospe springen,
Kranich aus des Herbstes Wehmut
Lüftet seine Wanderschwingen. —

Ach, Koriolan! vorüber
Ist das Ringen, wilde Pochen,
Plötzlich sinds die letzten Töne,
Dumpf verhallend und gebrochen.

Wie der Held im schönen Frevel
Überstürmte alle Schranken,
Dann — der tragisch Überwundne
Stehn geblieben in Gedanken.

Sinnend starrt er in den Boden,
Sein Verhängnis will Genüge;
Fallen muß er, stummes Leiden
Zuckt um seine edlen Züge. —

Horch! im Zwiespalt dieser Töne
Klingt der Zeiten Wetterscheide,
Jetzo rauschen sie Versöhnung
Nach der Menschheit Kampf und Leide.

In der Symphonien Rauschen,
Heiligen Gewittergüssen,
Seh ich Zeus auf Wolken nahn und
Christi blutge Stirne küssen;

Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme schließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige zerfließen.

Am Sarge eines Schwermütigen,
der sich selbst den Tod gegeben

Naturgeister singen:

Er ist von uns gewichen,
Er ist so früh verblichen,
Laßt uns in tiefste Schatten
Dies heiße Herz bestatten!

Wir singen manche Weisen,
Wenn wir die Erd umkreisen,
Die bängste aller bangen
Hat lauschend er empfangen.

Das Lied, das dumpf wir klagen,
Wenn wir den Wildbach jagen,
Und wenn wir Blitze flechten
In schwülen Sommernächten.

Im Rufe tönts der Unken,
Von dunkler Schwermut trunken,
Und in den Widerhallen
Bewegter Nachtigallen.

„Fahr wohl!" nachruft es leise
Dem Frühling auf die Reise;
Wir hauchen es gelinde
Durchs Haar dem toten Kinde.

Die Röslein all zerpflücken
Und zu die Äuglein drücken
Dem Lenz wir und dem Kleinen,
Und niemand sieht uns weinen.

Wenn Wölf im Eise ſuchen
Ihr Leben und verfluchen,
Und wenn das Käuzlein grelle
Aufſtöhnt in ſeiner Zelle,

Wenn ſich die Meereswellen
Auftürmen und zerſchellen,
Im Sturm die Möwen zagen,
Erhebt das Lied ſein Klagen.

O Möwenſchrei und Schwanken!
O menſchliche Gedanken
Vom Leben ewger Dauer,
Hört ihr des Liedes Trauer?! —

Doch ſind die Stimmen alle
Nur abgebrochne Halle,
Ein ahnendes Beſinnen
Kaum auf des Lieds Beginnen.

Bei ſeinem vollen Klange,
Ach, würde uns zu bange,
Wir ſtünden ſchmerzlich träumend,
Das Erdenwerk verſäumend.

Dies Herz hat es vernommen
Und ſang es fort beklommen;
Dies Herz hat ausgeſungen
Das Lied und iſt geſprungen.

Die Drei

Drei Reiter nach verlorner Schlacht,
Wie reiten sie so sacht, so sacht!

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
Es spürt das Roß die warme Flut.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum,
Und spült hinunter Staub und Schaum.

Die Rosse schreiten sanft und weich,
Sonst flöß das Blut zu rasch, zu reich.

Die Reiter reiten dicht gesellt,
Und einer sich am andern hält.

Sie sehn sich traurig ins Gesicht,
Und einer um den andern spricht:

„Mir blüht daheim die schönste Maid,
Drum tut mein früher Tod mir leid."

„Hab Haus und Hof und grünen Wald,
Und sterben muß ich hier so bald!"

„Den Blick hab ich in Gottes Welt,
Sonst nichts, doch schwer mirs Sterben fällt."

Und lauernd auf den Todesritt
Ziehn durch die Luft drei Geier mit.

Sie teilen kreischend unter sich:
„Den speisest du, den du, den ich."

Welke Rose

In einem Buche blätternd, fand
Ich eine Rose welk, zerdrückt,
Und weiß auch nicht mehr, wessen Hand
Sie einst für mich gepflückt.

Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnrung; bald zerstiebt
Mein Erdenlos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.

Der fromme Pilger

Selig wandelt dort ein Ritter
Durch Jerusalems Gefilde;
Weinend trat er auf den Boden,
Wo einst wallte Jesus Christus,
Und die Lippen senkt er küssend
Auf den Grund, der Ihn getragen.
Alles Erdenleids genesen
Fühlt sich hier der fromme Pilger;
Mit der Bürde seiner Sünden
Sind die Lasten seiner Sorgen
Hinter ihm ins Meer versunken. —

Anders rauschen hier die Wasser,
Anders wehen ihm die Lüfte,
Wie erquickend und geheiligt
Sind die Züge seines Odems!
Wunderbar bewegte Hauche
Säuseln durch das Laub der Bäume,
Gleich als hätte hier die Erde
Ihn noch immer nicht vergessen,
Der hier einst geliebt, geduldet

Und am Kreuz für uns gestorben;
Gleich als rauschten holde Mären
Ein Gedächtnis durch die Wipfel,
Frohe Kunden, Festgesänge,
Göttlich leise Traditionen,
Von den Blättern, welk und sinkend,
Zugerauscht den frischen, grünen,
Und von Blüte hin zu Blüte
Fortgehaucht durch all die Zeiten.

Inneres Gericht

Als ein strenger Richter und Hinrichter,
Vieler süßen Hoffnungen Vernichter,
Mag auch ihre ganze Sippschaft weinen,
Mußt du einmal in dir selbst erscheinen,
Wenn du noch gewinnen willst den Frieden,
Eh der Tod den seinen dir beschieden.
Als Gedanke ist der Geist das Licht,
Wärme ist im Herzen er als Liebe;
Was nicht sein, verfalle dem Gericht,
Lust und Schmerz — es sterbe und zerstiebe!

Die Nonne und die Rose

Dunkle Wolken niederdrohten,
Und es zuckten Wetterscheine,
Brausend jagten schon die Boten
Des Gewitters durch die Haine.

Eine Rose dort am Aste,
Schöne Nonne, sahst du beben,
Und ein Bangen dich erfaßte
Um der Rose zartes Leben.

Sie zu wahren vor den Wettern,
Schnittest du sie schnell vom Strauche,
Eh der Sturm sie kann entblättern
Und entführen ihre Hauche.

Draußen tobt des Frühlings Eile,
Rosen flattern weithin, irre;
Deine blüht noch eine Weile
Scheinlebendig im Geschirre.

Teilte sie nicht, schnell verglühend,
Lieber solche Frühlingslose?
Schöne Nonne, still verblühend,
O wie gleichst du dieser Rose!

Das Kind geboren, die Mutter tot

Die schöne Mutterliebe hat dem Leben
Ein Opfer hier, ein blühend Kind gegeben,
Vertrauend und mit innigstem Verlangen,
Daß alle Götter huldvoll es empfangen;
Doch als sie weihend will den Segen sprechen
In ihres Herzens heißem Übermallen,
Ließ ihre Hand, vor Freude zitternd, fallen
Den Mutterleib, die Opferschale brechen.

Die Albigenser

Das Aug der Liebe weiß im Freudensale
Durchs Tanzgewühl, durch die Gestaltenflucht,
Den Liebesblick zu finden, den sie sucht,
Und weidet sich an seinem süßen Strahle.
Mein Auge sieht auf wüsten Degenklingen,
Die Feuer sprühend durch die Helme dringen,
Und auf den Spitzen fluchbeschwingter Lanzen
Hier, dort verirrte Funken Gottes tanzen.

Zweifelnder Wunsch

Wenn Worte dir vom Rosenmunde wehen,
Bist du so schön! — gesenkten Angesichts
Und still, bist du so schön! — was soll ich flehen:
O rede mir!? o sage nichts!?

Drum laß mich zwischen beiden Himmeln schwanken,
Halb schweigend, sprechend halb, beglücke mich
Und flüstre mir, wie heimlich in Gedanken,
Das süße Wort: „Ich liebe dich!"

Die Bauern am Tissastrande

Törichte Freunde des toten Alten,
Fahrend in ausgeleierten Gleisen,
Tanzend nach verklungenen Weisen,
Möge dies Märlein euch unterhalten!

Warme lebendige Lüfte wallen
Über dem schönen Magyarenlande,
In den Gebüschen die Nachtigallen
Singen entzückt am Tissastrande.

Fischlein, springend mit stillem Ergetzen,
Holen vom Lenz sich flüchtigen Kuß,
Fürchten sich nicht vor den silbernen Netzen,
Welche der Mond warf über den Fluß.
Brausend vor Freude, münden die Quellen,
Und das lenzbezauberte Land,
Weil es nicht blühn kann unter den Wellen,
Blüht es hier doppelt als üppiger Strand,
Weil es nicht singen kann unter den Wogen,
Singt es dafür hier doppelt so laut,
Liebestönen, schmachtend gezogen,
Lauscht des Sprossers glückselige Braut.

Rüstig rudern dort über die Wellen
Lustige Bauern mit Scherzen und Lachen,
Und die Zigeuner, ihre Gesellen,
Stimmen die Geigen bereits im Nachen,
Stoßen ans Land und eilen zur Schenke;
Weil so laut das heischende Rufen,
Springen die Wirte schon mit dem Getränke
Über die finsteren Kellerstufen.

Um den Eichtisch sitzen die Alten,
Vor dem Tanze noch Schmaus zu halten.
Zum Abschnitt gereicht, in der Runde
Geht das köstliche Weizenbrot,
Und sie führen behaglich zum Munde
Feurigen Wein, tiefdunkelrot;
Wischen sich trocken und schieben zur Seite,
Daß er den Speisen den Weg nicht bestreite,
Schnurrbarts buschigten halben Kranz;
Braten und Schinken, warme und kühle,
Wandern geschwind in die knöcherne Mühle,
Dort die Jungen fliegen zum Tanz.

Hei! wie die Geigen ſingen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Zimbals ſpringen
Über die Saiten friſch auf und nieder,
Pochender Herzſchlag heimiſcher Lieder.
Himmel! wie jauchzen die Geigen ſo helle,
Schmetternd ſchreit Klarinette, die grelle.

Weinendes Klagen, Freudengekicher
Schüttern im ſchroffen Wechſel die Luft,
Setzen gewaltig, keck und ſicher
Über des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, ſie klettern, ſie tanzen,
Wildverſchlungen wie Urwaldpflanzen,
Wildhinfahrend wie ſchwelgende Flammen,
Aber der Brummbaß hält ſie zuſammen.

Kräftige Burſche tanzen im Saale,
Schwingen empor die hurtigen Weiber,
Werfen empor die blühenden Leiber
Hoch in die Luft, wie ſüße Pokale;
Drehen ſie ſchnell im wechſelnden Kreiſe
Nach der Muſik beſchleunigter Weiſe,
Wie der wirbelnde Strom den Kahn,
Wie ein Roſenblatt der Orkan.
Zitternd dröhnt die geſtampfte Diele
Zu der Zigeuner mächtigem Spiele.

Auch die Alten ſind aufgeſprungen,
Als die beliebte „Werbung“ erklungen,
Uralt immer willkommne Klänge,
Nie vergeßne Ahnengeſänge.
Was längſt Aſche ruht in den Grüften,
Tanzte und jauchzte bei dieſen Tönen;
Von den Toten klingt in den Lüften

Freudenvermächtnis den ſpäten Söhnen.
Wie gebannt von den Geiſtern der Alten,
Wollen nichts Neues hören die Bauern;
Und der Zigeuner muß ausdauern,
Darf nicht wechſeln noch innehalten.
Alſo tanzen ſie Stund auf Stunde
Immer zur alten beliebten Weiſe,
Bis die Zigeuner, müd zum Grunde,
Heimlich ſich winken und — ſpielen leiſe.
Doch die Beranſchten merken es nimmer,
Hören des Liedes Vollklang noch immer.
Leiſer und leiſer, bis zur Erſterbung
Hallt und verhallt die luſtige Werbung;
Baß und Flöte, Zimbal und Geigen
Haben ſich ſtille hinaus verloren,
Doch der Muſik und des Weines Toren,
Hören ſie immer noch, ſpringen den Reigen;
Springen ihn, bis der Sonnenſchein
Strahlend bricht durch die Fenſter herein
Und der Wirt rings „Guten Tag!“
Wünſcht mit kräftigem Schulterſchlag. —
Weithin das lachende Märlein fliegt
Von den Toren, die immer noch ſprangen,
Während ſchon längſt, erſchöpft und verſiegt
Ihre Muſik war heimgegangen.

Johannes Ziska

Bilder aus dem Huſſitenkriege

***

I

Ruhig iſt der Wald bei Trocznow
In der abendlichen Stunde,
Alle Wipfel ſind ſo ſtille,
Wie die Wurzeln tief im Grunde.

In Gedanken naht ein Reiter,
Um den Arm den Zaum geſchlungen,
Schlendernd ſenkt den Kopf ſein Rappe
In Gedankendämmerungen.

Plötzlich hält der Reiter inne,
Wie erwacht aus einem Traume,
Schreitet ab und zieht den Degen,
Spricht an einem Eichenbaume:

„Hier an dieſer feſten Eiche
Hat in einer Wetternacht,
Überraſcht von ſcharfen Wehen,
Mutter mich zur Welt gebracht.

Nur der Wald vernahm ihr Kreißen,
Windsbraut war die Hebeamme,
Und ſie goß dem Kinde ſegnend
Übers Haupt die Blitzesflamme.

Für Geschosse mich zu stärken
Und ein hartes Heldenlos,
Schlug der Hagel meiner Mutter
In den schmerzgesprengten Schoß.

Donner war mein erstes Hören,
Sturm mein erster Atemzug;
Als ein rauher Wettersäugling
Nehm ich meinen Heldenflug.

Huß! an dieser festen Eiche
Schwör ich Rache deinem Tod:
Huß! vom Blute deiner Schergen
Wird es bald auf Erden rot.

Huß! so reich aus ihren Adern
Soll das Blut zu Boden laufen,
Daß es hundertmal dir könnte
Löschen deinen Scheiterhaufen.

Huß! vom Brandschutt ihrer Burgen
Soll die Erde schwarz sich färben:
Wo ich einen Priester treffe,
Soll er fallen, soll er sterben.

Rotgebeizt von Raucheswolken
Soll des Himmels Aug sich trüben,
Weil sie durften solchen Frevel
Ihm ins Angesicht verüben.

Mir im Herzen brennt ein Funken,
Huß! von deinem Todesfeuer,
Unauslöschbar; wie der Frevel
Sei die Rache ungeheuer.

Mann des Lichtes, Mann der Freiheit,
Bester, den die Welt getragen,
Schnöd verraten, hingerichtet! —
Mordend will ich um dich klagen.

O wie still die Lüfte Böhmens
Horchen meinem Racheschwören,
Und die vaterländschen Blätter
Wollen mein Gelübde hören.

Leib und Seele will ich brauchen,
Schwert und Flammen und Geschoß,
Bis ich sterbe — hör es, Böhmen!
Stille! stampfe nicht, mein Roß!"

2

Frühling, schönster Held auf Erden!
Wonniglich sind deine Kriege
Gegen starre Todesmächte,
Wie holdselig deine Siege!

Sieh, dort kommt ein Held, ein rauher,
Deinem Walde zugeritten,
Freudig tanzt der Staub zum Himmel
Über seines Rosses Tritten.

Heiße festlich ihn willkommen,
Lenz, in deinen grünen Hallen,
Laß ihm deine reinste Quelle
Huldigend zu Füßen fallen;

Sprenge Duft aus Blumenkelchen,
Rühre deine süßen Flöten
Und entzünde Freudenfackeln,
Pappeln an den Abendröten;

Bette Moos für seine Mannen,
Tränk und füttre seine Rosse;
Denn der Held, den du bewirtest,
Frühling, ist dein Stammgenosse. —

In die Buche holden Namen
Ritzte hier verliebtes Härmen,
Daß ihn Blütenhauche küssen
Und die Vöglein ihn umschwärmen;

Ziska will den Namen „Freiheit",
Der sein Herz zu Taten schwellt,
Tief mit seinem Heldendegen
Schneiden in das Mark der Welt.

Seine Brautfahrt gilt der Freiheit,
Rache ist die starre Rüstung,
Die er trägt auf seinem Gange,
Seine Werbung heißt Verwüstung.

Ziska bringt als Morgengabe
Seinen Leichenschatz ihr dar,
Hussens Schatten sei der Priester,
Flammen bauen den Altar.

Frühling, sieh, von seinem Rappen
Hat der Wilde sich geschwungen,
Und er sucht ein kurzes Schlummern
In des Waldes Dämmerungen.

Seine Krieger rings am Boden
Haben sich um ihn gelagert,
Gierig weiden schon die Rosse,
Müd, vom Schlachtenritt gemagert.

Mahlzeit halten die Huſſiten
Fröhlich in der Abendkühle,
Es verſinken ihre Panzer
In des Mooſes weiche Pfühle.

Vögel ſingen durch die Schatten,
Locken Schlummer auf die Wimpern,
Und melodiſch ſäuſelnd, rauſchend,
Im Gezweig die Lüfte klimpern.

Ziskas Auge blicket ſchläfrig
Durchs Entſpinnen eines Traumes
Nach dem abendroten Stamme
Dort des alten Eichenbaumes;

Zweifelnd miſchen Aug und Seele
Ihren Blick in eins zuſammen:
Iſts die Sonne? iſts ein Blutſtrom?
Steht dort eine Burg in Flammen?

Und womit ihm Maienlüfte
Überſtreuen Bart und Locken,
Weiß er nicht mehr im Entſchlummern,
Ob es Blüten, Aſchenflocken?

Mann und Roß hier, ſchlummernd, weidend,
Lenz, erquicke ſie und ſtärke
Sie zur heißen Heldenarbeit,
Zu dem blutgen Frühlingswerke.

Lenz, wie dich und deine Wonnen
Stürme zur Nachtgleiche melden,
Hat dein Bruder Geiſtesfrühling
Sich vorausgeſandt den Helden.

Ziska iſt erwacht; es duften,
Klingen rings um ihn die Schatten,
Gleich als wollten ſie des Helden
Zorn in weicher Luſt beſtatten;

Doch zum Aufbruch ſchon gerüſtet,
Weckt er, ſtoßend in ſein Horn,
Aus des holden Lenzes Armen
Seine Krieger, ſeinen Zorn.

3

Wer zum heilgen Kampf berufen,
Iſt glückſelig dann zu preiſen,
Wenn vor ſich er ſeinen Feind hat,
Draufzuſchlagen mit dem Eiſen;

Wer nicht ſtreitet nur mit Worten,
Die er zweifelnd muß vertrauen
Windeslaunen, Wetterlaunen;
Wer da weiß, wohin zu hauen.

Ziska, wildbeherzter Böhme!
Schwinge fröhlich Lanz und Keule!
Bürgen ſind dir deines Wirkens
Ströme Bluts und Sterbgeheule. —

Wieder hat er, Tod vergendend,
Einen Tag hindurch geſchlagen,
Möchte in der Nacht und Kühle
Weiter fechten mit Behagen.

Vorwärts treibt er ſeine Scharen
Auf den nachtverhüllten Pfaden,
Um der Freiheit, ſeinem Liebchen,
Aufzuſpielen Serenaden

Mit der Feldschlacht, seiner Orgel,
Die er weiß so stark zu greifen;
Pfaffenvolk und Fürstenknechte
Sind die gellen Orgelpfeifen.

Doch es dunkelt tiefer immer
Ein Gewitter in die Schlucht,
Nur zuweilen übers Tal weg
Setzt ein Blitz in wilder Flucht.

Hemmend lagert sich das Dunkel
Um die Wagenburg, die Rosse,
Die Geschirr im Winde rasseln
Und die Bündel der Geschosse.

Ziska spricht: „O wie so flüchtig
Dieser schöne Blitz entfährt!
Könnt ich doch hier an die Tanne
Nageln ihn mit meinem Schwert!

Daß ich Gottes Welt befreie,
Zahle heim die Racheschuld,
Brüder, könnt euch doch das Feuer
Leuchten meiner Ungeduld!“ —

Ha! ein Blitz, ein sonnenheller!
Herrlich strahlen aus der Nacht
Der Hussiten Schreckgestalten,
Ziskas Herz in Freude lacht.

Donner rollen, fern verhallend,
Aus des Himmels tiefster Brust,
Dem Gewitter lauscht der Feldherr,
Nachtgebannt, mit Neideslust:

„Könnt ich fliegen wie die Wolken,
Nachts in ungehemmter Eile!
Könnt ich auf verschanzte Sünder
Schießen meine Todeskeile!“ —

Festgekoppelt stehn die Rosse,
Stampfend im Gewitterregen,
Manche Streiter, schlachtermüdet,
Schnarchen unter ihren Wägen;

Andre lagernd im Gebüsche
Singen Taboritenchöre;
Ziska harrt des Morgengrauens
Unter einer alten Föhre.

4

In des Donners Klängen lauschet
Ziska der verwandten Seele,
Als ein Mann ihm naht behutsam,
Sprechend aus gedämpfter Kehle:

„Welche Wonne muß durchs große
Herz dem Donnergotte wallen,
Wenn er läßt die starke Stimme
Jauchzend durch die Lüfte schallen!

Welche Wonne in der Feldschlacht
Glüht durchs edle Heldenmark
Einem Mann wie du, o Ziska,
Der so haßt und ist so stark!

Aber süßre Wonne gibt es,
Als sie wird dem Helden kund,
Der, wie Wetter kalte Schloßen,
Leichen hagelt auf den Grund:

Süßre Wonne, Liebeswonne;
Hat dein Herz ihr nie geſchlagen,
Als du einſt am Königshofe
Lebteſt in beglückten Tagen?

Königin Sophia ſandte
Mich zu dir und deinem Grimme,
Daß ich in der Bruſt dir wecke
Eine holde Friedensſtimme:

Königin Sophia ſendet
Einen Gruß dir und die Kunde:
Iſabella, die du liebteſt,
Trauert ſich um dich zugrunde.

Als ich ſcheidend ſtieg zu Roſſe,
Sah ich noch die Edeldame
Senkend ihr gebleichtes Antlitz,
Still verzehrt von Liebesgrame.

Eilend ſpornt ich meinen Renner,
Denn die ſchönſte Frau indeſſen
Welket raſch und unaufhaltſam,
Stirbt, wenn du ſie haſt vergeſſen.

Kehre heim, dir iſt vergeben;
Laß des Glaubens wilde Streiter,
Nimm der Liebe ſichern Himmel,
Denn dir winkt vielleicht kein zweiter."

Alſo flüſternd ſprach der Bote,
Scheu ſich ſchmiegend an die Föhre:
Ihm entgegnet Ziska leiſe,
Daß es kein Huſſite höre:

„O sie sterbe! als das reinste
Opfer sei sie hingegeben
Für die Freiheit, der ich opfre
Jede Freude, all mein Leben.

Isabella, Stern der Liebe,
Sinke! — meinem Pfade muß
Leuchten nur des Zornes Fackel; —
Bring ihr meinen letzten Gruß!

Doch nun raffe dich von hinnen,
Eile, Bote, und entweiche,
Weil du nanntest einen Namen,
Der dich schützt vor meinem Streiche!“

5

Gerne sehn wir schöne Spiegel
Im Gemache schöner Frauen;
Möge froh ihr holdes Antlitz
Ihnen draus entgegenschauen!

Hat ja selbst Natur, die ernste,
Nichts so schön gemacht auf Erden,
Wie den Spiegel, drin sie anschaut
Ihre Züge und Gebärden.

Sie betrachtet durch des reinen
Menschenauges Zauberspiegel
Ihrer Züge schöne Rätsel,
Wie ein lächelnd Gottessiegel.

Rings hinaus in alle Weiten
Ist das Weltmeer hingegossen,
Doch ein Ozean der Tiefe
Ist das Auge, eng umschlossen.

Welten ſchwimmen auf den Fluten
Dieſes Meers an uns heran,
In den ewgen Geiſt hinunter
Reicht der ſtille Ozean.

Lieben kann ich Ungeſchautes,
Klang es hold mir; doch anbeten
Werd ich nur, was ſchön und göttlich
Vor das Auge mir getreten.

Schauen iſt die höchſte Wonne;
Wehe, wer das Licht verloren!
Jedes Glück iſt ſeinem Dunkel
Wie ein Grüßen vor den Toren;

Jeder Schmerz wird doppelt heftig
In der Bruſt dem Blinden ſchlagen,
Weil die Mächte ihm des Lebens
Jeden ſtillen Troſt verſagen.

Weinen hört er die Entrückten,
Lachen hört er ſie beklommen,
Doch der Wehmut ſtilles Lächeln
Und ihr Troſt iſt ihm genommen.

Tiefer ſtürzt der Schmerz beim Anruf
Gleich dem Hirſche, dem erſchrocknen,
In die Wildnis; doch das ſtumme
Lächeln kann das Auge trocknen.

Ziska hat gen Rabys Mauern
Seines Heeres Sturm gewendet,
Als ein Pfeil ihm auch das zweite
Auge trifft, er iſt geblendet.

Tiefer wird er nun betrauern
Huſſens Tod, des edlen Helden,
Heißer, wilder, ſchreckenvoller
Wird ſein Zorn der Welt ſich melden.

6

Ragend ſteht der blinde Führer
Ziska dort auf ſeinem Wagen,
Mit der Donnerſtimme herrſchend,
Wie die heiße Schlacht zu ſchlagen.

Steht ein Hauptmann ihm zur Linken
Und ein andrer ihm zur Rechten,
Schildern ihm den Ort getreulich,
Wo es gilt, den Kampf zu fechten.

Lager, Zahl und Zug der Feinde
Melden ſie, daß er befehle;
Alles ſchaut er klar im Strahle
Seiner lichten Feldherrnſeele.

In den Tagen, eh der Pfeilſchuß
Ihm geraubt das Augenlicht,
Blickt' er ſcharf dem Vaterlande
Ins geliebte Angeſicht;

All die Wälder, Ström und Buchten,
Talgewind' und Bergesrücken
Eilt' er damals, dem Gedächtnis
Unauslöſchlich einzudrücken.

Und der Genius der Rache
Weiß im Finſtern zu erſpähen
Jedes Grundſtück, wo am beſten
Feindesleichen hinzuſäen.

Dunkelt auch um Ziskas Körper
Tiefe, schimmerlose Nacht,
Gängelt er doch mit dem Geiste
Leicht sein wildes Kind, die Schlacht.

Hüben lenkt die Nacht des Leibes,
Drüben Geistesnacht die Krieger;
Noch in keiner Schlacht bezwungen,
Bleibt auch heute Ziska Sieger.

Ha! wie lauscht dem Kampf der Blinde!
Er erkennt im Sturm der Luft
Jede Waffe an der Stimme,
Wie herbei den Tod sie ruft.

Wildharmonisch seinem Ohre
Rauscht das Ringen zweier Heere,
Waffen, Schlachtruf, Ziskas Leiblied,
Und im Hinsturz Mann und Mähre.

Freudig hört er, wie die Knechte
Sigismunds hinüberfahren,
All die sächsischen Geschwader
Samt den ungrischen Husaren.

Und dem wilden blinden Ziska
Geht im Heldenrausch der Ohren
Doch die klare Feldherrnruhe
Seines Geistes nie verloren.

7

Durstig zieht die Karawane
Durch die Wüste, sucht die Quelle:
Horch! da rauscht auf grüner Matte
Die ersehnte, frische, helle!

Nach dem süßen Brunnenklange
Stürzen alle froh und eilig,
Doch sie sollen hier nicht trinken,
Denn es ist der Brunnen heilig.

Auserwählte Männer nahmen
Die Oase sich zu eigen,
Niemand sonst, wie heiß er schmachte,
Darf zum Quell die Lippen neigen.

Wächter stehen vor der Quelle
Reichen, gottvergoßnen Wonnen;
Doch der Wüstendurst ist mächtig,
Schwerter klirren um den Bronnen.

Und mit kampferhöhtem Durste
Stürzen an den Quell die Sieger,
Und sie trinken gierig, hastig,
Wie das Blut der heiße Tiger.

Mancher, schon vom Schwert getroffen,
Schlürft noch einen vollen Zug,
Um die Seele zu erfrischen
Auf den weiten Scheideflug.

Tigerhaft gereizten Durstes
Schmachten Ziskas Kampfgenossen
Nach dem Kelch des Abendmahles,
Den die Priester streng verschlossen.

Furchtbar rufen sie den Priestern:
„Habt ihr Christi Werk auf Erden,
Uns das Sakrament verstümmelt,
Sollt ihr selbst verstümmelt werden!“

Jauchzend ſchwingen ſie die Kelche
Nach der Schlacht auf offner Wieſe,
Mancher ſterbend riecht im Weine
Blumen ſchon vom Paradieſe.

Mit dem Blut des Liebevollſten
Will des Haſſes Glut ſich laben;
Drüben aber werden Tote
Von Verſtümmelten begraben.

Wenn der lang und ſchwer Bedrückte
Freiheit ſucht, ſo haßt der Wilde
Und zerbricht, wie andre Schranken,
Auch des eignen Herzens Milde.

8

O wie ward der Tod ein andrer,
Als die Griechen ihn geſchildert!
Aus dem milden Götterboten
Iſt zum Schreckbild er verwildert.

Als ein Genius, der die Reiſe
Sterblichen verkünden ſoll,
Seine Hand zur Wange haltend
Stand der Tod gedankenvoll;

Oder zeigte, mildſymboliſch,
Daß die Erdenluſt zu Ende,
Löſchend die geſtürzte Fackel,
Kreuzt' er drüber ſeine Hände.

Leiſe trat ſein Fuß die Pſyche;
Wie der Freund dem Freund ein Zeichen
Leiſe gibt, vom Feſtgelage
Ohne Störung fortzuſchleichen.

Schlaf und Tod als Zwillingsbrüder
Standen oft auf einem Bilde;
Beiden, ach, so weit Verschiednen
Gleiche Bildung gab die Milde.

Zweifelhaft erschien der Genius,
Fragen sollte der Beschauer:
Ists der Schlaf und die Erholung?
Ists das Sterben und die Trauer?

Nur zuweilen ward gesondert,
Und das herbre Bildnis trug,
Daß der Blick den Tod erkenne,
Falter, Kranz und Aschenkrug.

Dort den Charon sieht der Grieche
Noch in späten, rauhern Zeiten
Mit der dunkeln Schar der Seinen
Über das Gebirge reiten;

Ihm voraus die Jungen wandern,
Alte kommen nachgeschlichen;
Und gereiht am Sattel sitzen
Zarte Kinder, frühverblichen. —

Heiter kam er noch als Fiedler,
Sein Gesinde trat den Reigen,
Und zu Lust und Tanz von hinnen
Rief sein Pfeifen, helles Geigen. — —

Thanatos, ach, ward ein Krieger,
Auf die Opfer Speere schwingend;
Ein Athlet, auf glattem Boden
Jeden Helden niederringend;

Thanatos, der edle Genius,
Iſt zum Senſenmann verbauert,
Mäht den Menſchen, einen Grashalm,
Der zur Erde niederſchauert.

Fiſcher, mit dem leiſen Köder,
Angelt er im Meer der Luft;
Legt uns Schlingen als ein Vogler,
Der mit falſchen Stimmen ruft.

Nur noch feindlich naht der Wilde,
Drohend, ins Verderben lockend,
Auch dem Menſchen wie ein Kobold,
Irrwiſch auf dem Halſe hockend.

Gräßlich naht uns mit der Senſe,
Schreck- und Vorbild, das Gerippe;
Für ein mildes Lächeln hat es
Keine Wange, keine Lippe. —

So in wechſelnden Geſtalten
Macht der Tod die Erdenrunde;
Heute aber geht im Heere
Sigismunds die Schreckenskunde:

„Weil den Ziska, ſchlachtermüdet,
Leichter Schlummer überkommen,
Hat der Tod, ihn zu erſetzen,
Seine Rüſtung umgenommen;

Denn unwiderſtehlich jeden,
Der ihm naht im Schlachtgebraus,
Winkt der ſchwarze Helmbuſch Ziskas
In die ewge Nacht hinaus.“

9

Finſter ſitzt, abſeit vom Heere,
Ein Huſſit im Walde dort,
Einſam in des Baches Rauſchen
Murmelt er ſein Trauerwort.

Waſchend in der Flut die Waffen,
Ruft er: „Heule, Bächlein, heule!
Ziska liegt im Zelte ſterbend,
Schwingt nicht Lanze mehr, noch Keule!

Ziska liegt in ſeinem Zelte,
Sterbend liegt er auf dem Grunde;
Doch es iſt kein Weibgeborner,
Der ihm ſchlug die Todeswunde.

Ha! wie kamen ſie geritten,
Einen Kampf mit ihm zu wagen,
Hoch auf ſchwarzen, weißen Roſſen;
Alle hat er ſie erſchlagen.

Ja, der Tod, der andre Männer
Niederſchmettert und zerſchellt,
Hat dem Ziska, dem Gewaltgen,
Feig und tückiſch nachgeſtellt.

Heule, Bächlein, heult ihr Wälder,
Aller Welt den Schmerz zu melden,
Böhmen und der ganze Erdkreis
Sind verwaiſt des größten Helden.“ —

Ziska tröſtet die Betrübten,
Die an ſeinem Lager trauern:
„Brüder, heute werd ich ſterben;
Doch die Taten werden dauern.

Denn es wird in ſpäten Tagen
Unſern Leid- und Kampfgenoſſen
Stärkend aus Huſſitengräbern
Troſt und grüner Mut entſproſſen.

Darum ſollt ihr meinem Tode
Stark, nicht trüb und weich erſcheinen;
Habt ihr nicht gelernt von Ziska,
Keinen Toten zu beweinen?

Seid gehorſam, wackre Brüder,
Meinem letzten Tagsbefehle:
Nehmt mein Sterben, nehmt mein Scheiden
Hin mit heitrer Kriegerſeele.

Hochzeit iſt in dieſem Zelte,
Mit der Peſt bin ich getraut;
Furchtbar war Johannes Ziska,
Furchtbar auch iſt ſeine Braut.

Mit der Rache heißen Träumen
Hat kein Weib mein Bett geteilt,
Sie allein, von deren Kuſſe
Nimmer wird mein Herz geheilt.

Daß ein Teil von mir noch immer
In der Schlacht den Mut euch wecke,
Spannet luſtig auf die Trommel
Meines Leibes kalte Decke.

Ha! ſchon hör ich Schlachten brauſen;
Fliehend geben ſie die Sporen,
Da den Feinden mein Vermächtnis
Schrecken trommelt in die Ohren."

Alſo ſprach er, wieder ſinkt er
In den Traum der Fieberhitze,
Tummelt mitten in der Feldſchlacht
Seine Keul und Lanzenſpitze.

Alle, die ſein Arm getötet,
Tötet er im neuen Strauß,
Alle, die ſchon längſt im Grabe,
Müſſen noch einmal heraus.

Ja! heraus! heraus! Huſaren!
Panzerdicke deutſche Reiter!
Ziska kolbt euch eure Tage
Kürzer und die Köpfe breiter.

Reichen Schnee zur Erde nieder
Ließ der Himmel Böhmens fallen,
Daß der Feinde Blut in grellem
Abſtich möge drüber wallen.

Ziska bohrt die Lanzenſpitze
Tief den Feinden ins Gedärme,
Daß vom Froſt des harten Winters
Sich das Eiſen gütlich wärme.

Der beglückte Wahn des Traumes
Gab ihm ſeine Augen wieder,
All die Pfaffen, Fürſtenknechte
Schaut er klar und haut ſie nieder.

Alſo träumt er, alſo kämpft er,
Bis die letzte Kraft geſchwunden,
In der Schlacht ein Held verſcheidend,
Unverſehrt, unüberwunden.

***

Waldlieder

I

Am Kirchhof dort bin ich geſtanden,
Wo unten ſtill das Rätſel modert
Und auf den Grabesroſen lodert;
Es blüht die Welt in Todesbanden.

Dort lächelt auf die Gräber nieder
Mit himmliſch duldender Gebärde
Vom Kreuz das höchſte Bild der Erde;
Ein Vogel drauf, ſang ſeine Lieder.

Doch kaum daß ſie geklungen hatten,
Flog ſcheu zum Wald zurück der Wilde;
Ich ſang, wie er, ein Lied dem Bilde
Und kehrte heim in meine Schatten.

Natur! will dir ans Herz mich legen!
Verzeih, daß ich dich konnte meiden,
Daß Heilung ich geſucht für Leiden,
Die du mir gabſt zum herben Segen.

In deinen Waldesfinſterniſſen
Hab ich von mancher tiefen Ritze,
Durch die mir leuchten deine Blitze,
Den trüglichen Verband geriſſen.

2

Die Vögel fliehn geſchwind
Zum Neſt im Wetterhauche,
Doch ſchleudert ſie der Wind
Weitab von ihrem Strauche.

Das Wild mit banger Haſt
Iſt ins Gebüſch verkrochen;
Manch grünend friſcher Aſt
Stürzt nieder, ſturmgebrochen.

Das Heer der Wolken ſchweift
Mit roten Blitzesfahnen,
Aufſpielend wirbelt, pfeift
Die Bande von Orkanen.

Das Bächlein, ſonſt ſo mild,
Iſt außer ſich geraten,
Springt auf an Bäumen wild,
Verwüſtend in die Saaten.

Der Donner bricht herein,
Es kracht die Welt in Wettern,
Als wollt am Felsgeſtein
Der Himmel ſich zerſchmettern.

Der Regen brauſt; nun ſchwand
Das Tal in ſeiner Dichte;
Verpfählt hat er das Land
Vor meinem Augenlichte.

Doch mir im Herzensgrund
Iſt Heiterkeit und Stille;
Mir wächſt in ſolcher Stund
Und härtet ſich der Wille.

3

Durch den Hain mit bangem Stoße
Die Gewitterlüfte ſtreichen;
Tropfen ſinken, ſchwere, große,
Auf die Blätter dieſer Eichen.

An ein banges Herzensklopfen
Mahnt mich dieſer Bäume Schwanken,
Mahnt mich an Gewittertropfen,
Die aus lieben Augen ſanken.

Muß ein großer Schmerz in Zähren
Sich entlaſten unaufhaltſam,
Stürzen ihm die großen, ſchweren
Tropfen plötzlich und gewaltſam.

War die Träne noch zu faſſen,
Kam ſie nicht hervorgebrochen,
Denn der Schmerz will ſie nicht laſſen,
Will ſie heißer, herber kochen.

O! es waren heiße, herbe,
Die aus ihren Augen quollen;
Und ich werde, bis ich ſterbe,
Sehen dieſe Tränen rollen.

4

Biſt fremd du eingedrungen,
So fürcht Erinnerungen,
Sie ſtürzen auf Waldwegen
Wie Räuber dir entgegen.

Willſt du im Walde weilen,
Um deine Bruſt zu heilen,
So muß dein Herz verſtehen
Die Stimmen, die dort wehen.

In froher Kinder Kreiſe
Verjüngen ſich die Greiſe,
Und Grambeladne werden
Noch einmal froh auf Erden.

Verjüngender doch wirken
In heimlichen Bezirken,
Im Schoß der Waldesnächte
Natur und ihre Mächte.

Hier quillt die träumeriſche,
Urjugendliche Friſche,
In ahndungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle.

Es rauſchet wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodien.

Im Herzen wird es helle,
Und heim zum ewgen Quelle
Der Jugend darfſt du ſinken,
Dich friſch und ſelig trinken.

Sehnſüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen,
Als ſchöne Braut im Schleier,
Dem Geiſte, ihrem Freier.

Tautropfen auf den Spitzen
Der dunklen Halme blitzen
Wie helle Liebeszähren,
Ein ſüß nach Ihm Begehren.

Sie ſchweigt, in Sehnſucht lauſchend,
Dann plötzlich, freudig rauſchend,
Scheint ſelig ſie zu ſpüren,
Daß er ſie heim wird führen.

All ihre Pulſe beben,
In ihm, in ihm zu leben,
Von ihm dahinzuſinken,
Den Todeskuß zu trinken.

So lauſcht und rauſcht die Seele,
Daß Gott ſich ihr vermähle,
Fühlt ſchon den Odem wehen,
In dem ſie wird vergehen.

5

Wie Merlin
Möcht ich durch die Wälder ziehn;
Was die Stürme wehen,
Was die Donner rollen
Und die Blitze wollen,
Was die Bäume ſprechen,
Wenn ſie brechen,
Möcht ich wie Merlin verſtehen.

Voll Gewitterluſt
Wirft im Sturme hin
Sein Gewand Merlin,
Daß die Lüfte kühlen,
Blitze ihm beſpülen
Seine nackte Bruſt.

Wurzelfäden ſtreckt
Eiche in den Grund,
Unten ſaugt verſteckt
Tauſendfach ihr Mund
Leben aus geheimen Quellen,
Die den Stamm gen Himmel ſchwellen.

Flattern läßt ſein Haar Merlin
In der Sturmnacht her und hin,
Und es ſprühn die feurig falben
Blitze, ihm das Haupt zu ſalben;
Die Natur, die offenbare,
Traulich ſich mit ihm verſchwiſternd,
Tränkt ſein Herz, wenn Blitze kniſternd
Küſſen ſeine ſchwarzen Haare. — —

Das Gewitter iſt vollbracht,
Stille ward die Nacht;
Heiter in die tiefſten Gründe
Iſt der Himmel nach dem Streite;
Wer die Waldesruh verſtünde
Wie Merlin, der Eingeweihte!

Frühlingsnacht! kein Lüftchen weht,
Nicht die ſchwankſten Halme nicken,
Jedes Blatt, von Mondesblicken
Wie bezaubert, ſtille ſteht.

Still die Götter zu beſchleichen
Und die ewigen Geſetze,
In den Schatten hoher Eichen
Wacht der Zaubrer, einſam ſinnend,
Zwiſchen ihre Zweige ſpinnend
Heimliche Gedankennetze.

Stimmen, die den andern ſchweigen,
Jenſeits ihrer Hörbarkeiten,
Hört Merlin vorübergleiten,
Alles rauſcht im vollen Reigen.
Denn die Königin der Elfen
Oder eine kluge Norn
Hält, dem Sinne nachzuhelfen,
Ihm ans Ohr ein Zauberhorn.
Rieſeln hört er, ſpringend ſchäumen
Lebensfluten in den Bäumen;
Vögel ſchlummern auf den Äſten
Nach des Tages Liebesfeſten,
Doch ihr Schlaf iſt auch beglückt;
Lauſchend hört Merlin entzückt
Unter ihrem Bruſtgefieder
Träumen ihre künftgen Lieder.
Klingend ſtrömt des Mondes Licht
Auf die Eich und Hagerоſe,
Und im Kelch der feinſten Mooſe
Tönt das ewige Gedicht.

6

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauſchen eingeſtellt,
Die Vögel ſitzen und träumen
Am Aſte traut geſellt.

Die ferne ſchmächtige Quelle,
Weil alles andre ruht,
Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüſtern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih
Die leisen Erinnerungen
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorüberſterbe,
Iſt alt und allbekannt;
Doch dieſe Wehmut, die herbe,
Hat niemand noch gebannt.

7

Schläfrig hangen die ſonnenmüden Blätter,
Alles ſchweigt im Walde, nur eine Biene
Summt dort an der Blüte mit mattem Eifer;
Sie auch ließ vom ſommerlichen Getöne,
Eingeſchlafen vielleicht im Schoß der Blume.
Hier, noch Frühlings, rauſchte die muntre Quelle;
Still verſiegend iſt in die Luft zergangen
All ihr friſches Geplauder, helles Schimmern.
Traurig kahlt die Stätte, wo einſt ein Quell floß;
Horchen muß ich noch dem gewohnten Rauſchen,
Ich vermiſſe den Bach, wie liebe Grüße,
Die ſonſt fernher kamen, nun ausgeblieben.
Alles ſtill, einſchläfernd, des dichten Mooſes
Sanft nachgiebige Schwellung iſt ſo ruhlich;
Möge hier mich holder Schlummer beſchleichen,
Mir die Schlüſſel zu meinen Schätzen ſtehlen
Und die Waffen entwenden meines Zornes,
Daß die Seele, rings nach außen vergeſſend,
Sich in ihre Tiefen hinein erinnre.
Preiſen will ich den Schlummer, bis er leiſe
Naht in dieſem Dunkel und mir das Aug ſchließt.

Schlaf, du kindlicher Gott, du Gott der Kindheit!
Du Verjünger der Welt, die, dein entbehrend,
Rasch in wenig Stunden wäre gealtert.
Wundertätiger Freund, Erlöser des Herzens!
Rings umstellt und bewacht am hellen Tage
Ist das Herz in der Brust und unzugänglich
Für die leiseren Genien des Lebens,
Denn ihm wandeln voran auf allen Wegen
Die Gedanken, bewaffnet, als Liktoren,
Schreckend und verscheuchend lieblichen Zauber.
Aber in der Stille der Nacht, des Schlummers,
Wacht die Seele heimlich und lauscht wie Hero,
Bis verborgen ihr Gott ihr naht, herüber
Schwimmend durch das wallende Meer der Träume.

Eine Flöte klang mir im Schlaf zuweilen,
Wie ein Gesang der Urwelt, Sehnsucht weckend,
Daß ich süß erschüttert erwacht' in Tränen
Und noch lange hörte den Ruf der Heimat;
Bliebe davon ein Hauch in meinen Liedern!

Schlaf, melodischer Freund, woher die Flöte?
Ist sie ein Ast des Walds, durchhaucht vom Gotte,
Hört ich im Traum des heiligen Pan Syringe?

8

Abend ists, die Wipfel wallen,
Zitternd schon im Purpurscheine,
Hier im lenzergriffnen Haine
Hör ich noch die Liebe schallen.

Kosend schlüpfen durch die Äste
Muntre Vöglein, andre singen,
Rings des Frühlings Schwüre klingen,
Daß die Liebe ist das beste.

Wo die frischen Wellen fließen,
Trinken Vöglein aus der Quelle,
Keins will unerquickt zur Stelle
Seinen Tagesflug beschließen.

Wie ins dunkle Dickicht schweben
Vöglein nach dem Frühlingstage,
Süß befriedigt, ohne Klage,
Möcht ich scheiden aus dem Leben;

Einmal nur, bevor mirs nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschmachtet,

Wie vor Nacht zur Flut sich neigen
Dort des Waldes durstge Sänger;
Gern dann schlaf ich, tiefer, länger,
Als die Vöglein in den Zweigen.

9

Rings ein Verstummen, ein Entfärben;
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln;
Ich liebe dieses milde Sterben.

Von hinnen geht die stille Reise,
Die Zeit der Liebe ist verklungen,
Die Vögel haben ausgesungen,
Und dürre Blätter sinken leise.

Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen stets, die müden.

In dieses Waldes leisem Rauschen
Ist mir, als hör ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlichstill vergnügtes Tauschen.

Sechstes Buch

Nachlaß und Nachlese

Erſte Gedichte

***

Glückwunſch

welchen Nickolaus Nimbſch. Seiner Schätzbarſten Mutter zu dem Neuen Jahre Gewidmet hat Anno 1814.

Jtzt näherte ſich uns das neue Jahr,
Jn welchen ich meinen Dank bring dar,
Vor all' Jhre Wohltaten, O geliebten
Eltern, an mir den vorigen ausgeübten.
Jch Wünſche Jhnen Glück und langes Leben
Und bitte Gott damit er dieſes möchte geben
Jch empfele mich der Mütterlichen Huld in der Noth,
Und bleib Jhr gehorſamſter Sohn bis in Todt.

Jn einer Sommernacht geſungen

Sei mir gegrüßet, o Nacht, du Freundin ſtiller Betrachtung!
Sei der erwachten Natur erhabnem Genuſſe geheiligt!
Hoch auf luftigen Pfaden im weiten Himmelsgefilde
Wandelt der Mond und beſcheinet die Flur, die vom Walde begrenzt wird,
Der mich ſchweigend empfängt, und hebet die nächtliche Feier.
Tiefe Stille ringsum — nur einſame Laute vernehm ich,
Die wie Töne des Traums dem ſchlummernden Walde entſchweben,
Und mit rührender Macht, als wären es Sprecher des Himmels,

In die Seele mir dringen und wecken die schlummernde Gottheit.
Nacht! du enthebest das Herz der Macht betörender Lüste,
Und mit Zaubergewalt entstreifst du dem Auge die Binde,
Von der Leidenschaft um ihren Vasallen geschlungen.
Einem entheiligten Tempel gleichet die sündige Seele,
Der den Götzen geweiht, gefüllet mit Bildern des Wahns ist;
Doch dein Ernst, o Nacht! erreget des weiseren Lebens
Kräftigen Keim, das Denken ans letzte Verstummen des Menschen;
Denn vom bewegten Gemüt wird jede Erscheinung gedeutet.
Plötzlich birgt nun der Mond sich hinter die schleierne Wolke,
Dämmerungslicht verbreitend über die waldige Gegend,
Gleich dem Lichte Vernunft; auch dies wird vom Schleier gedunkelt,
Der den himmlischen Gast der irdischen Hülle verwahret.
Weiter verfolg ich den Weg, den gefallene Blüten bedecken.
Lange nicht währet die Blüte, es sinkt das schöne Gebilde,
Wenns den ätherischen Duft in die wogenden Lüft verhaucht hat.
Wie die Blüte des Baums muß sinken die Blüte der Schöpfung,
Sinken der Mensch; — doch gleicht er in allem der Blüte, und wird die
Menschliche Seele dereinst der Blüte verwebetem Hauch gleich?
Oder lebet sie fort und lebt, ohne je zu vergehen,
Immer sich weitend und inniger immer die Gottheit erfassend?
Seligster aller Gedanken! vielleicht gedacht auch vom Ewgen
Und geweckt in mir durch seinen empfindbaren Abdruck,
Durch die Natur! Doch jetzt hemmt liebliche Störung den Fortgang
Meiner Betrachtung, es ist das schmelzende Lied Philomelens.
Der begeisterte Vogel feiert nun jubelnd sein Dasein.
Wie mich der Strom melodischer Töne süß zwingend dahinreißt,
Wiegend die horchende Seel im Wechselschwunge des Wohlklangs.

Heil dir, herrlicher Sänger! als Schöpfungsgenosse verwandt mir,
Wie ein jegliches Wesen der großen Verbrüderung Mitglied!
(Schöne Ansicht der Dinge, sie knüpfet mit liebendem Bande
Uns an die Welt und ist die Mutter beständiger Freuden.)

An Mathilde

Schon verrauscht der Tag, und des Abends sanftere Seele
Fließt wie süße Musik sänftigend uns in die Brust.
Horch, Mathilde, wie leise der West durch Blüten dahinscherzt,
Leiser noch weht sein Hauch, kost er um deine Gestalt.
Sieh die Biene, sie wandelt von Blume zu Blume geschäftig,
Süße Bereicherung lockt weiter die summende stets;
Also wandelt die Seele dereinst von Blume zu Blume,
Welche zum strahlenden Kranz sich der Unendliche wand:
Also wandelt sie einst von Welten weiter zu Welten,
Näher dem liebenden Gott, liebender, göttlicher stets.
Aber die Wechselgestalten des Lebens, sie teilen nicht alle
Gleich der Unsterblichkeit Los, wenn uns der Ewige winkt;
Nur das Schönste des Lebens, worin der Himmel uns kund wird,
Nimmt die Seele mit fort, schwingt sie den Sternen sich zu.
Doch die trüben Gestalten verhüllt Nacht, ewige Nacht dann.
Heil der Stunde, die selbst dann noch uns wonnig umstrahlt!
O Mathilde, dein Auge voll himmlischer, tiefer Bedeutung,
Blickt mir ins Auge so ernst, und so entzückend zugleich,
Daß die Seele mir bebt, o Geliebte! ahnet dir etwa,
Daß auch diesen Moment hüllen nicht werde die Nacht?

Rezept

Rp. Von diesem romantischen Unsinn alle Stund 2 Eßlöffel voll

Gleichwie des Frühlings Sonnenblick
Den Busen der Natur durchglüht,
Dem neues Leben nun entblüht,
So traf auch mich dein Engelblick.
Er krönet all die stillen Stunden,
In denen ich dem Ideal gelebt;
Denn nun hat sich das Zauberbild gefunden,
Dem Wesen selbst die Brust entgegenbebt.

Wenn mich des Waldes düstre Nacht umschlingt,
Wo Zephir seufzend durch Gebüsche schleicht,
Wo sich die Seel ins Land der Träume schwingt
Und kaltes Denken der Empfindung weicht:
Da schwebt dein Bild vor meinen trunknen Blicken,
Und ich verliere mich in himmlisches Entzücken.

Erinnerung

Selige Stunde! Da mir meine Bertha
Mächtig ergriffen von der Liebe Sehnen
An den bewegten, ihr allein geweihten
Busen gesunken.

Nächtliche Stille lag auf Flur und Hain, es
Ruhten die Weste, um die leisen Seufzer
Nicht zu verwehn, dem Pochen unsrer Herzen
Lauschten die Sterne.

Glühende Küsse bebten durch die Seele,
Innig umschlungen hielt ich dich, Geliebte!
Göttliche Bertha! Zierde meines Lebens!
Selige Stunde!

Das Rosenmädchen

1

Ein Mädchen zart und engelrein
Erzog mit liebenden Sorgen
Sich Rosen, doch nur sich allein,
Denn tief im Haine verborgen,
Wo in der Quelle rauschenden Fall
Sich mengen die Lieder der Nachtigall,
Lag sanft erhöht
Das Rosenbeet.

2

Da stand das Mädchen unschuldsvoll
Und schaut' mit Wonne die Blüten;
Und höher ihr der Busen schwoll,
Die Augen heller ihr glühten.
So sah ich das liebliche Mädchen dort,
Doch ewig blühen die Rosen nicht fort.
Des Mädchens Freud
Währt' kurze Zeit.

3

Und als die Rosen nicht mehr blühn
Und nimmer flötet die Nachtigall,
War auch des Mädchens Lust dahin —
Sie stand am murmelnden Wasserfall,
Sie stand — von säuselnden Lüften umweht,
Und dachte mit Wehmut: daß alles vergeht,
Das Auge naß,
Die Wange blaß.

4

Da naht ich freundlich ihr und sprach:
„Die Rose sinket wohl nieder,
Doch weine nicht der welken nach,
Es kehrt der Frühling ja wieder;
Und wie im Frühling das Leben erwacht,
So folgt auf des Grames düstere Nacht
Mit Sonnenblick
Das beßre Glück.“

Trias harmonica

Drei Seelen hab ich offenbar,
Denn eine kann drei Dinge nicht
Zugleich vollbringen, wie sogar
Der weise Psychologe spricht.

Die eine hängt voll Liebesglut
An schönen Munds Korallenrand;
Die andre schwimmt auf Weinesflut
Hinüber an den Götterstrand;

Die dritt in freudigem Tumult
Braust ihre Dithyramben laut
Und schleudert ihren Katapult
Ans kalte Herz, metallverbaut.

So gehts, bis an den Bettelstab
Sie ihren Wirt, den Leib, gezehrt;
Bis jubilierend dann hinab
Die tolle Drei zur Hölle fährt.

Abendbild

Schon zerfließt das ferne Gebirg mit Wolken
In ein Meer; den Wogen entsteigt der Mond, er
Grüßt die Flur, entgegen ihm grüßt das schönste
Lied Philomelens.

Aus dem Blütenstrauche, der um das Plätzchen
Zarter Liebe heimlichend sich verschlinget:
Mirzi horcht am Busen des Jünglings ihrem
Zaubergeflöte.

Dort am Hügel weiden die Schafe beider
Traulichen Gemenges in einer Herde,
Ihre Glöcklein stimmen so lieblich ein zu
Frohen Akkorden.

An einen Tyrannen

Tyrann! des Blutes, welches in Schlachten du
Vergossen kalt, das rauchte vom Henkerbeil,
Das, deinen Qualen zu entrinnen,
Strömte dein Sklave mit eigner Hand hin:

Des Blutes soll ein jeglicher Tropfen einst
Vor deinem Aug in strafender Ewigkeit
Aufschäumen, schwellen zum Vulkane,
Der von den Seligen streng dich scheidet!

Erwacht dann Sehnsucht heiß in der Seele dir
Hinüber in die Täler Elysiums,
Willst überklimmen du die Höhn, dann
Schleudren sie dich in die Tiefe donnernd!

Entgegen gleiße deinem entsetzten Blick
Ein Schneegebirg von Menschengebeinen, hoch;
Darüber bleich und unbeweglich
Starre des Mondes bekümmert Antlitz.

Dann stocke, schweige jenes Gebirg des Bluts,
Herüberklinge deinem verlaßnen Ohr
Das Wonnelied der Auserwählten,
Säuselnd, unendliche Sehnsucht weckend.

Doch plötzlich störe Kettengerassel dich,
Und Sterbgewinsel, das durch die Lüfte klagt,
Und heulend rolle dir die Windsbraut
Schädellawinen vor deine Füße!

König und Dichter

Stolz flammt ein König dort auf erhabnem Thron,
Befehl den Völkern winkt in die Fernen er,
Denn scheu vor ihm zurück stets weiter
Weichen die Grenzen des Reichs, und weiter.

Zum nahen Flug jetzt lüftet der schnelle Tod
Den Fittig, und — was flammte, das glimmt nur mehr:
Er rauscht heran — sein starker Flügel
Fächelt vom Throne herab die Asche. —

Dort singt ein Sänger hohe Begeisterung:
Die Welle horcht, Wald, Täler und Berge, selbst
Die Götter horchen, seliger, und
Sehnen vom hohen Olymp herab sich. —

Du winkst, o Tod; — er schweigt: der erstarrten Hand
Entsinkt die Leier; doch im Triumphe führt
Die Ewigkeit sein Lied davon, das
Zürnend die Stärkere dir entrissen.

An Seneca

Durchs enge Tal nachts irret ein Wanderer;
Dumpf brauſt der Waldſtrom, drängt an die Klippenwand
Den Pfad, der mühſam durch Geſträuch und
Bodenentragende Wurzeln fortkriecht.

Der laute Sturmwind kämpft mit dem Föhrenwald;
Der Felſenſohn trotzt ſeiner Gewalt: nun ſtürzt
Zornſchnaubend ſich der Rückgeworfne
In das Getümmel des Wogenkampfes.

Erſtorben ſind am Himmel die Lichter rings,
Der Sturm entfacht auf ſeltne Momente nur
Der Aſche des Gewölkes einen
Funken, der ſpärlich hermiterdämmert.

Die Nacht iſt wild, mit wachſender Macht empört
Sturm ſich und Strom! der Wanderer bebt, und weilt,
Und zaget vorwärts, zu verſchlingen
Droht ihn der ſchwellenden Wogen Andrang.

Wie ſehnt ins Heimatland ſich die Seele dir!
Wie ſucht dein Aug, o Wandrer, den lieben Mond!
Er bricht hervor dort und beleuchtet
Freundlich dir, eile! des Tales Ausgang!

So leuchte mir, wenn Stürme den Lebenspfad
Begraben einſt in finſtere Nacht, dein Strahl,
O Seneca, geleite freundlich
Mich ins elyſiſche Feld hinüber!

Bettlers Klage

Bin einsam, schwach und alt,
Mich hüllen Lumpen ein,
Wie bläst der Wind so kalt,
Geht mir durch Mark und Bein.

Ich bettle vor der Tür,
Und hab ich lang gefleht,
So tönt es oft herfür:
„In Gottes Namen geht!"

Da fährt durchs hohe Tor
Ein Herr, — der Rosse Huf
Verstampfet seinem Ohr
Des Bettelmannes Ruf.

Die Dame wend't den Blick
Voll Ekel von mir; ach,
Mein schreckliches Geschick
Fühl ich dann siebenfach!

In der Nacht

Alles schläft, und übers Gefild der Ruhe
Wandelt leisen Schrittes dahin des Lebens
Genius; sanft schimmert vom Weltendom die
Lampe des Mondes.

Sieh! den ernsten Zügen des Gotts entringet
Holdes Lächeln sich, denn er sieht die Lieben
In des Schlafes süßer Umarmung ihrer
Qualen vergessen.

Hüll in deine Schatten mich tief, geliebte
Linde, daß die kummergebleichte Wange
Und die bange Träne sein holdes Lächeln
Nimmer verscheuche!

Ach, schon dreimal sank dir die Blüt, o Linde,
Seit der Stunde, wo das Gespräch der Freunde
Von Unsterblichkeit du beherchtest, und ein
Sanftes Gesäusel

Durch dein mondversilbertes Laub uns Hoffnung
In die Seele goß, daß wir einst uns wieder
Finden: — dreimal welkte der Halm am Grabe
Meines Geliebten!

Bruchstück einer Ode

Der Stadt Getös ward banges Gemurmel, und
Es schlagen mattern Schlages die Pulse nun
Des vielgeschäftgen Lebens, — schrecklich
Hallt noch im Ohre das Donnerwort ihr. —

Klagt, Glocken, klagt! Der Herrliche sank! mit ihm
Das große Werk des Brüdervereins der streng
Geschiedenen Völker! — Hülle tiefer,
Tiefer, o Seele, dich ein in Wehmut!

Der geldgierige Pfaffe

Der Pfaffe weiß mit Dampf, Gesang und Glocken,
Mit Mummerei, Gebärd und schlauem Segen
Den Pöbel zum Guckkasten hinzulocken,
Worin sich Höll und Himmel bunt bewegen.
Derweil, entzückt, der Pöbel, und erschrocken,
Ans Wunderloch nun tut das Auge legen,
Umschleichet ihn der Pfaffe, aus den Taschen
Die schweißgetränkten Kreuzer ihm zu haschen.

Das Veilchen und der Schmetterling

Ein Veilchen stand
An Baches Rand,
Und sandte ungesehen
Bei sanftem Frühlingswehen
Süßen Duft
Durch die Luft.
Da kommt auf schwankendem Flügel
Ein Schmetterling über den Hügel
Und senket zur kurzen Rast
Zum Veilchen sich nieder als Gast.

Schmetterling

Ei! Veilchen! wie du töricht bist,
Zu blühn, wo niemand dein genießt!

Veilchen

Nicht ungenossen blüh ich hier,
Ein Schäfer kommt gar oft zu mir
Und atmet meinen Duft und spricht:
„Ein solches Blümchen fand ich nicht,
Wie Veilchen du! auf Wiesen, Auen
Ist keines mehr wie du zu schauen!“

Schmetterling

's ist schöner doch, glaub meinem Wort,
Zu blühn auf freier Wiese dort,
In jener bunten Blumenwelt,
Als hier im dunklen Schattenzelt!

Veilchen

Hier bin ich meines Schäfers Wonne,
Dort aber bleichet mich die Sonne,
Und ohne Farbe, ohne Duft,
Find ich zu früh dort meine Gruft.
Drum blüh ich in der Einsamkeit,
Wenn auch nur Einer mein sich freut.

Die Mutter am Grabe ihres Kindes

Husch! husch! wie braust der kalte Wind
Über beschneite Gräber her!
Unter dem Schnee da liegt mein Kind,
In meinen Armen nicht mehr!

Wie seufzt das Totenkreuz so bang
Vom Sturm geschüttelt hin und her!
Ach! als die Totenglocke klang,
Wie ward der Mutter so schwer!

O weh! nun liegt mein armes Kind
In der Erde tief verscharrt!
Über dem Grabe weht der Wind,
Die Träne zu Eis mir erstarrt!

Der Wangen schöne Röselein
Zerknickte der grause Tod so bald!
Und die holden Äugelein
Sind geschlossen und kalt!

O weh! nun liegt mein armes Kind
In der Erde tief verscharrt!
Über dem Grabe weht der Wind,
Die Träne zu Eis mir erstarrt!

Dahin!

Einſt, o nächtlicher Himmel! blickt ich
Selig empor zu dir, umſchlungen
Von der Geliebten, und ich weinte
Dank dem ewigen Gott!

Und ſie pflückte mit Küſſen mir die
Blüte der Wonne* von der Wang, und
Mächtiger zog ich die Geliebte
An die klopfende Bruſt.

Doch nun ſind ſie dahin! die Stunden
Seliger Luſt; und ach! nun weht der
Brauſende Sturm die heiße Träne
Banger Wehmut dahin!

Erinnerung

Erinnrungsvoller Baum, du ſtehſt in Trauer;
Dein Laub iſt welk, mein Leben iſt es auch.
Mein Herz durchziehen bange Wehmutſchauer,
Wie dein Gezweig des Herbſtes kühler Hauch.

Hier ſaßen wir in abendlicher Stille,
Sanft bebte über uns dein flüſternd Grün,
Auf jenen Höhn, die nun in Nebelhülle,
Verweilte noch der Sonne letztes Glühn.

Wie ſelig hielt das Mädchen ich umfangen
Und horchte ihrem leiſen Liebesſchwur;
Und holder lachten uns die Blütenwangen
Der auferwachten göttlichen Natur.

* Die Freudentränen.

Doch hatte kaum der Lenz die sanfte Seele
Verhaucht und seine Blüten hingestreut,
Kaum war verhaucht im Hain die süße Kehle:
War auch dahin der Liebe Seligkeit.

O traure, Herz, vorüber sind die Tage,
Da liebend dir ein Herz entgegenschlug,
Die andern schleichen hin in stiller Klage,
Der toten Liebe finstrer Leichenzug.

An die Hoffnung

Hoffnung! laß allein mich wallen,
Gaukle nicht um meine Bahn!
Deine Sterne sind gefallen,
Und mich täuscht kein holder Wahn!

Dieser streckt nach einer Krone
Seine Hand verwegen aus;
Doch ihn stoßt der Tod mit Hohne
In sein enges, kühles Haus.

Und ein andrer hat errungen,
Was der erste nur gewollt;
Hat die höchste Höh erschwungen:
Throne wanken, wenn er grollt.

Hoffnung! o warum entzündest
Du sein Herz zum stolzen Plan,
Da du schmeichelnd ihm verkündest
Einen Weltteil untertan?!

Über Völkern klirrt die Kette,
Da sein Schritt nach Osten stürmt;
Bang ruft eins dem andern: rette!
Von der Schreckensmacht umtürmt.

Nun ergreift ihn sein Verhängnis,
Reißt ihm Kron und Purpur ab,
Schleudert ihn ins Meergefängnis;
Bald verschlingt ihn dort sein Grab. —

In der Nächte stiller Feier
Hebt der heiligen Natur
Kühn ein Forscher ihre Schleier
Und verfolget Gottes Spur.

Denn du lässest schön erglänzen
Ihm ein Mal der Ewigkeit,
Enkel seine Gruft bekränzen; —
Und ihn lohnt — Vergessenheit!

Nach der Liebe treuem Glücke,
Das er nirgends finden soll,
Kehrt ein andrer seine Blicke,
Dir vertrauend, sehnsuchtsvoll.

Ach, sie liebt ihn, der Entglühte
Hält sie wonnevoll umstrickt;
Doch der Liebe zarte Blüte
Wird im Rausche bald zerknickt! —

All dein Wort ist Windesfächeln;
Hoffnung! dann nur trau ich dir,
Weisest du mit Trostesläcbeln
Mir des Todes Nachtrevier!

Bei Gelegenheit einer ländlichen Unterhaltung in Bordacs

Die Göttin des Glücks

Was rauſcht durch dieſe Pappeln? — horchet, Brüder!
Als naht' ein Genius aus Himmelshöhn
Und ſenkte ſich auf ihre Wipfel nieder,
So rauſcht es durch den Hain mit leiſem Wehn.

Welch Schimmer! ha! mich faßt ein ſüßes Bangen!
Ein Mädchen ſeh ich dort am Schattenrand
Mit güldnem Fittig, roſenroten Wangen,
Ihr Antlitz iſt uns lächelnd zugewandt.

Die Göttin iſts des Glücks! o Brüder, eilet
Und raſft ihn auf, den frohen Augenblick,
Solange noch ihr raſcher Flügel weilet;
Denn der verlorne kehret nicht zurück!

Es kommt ein Tag, die frohe Luſt verklinget,
Es zieht die Göttin fort im ſchnellen Flug;
Und dieſe Hand, die jetzt den Becher ſchwinget,
Hält bebend den beträuten Aſchenkrug.

Drum ſoll, ſolang das Mädchen dort uns lächelt
Und manches andre noch, ſolang der Wein
Noch ſchmeckt, die Wange Frühlingsluft umfächelt,
Der eitle Gram von uns geächtet ſein!

Das Glas gefüllt! Es lebe hoch die Freude
In Euren Herzen! und die Prieſterin
Der Freude lebe hoch! die hier uns heute
An ihren Altar rief mit frommem Sinn!

Was Ihr auf Erden Liebes habt, es lebe!
Die Maid, die Euch mit Küſſen labt, ſie lebe!
Der Freund, der mit Euch lacht und weint, er lebe!
Der Tag, der wieder uns vereint, er lebe!!!

Die bezaubernde Stelle

Liebende, die weinend mußten scheiden, —
Wenn nach heißer Sehnsucht langen Leiden
Sie ans Herz sich endlich dürften pressen,
Würden sich zu küssen hier vergessen.

Abschied von Galizien

Nach dem Polnischen des N. Bolez von Antonievicz

Lebt wohl, lebt wohl, ihr trauten Lindenbäume,
Die ihr ans stille Vaterhaus euch schmiegt!
Ihr seid die Zeugen meiner Jugendträume,
In die mich euer Flüstern oft gewiegt.

Nahm auch dem Knaben einst auf Augenblicke
Ein eingebildet Unglück seine Ruh,
Und kam er trostlos dann zu euch zurücke,
So rauschtet ihr ihm Trost und Freude zu.

Von meinen frohen Spielen seid ihr Zeugen,
Von meinem raschen, leichten Jugendsinn;
Nun säuselt Wehmut mir aus euren Zweigen,
Die Tage meiner Jugend sind dahin!

Sie sind dahin! — Ein Knabe noch vor Jahren,
Nehm Abschied heute ich als Mann von euch;
Ich ziehe fort zu Taten und Gefahren,
Es gilt der Tyrannei den Todesstreich.

So lebet wohl! — Du Werkzeug meiner Spiele,
Das einst ich trug, du kleines Schwert von Holz!
Sei nun ein Blitz in der Gewitterschwüle,
Du Ritterschwert, sei des Sarmaten Stolz!

Lebt wohl, Geschwister! mög euch Gott bewahren!
Ich bin ein Pole bis zum letzten Hauch!
Hurra! ihr vaterländschen Heldenscharen!
Leb wohl, du mein geliebtes Mädchen auch! —

Schmach, Jüngling, dir! hält dich der Glanz von Tränen
Zurück vom ewig hellen Waffenglanz!
Dir, Jungfrau, Schmach! die du, bei Polens Sehnen
Nach Freiheit, nun empfängst den Myrtenkranz!

Schmach, Mutter, dir! den du zur Schmach geboren,
Umklammre deinen Sohn! entlaß ihn nicht!
Der Freiheit Ruf schlug nicht an seine Ohren,
Er fühlt für Polen keine Kindespflicht!

Dem Vater Schmach! — — doch dort, mit Silberhaaren,
Wer ist der schwache Greis in Kriegertracht?
Du Alter, läßt du Weib und Kinder fahren?
Kehrst du vom Grabe um und wankst zur Schlacht?

„Ich habe Weib und Kinder Gott befohlen!
Mein Haupt ist weiß, es zittert meine Hand;
Doch kämpf ich mit den heilgen Kampf der Polen:
Wohl mir! ich folge meinem Vaterland!

Und möge nicht mein Vaterland verschmähen
Des schwachen Greises ärmlichen Tribut:
Dies treue Herz, das bald wird stille stehen,
Und, der es noch erwärmt, den Tropfen Blut."

So opfre ihn! komm, komm zu jenem Hügel,
Den unsre Scharen decken, eilen wir!
Der weiße Adler lüftet seine Flügel,
Bald wird sein Auge flammen für und für!

Lebt wohl, Geschwister! mög euch Gott bewahren!
Mir nach! wer Pole bis zum letzten Hauch!
Hurra! ihr vaterländschen Heldenscharen!
Leb wohl, du mein geliebtes Mädchen auch!

O weine nicht, bin ich dir nun entschwunden,
Und teile mit der Freiheit du mein Herz;
Sie sei Gespielin dir in bangen Stunden,
Und sterb ich, mag sie trösten deinen Schmerz!

Mein Liebchen, ich empfehle dich dem Himmel!
Hurra! Sieg oder Tod im heilgen Streit!
Kanonendonner pocht im Schlachtgetümmel
Wild an die Pforten schon der Ewigkeit! —

***

Frau von Reinbeck

Ich hab es lange schon gewußt:
Ein tiefer Zauber wohnt in dir.
Wie hast du süße Märchenluft
Noch eben erst erschlossen mir!

Hast mich gewiegt in Frühlingstraum,
Trotz Schnee und strenger Winterszeit:
Im Blätterschmucke Baum an Baum —
Wie lieblich lockt Waldeinsamkeit! —

Du stiller Liebling der Natur!
Ihr Rätsel hast du tief geschaut,
Und was sie schafft auf Berg und Flur —
Dir hat sie alles anvertraut.

„Die Heimwehkranken heile du,
Ich lehrte dir die Wunderschrift!" —
So ruft sie dir im Traume zu,
Und ahnend greifst du nach dem Stift. —

Gehorsam deinem Genius,
Dir senden Farbe, Licht und Luft
Durch Schnee den leisen Maienkuß
Im schwesterlichen Blütenduft.

Hesperien! Du treues Herz!
Wenn wir erstarrt im Lebensfrost,
So winkst doch du uns himmelwärts,
So hast du Sonne, Lieb und Trost.

Mit Orangen

Hier bring ich süße Früchte,
Die auf gar ferner Au,
Dort unter jenem Himmel
Gereift, der ewig blau.
Wenn du sie wirst genießen,
So werden sie dir gern
Den freien Blick erschließen
In weite Länderfern.

Du denke dir die Bäume,
Die sie erzogen groß,
Das saftig-dunkelgrüne
Laubwerk, das sie umschloß,
Wie sie wohl mochten winken
Hell aus der Blätternacht,
Wie Edelsteine blinken
Aus dunklem Bergesschacht.

Du denk dir die Olive,
Wie sie ihr Grün, so licht,
Mit der Zypresse Dunkel
Zu buntem Kranze flicht.
Du denke dir die Pinien,
Gewaltig, breit und dicht,
Der Pappeln schlanke Linien
Zum Himmel aufgericht.

Die Rebe, die die Stämme
Mit süßem Netz umringt,
Die leicht von Baum zu Baume
Die Liebesketten schlingt.

Denk dir die Rosen glühend
Im schönsten Purpurschein
Und süße Düfte sprühend
Durch nächtlich dunkeln Hain.

Denk dir die Pracht des Kaktus,
Die blühnde Aloe
Und drüber hin die Palme,
Strebend hinauf zur Höh!
Sieh, Schmetterlinge fliegen
Durch all die Blumen hin,
Eidechsen, die sich wiegen
Auf Rosen, goldengrün.

Denk dir durch dieses alles
Der Lüfte leisen Tanz
Und über diesem allem
Des Mondes Zauberglanz,
Der wandelnd still und milde
Im Äther, wolkenlos,
Sich unten schaut im Bilde
Aus blauem Meeresschoß.

Und durch die See hin fahre
Ein Nachen, fischervoll,
Aus dem die Barkarole
Dir lustig schallen soll,
Wechselnd mit frohem Lachen
Aus süßer Mädchen Mund,
Die, schaukelnd sich im Nachen,
Schauen in Meeres Grund.

Mit unaufgeblühten Blumen

Der Frühling iſt gekommen,
Er zieht durch ſein Revier,
Du haſt es nicht vernommen
Im Krankenzimmer hier,

Wie er durch ſeine Strahlen
Den Winter ganz vertrieb,
Daß ihm in Berg und Talen
Nicht eine Stätte blieb,

Wie er den Grund erſchloſſen
Und alle Keime weckt,
Daß man ein luſtig Sproſſen
Schon überall entdeckt.

Doch um dir zu erſetzen,
Was unterdes dahin,
Schickt er, dein Aug zu letzen,
Dir dieſes friſche Grün.

Er ſchickt dir dieſe Pflanzen,
Daß ſie dir ungefähr
Anzeigten, wies im ganzen
Nun ausſieht rings umher.

Zwar ſind noch leider offen
Die ſchönen Blüten nicht,
Doch ſteht es wohl zu hoffen,
Daß bald die Knoſpe bricht.

So hoff ich, daß dein Leben
Die Krankheit brech entzwei,
Daß es in regem Streben
Erblühe friſch und neu,

Und hoff, wenn aufgegangen
Der Kelch der Blumen ganz,
So sollst wieder prangen
Auch du im Blumenglanz.

Doch aller Schein der Sonnen,
Der Blüten schönstes Rot
Und alle Frühlingswonnen
Sind für uns hin und tot,

Wenn Gott, der gnadenreiche,
Dies eine nicht erteilt,
Daß er von schwerer Seuche
Die liebe Mutter heilt.

Drum wünsch ich dir dies eine
Nur zum Geburtstag heut,
Daß bald ihr im Vereine
Frisch und genesen seid.

Charade

Die ersten Silben nennen dir den Fluß,
Nach dessen schönem Strande
Aus fernem, fernem Lande
Ertönen wird mein sehnsuchtsvoller Gruß.

Die dritte bildet dir dein Haus im Leben,
Und wird, bist du geschieden
Zum ewigstillen Frieden,
Auf deinem Hügel ehrend sich erheben.

Der Hauch der letzten ist dem Herzen eigen,
Wenn ihm das Wort gebricht,
Doch tief die Liebe spricht
In ihrer Sehnsucht selig bangem Schweigen.

Das Ganze zeigt ehrwürdiges Gemäuer
Vier alternder Ruinen
Mit schwesterlichen Mienen,
Die meiner Seele als Erinnrung teuer.

Nie zurück!

Als der Cherub aus dem Paradies
Ihn und seine Klagen streng verwies,
Weinte Adam noch am Gartensaume
Still zurück nach seinem schönen Traume.

Und durch einen weichen Morgenwind
Sandten Rosen ihm erbarmungslind
Duftend ihre süßen Scheideküsse,
Paradiesesvögel letzte Grüße.

Wie er trauernd an der Grenze stand,
Wie er tief das „Nie zurück!" empfand! —
Mich durchdrangen alle seine Leiden,
Als ich mußt auf immer von dir scheiden.

Mir auch ward zum milden Scheidegruß
Deiner Lippenrosen noch ein Kuß,
Und wie Edens Vögel ihn umsungen,
Kam dein Lebewohl mir nachgeklungen.

Ein Heimatbruder!

Der Wandrer, irrend in der Ferne,
Wo fremd das Tier, der Baum, das Kraut,
Wo fremd die Nacht und ihre Sterne,
Wo fremd und tot der Menschenlaut,
Wie fühlt er sich allein, verstoßen,
Wie jauchzt sein Herz im fremden Land,
Wenn plötzlich er den Sprachgenossen,
Den heimatlichen Bruder fand!

Protest

Wenn ich verachte heimliches Verschwören,
Und wenn ich hasse Meuchelmörderhand,
Wenn in des Volksretters Ruhmgewand
Verhüllte Schufte meinen Groll empören,

Reih ich das Königtum den Himmelsgaben,
Verlaßner Völker Vaterhaus und Hort.
O glaubet nicht, ich liebe drum sofort,
Was jetzt und hier an Königen wir haben.

O glaubet nicht, ich führe keinen Zunder
Im Herzen für des Zornes edle Glut,
Tritt wo ein Fürst sein Volk im Übermut,
Noch daß ich ehren kann gekrönten Plunder.

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

Frl. von Hünersdorff ins Album

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blütenhagen,
Wehmütig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen in den Büschen klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren,
So soll, Verehrte, meiner Lieder Trauern
Durch deine reichen Freudenblüten schauern.

An Wilhelm Kirchhoff

zu freundlicher Erinnerung der Verfasser

In einen Band seiner Gedichte

Kirchhoff! wandelt auch von dannen mein Gebein,
Laß mich tief in dir begraben sein.

An Fräulein Julie

zu ihrem Geburtstage

Als du gingst auf eine Reise,
Tratst du noch in deinen Garten,
Jeder Blume deiner Pflege
Noch ein Lebewohl zu sagen.

Als du warst davongezogen,
Tränkte sie der frische Quell auch,
Neigten trauernd sich die Blumen,
Und sie waren nicht zu trösten.

Wie du pflegſt des Frühlings Kinder,
Pflegteſt du das Kind der Schweſter
Und das edle Reis des Herbſtes:
Deinen lieben alten Vater.

Sei geſegnet, meine Freundin!
Froher blühn die Blumen, ſchöner,
Die du pflegſt mit treuen Händen,
Und die Menſchen leben lieber.

Der Laudachſee

Ein Bruchſtück

Laß meiner Einſamkeit das Angedenken
Der ſchönſten Stunden jetzt vorüberziehn,
Die mir das Erdenleben durfte ſchenken,
Geiſt der Natur! der öden Gegenwart entfliehn
Und in Erinnerungen mich verſenken,
Zeig mir den See im ſtillen Felſental,
Von Schilf und Wald die Ufer rings umſäumt,
Der Felſenhäupter Glühn im Abendſtrahle,
Den Raſenſitz, wo ich ſo ſüß geträumt.
Komm du auch, meine Freundin Phantaſie,
Erweck mir Echos Geiſterchöre
In dieſer Heimat der Melancholie,
Daß ich durch ſie jetzt alles wieder höre,
Was damals wie aus ſchönern Welten mir erklang
Und in die tiefſte Seele drang.
Begraben will ich in des Sees Gruft
Und ihrer Dunkelheit vertrauen meine Leiden,
Ob dann die Zeit auch wieder wach ſie ruft;
Nie wird mein Herz von dieſer Stelle ſcheiden,
Wo einſt ſo ſchöne Stunde mir gelacht

Und überglänzt hat meines Lebens Nacht.
Wie nun dies Bild vor meiner Seele schwebt,
Helft mirs zutage fördern, daß es lebt,
Ihr mächtgen Geister, gebt ihm eure Weihe,
Daß ihre Sprache auch Natur ihm leihe.
Vergönnt euch dann ein freundliches Geschick,
Daß eines Auserwählten warmer Blick
Befriedigt, angezogen drauf verweilt
Und im Erkennen die Empfindung teilt,
Die es beseelt; — dann saget laut,
Ihr Wald- und Felsenstimmen, was euch ward vertraut.

Wien

***

Impromptu

O Einſamkeit! wie trink ich gerne
Aus deiner friſchen Waldziſterne!

Traum

Ein Bruchſtück

Neulich hatt ich einen Traum,
Liebe Mutter, einen guten,
Ob wir unter einem Baum
Wandrungsmüde beide ruhten.

In den Schoß zu ſüßer Ruh
Legt ich dir mein Haupt, das ſchwüle,
Und du ſänſelteſt mir zu
Eine heimlich ſüße Kühle.

Ahnung faßte mir das Herz,
Daß es würde beſſer werden,
Und ich fühlte himmelwärts
Mich gehoben von der Erden.

Setzen wieder will mein Haupt
An die treue Bruſt . . . . . .

An die medisierenden Damen

Sproßt ihr wie des Frühlings junge Triebe,
Ahmt die Wange seiner Rosen Glut,
Soll das Herz auch ahmen seine Liebe,
Wie das Herz des Frühlings — mild und gut.
Medisiert das Blümlein auf der Wiese,
Seinem unverlornen Paradiese?
Tuns im Wald die jungen, grünen Blätter,
Wenn sie beim Gedröhn der Frühlingswetter
Wonnig rauschen und zusammenschauern?
Geht und lauscht und lernet euch bedauern!
Liebe singt der Vogel von den Zweigen,
Und im frohen Jugendreigen
Rauben liebestrunken Maienlüfte
Aufgeblühten Blumen ihre Düfte;
Aber keinen guten Namen.
Medisiert nicht, junge Damen!
Saß ich einst in einem Mädchenkreise,
Da begann in ihrem Blütenkranze
Erst geheim zu zischeln, klug und leise,
Doch bald laut die Schlange: Medisance.
Und sie rümpften ihre feine Nase,
Ekel zuckte mancher Rosenmund,
Weil ein Name, wacker und gesund,
Von dem Biß der Schlange ward zum Aase. —
Ist der Name krank, so laßt den kranken
Ungeneckt an euch vorüberwanken;
Wollt ihr lindern nicht die Namenswunde
Mit des Frauenmitleids weichem Öle,
Laßt ihn ziehn; doch nicht in eure Runde
Reißt ihn als in eine Räuberhöhle! —
Wandelt ihr im Herbste eurer Tage,
Ist in jedem Mienenzug zu lesen

Des Verwelkens untröſtbare Klage,
Daß ihr nimmer ſeid, was ihr geweſen;
Dann, ihr Damen, lernt vom Herbſt die Wehmut,
Lernet die gedankenvolle Demut,
Nehmet mit Bedacht
Euer Grab in acht,
Statt in andrer Fehler ſchnöd zu kramen;
Mediſiert nicht, alte Damen!
Fliegt ein ſchuldlos Vöglein unbewußt
Über Guas-Upas giftgen See,
Stürzt es ſchnell, die liedervolle Bruſt
Iſt verſtummt in bittrem Todesweh.
In den Borden eurer Keſſel, Kannen
Flutet Guas-Upas: Tee, Kaffee,
Und es zog kein Name heil von dannen,
Deſſen Flug verirrt an dieſem See;
Klang der arme Flattrer auch
Erſt im heimatlichen Strauch
Wie das Lied des Vogels rein und gut,
Stürzt er tot in eure braune Flut. —
Aber, gilt es auch nicht gleich den Namen,
Noch vor einem hütet euch, ihr Damen:
Flieht auch vor dem ſpöttiſchen Belächeln,
Dieſem Schleicher, weichbeſohlten Diebe,
Dieſem Vampir, der mit leiſem Fächeln
Lullt in Schlaf die Achtung, und die Liebe;
Wenn ſie einnickt, aus den Adern ihr
Saugt das Herzblut mit verſtohlner Gier!

Mit einem Edelmardermuff

Schöne Frau! die ich verehre,
Wenn ich ein Naturgeist wäre,
Würd ich heut zur Weihnachtsspende
Für die vielgelobten
Kunst- und fleißerprobten
Blumenschöpferischen Hände
Nicht das Fell des Marders geben;
Nein! zum Schutz vor Frostesqualen
Würde ich aus Frühlingssonnenstrahlen
Einen Zaubermuff dir weben.

Der Fingerhut

Hast du noch immer nicht gefunden den teuren, teuren
Fingerhut,
Um den du plötzlich aufgesprungen
Und meinen Armen dich entrungen?
Ich ließ dich fahren mit verbißner, doch wahrlich nicht
geringer Wut.
Wär ich ein Forscher, sprach ich trocken:
Indes dus Hütlein suchst erschrocken,
Such ich, worauf das Herz des Weibes, das wandelbare
Ding, beruht?
Wär ich ein Schwärmer, rief ich fluchend:
O wär ich doch, den Rhein besuchend,
Ertrunken in den tiefsten Wirbeln der weitverrufnen
Bingerflut!
Als Egoiste würd ich sprechen:
Das Hütlein schützt sie vor dem Stechen,
Ich wills mit meinem Herzen halten, wie sie mit ihrem
Finger tut,

Ich leg ans Herz, daß sies nicht raube,
Mir eine Sturm- und Pickelhaube,
Das ist für ihre Liebesblicke, die scharfen Herzdurchdringer, gut.
Doch bin ich nichts davon und sage:
Euch überall herum und frage;
Kannst doch das Meer nicht meiner Liebe ausschöpfen
mit dem Fingerhut,
Hat die Romantik deiner Liebe auch Platz in einem Fingerhut.

Albumblatt

Bedenk, wenn Undank herb dich kränket,
Daß dankbar bis zum letzten Hauch
Der Mensch nur dann der Huld gedenket,
Wenn Wohltat ihn gebessert auch.

Poetisches Votum

an die verehrte Frau Hofrätin v. Kleyle, über den herzkläglichen Unfall, welcher sich in deroselben berühmten Speisekammer ereignet hat in der Nacht vom 10. auf 11. Oktober, im Jahre diesmal des Unheils 1837, zu Penzing in der Schmiedgasse

Es füllt die Speisekammer
Ein bitterlicher Jammer,
Und wohl mit Fug und wohl mit Recht,
Denn wie die Welt geworden schlecht,
Zeigt sich ein schnöd Exempel
In diesem Magentempel.
Die Mutter steht betroffen
An den beraubten Brettern
Und ruft in Zorneswettern:
„Wer ließ das Fenster offen?“

Wenn sie nicht Christin wäre
Und eingedenk der Lehre:
„Du sollst dem Feind vergeben",
Der Eingriff in ihr Leben,
In ihren Speisestänber,
Er könnte sie versuchen,
Den Räuber zu verfluchen,
Den Magentempelschänder.
Sie blickt nach ihren Schätzen,
Und ach! erblickt sie nicht,
Da bleicht ihr Angesicht
Hausfräuliches Entsetzen.
Sie forscht in ihrem Schrecke
Vergebens nach dem Specke,
Er ist bei Nacht verschwunden,
Trotz unseren drei Hunden.
Sie sucht in ihrem Gram
Das Leibgericht der Wiener,
Das auch abhanden kam,
Die braungebacknen Hühner.
Hühnlein sind abgezogen,
Dem Specke nachgeflogen,
Sie sind vorbeigeschwunden
An drei verschlafnen Hunden.
Jetzt faßt ein tödlich Grauen
Die häuslichste der Frauen,
Sie ist ins Herz verletzt,
Der Jammer packt sie jetzt
Mit seiner ganzen Stärke,
Es ist ein Streich zum Weinen:
Geraubt sind auch die feinen
Geburtstagszuckerwerke!
Nun steht sie da ergrimmt,
Ihr Auge glüht und schwimmt

In wirtschaftlichen Tränen,
Unchristlich, doch von Herzen
Wünscht sie drei Tage Schmerzen
Den frechen Diebeszähnen.
Jetzt sammeln sich die Kinder
Und klagen nicht gelinder,
Und aus der bittern Klage
Entspringt die große Frage:
„Hat sich ein Mensch vergessen?
Hat dies ein Tier gefressen?"
Als eurer Zweifel Richter
Laßt gelten einen Dichter:
Was hier dem Dieb gefiel,
Zu vielerlei und viel
Wills meinem Sinne scheinen
Für eines Tieres Fraß;
Drum soll ich lieber meinen,
Daß sich ein Mensch vergaß.
Doch muß ich wieder glauben
Trotz viel und vielerlei,
Bei solchem frechen Rauben
War auch ein Tier dabei.
Wie auch der Fall sich wende,
's ist alles eins am Ende:
In diesem Duftrevier
Hat beides: Mensch und Tier
Zu eurem Herzeleide
Heut nacht sichs lassen schmecken,
Ob in zwei Leibern beide,
Ob sie in einem stecken.

Scherz nach einer zufällig aufgeschlagnen Bibelstelle

Ahimaaz, der Sohn des Zadok, sprach,
Sprach wiederholten Males zu Joab:
„Wie, wenn ich liefe auch dem Chusi nach,
Schnell hinter seiner Ferse Staub im Trab?“

Da sprach Joab: „Gemach, mein Sohn, gemach!
Bleib, gib dem Winkel deinen Wanderstab,
Laß deine Botschaft unter meinem Dach,
Der König kauft sie dir mit Prügeln ab!“

Doch jener spricht: „Wie, wenn ich dennoch laufe,
Und bald zurück den Chusi spring und schnaufe?“
Da sprach Joab: „So laufe doch mein Sohn!“

Und also lief stracks fort Ahimaaz
Und springt dem Chusi vor im schnellen Satz,
Und Chusi kommt um seinen Botenlohn.

Lebe hoch! Sofie! die edle Frau!

26. September 1835

Laßt uns für Sofiens teures Leben
Herz und Glas in alle Höh erheben!
Ihrem Leben segenfeste Dauer!
Jede Freude, jedes schöne Hoffen
Soll ihr pünktlich kommen und genauer,
Als sie selbst von Ischl eingetroffen!
Aber will ein Unfall sie erfassen,
Soll er, wie sie selbst, nur Zeit sich lassen,
Und er komme, folgend ihrem Gleise,
Stets zu spät um eine Tagesreise!

***

Dichters Klagelied über das Junge Deutschland

Da droben auf jenem Berge,
Da steh ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab ins Tal:

Folg meiner Gedankenherde,
Mein Herz bewahret mir sie:
Die Kunst ist herabgekommen
Und weiß wohl selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll,
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaß ich unter dem Baum:
Die Türe dort bleibt verschlossen,
Und alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus;
Poesie ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus:

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schweine, vorüber!
Dem Dichter ist gar so weh.

An Karl Mayer

Tust du nur einen Saitengriff,
So fängt der Hund zu heulen an;
Daß sie sein Ohr nicht feiner schliff,
Hat ihm die Schöpfung angetan;
Drum, wenn dein Lied die Schöpfung preist,
Gib acht, daß dich der Hund nicht beißt.

Die Frivolen

Die Zeit ist hin, wo vor den Banngewittern
Des Glaubens noch ein Bube mußte zittern.

Dahin sind auch die Tage, wo der Flug
Der Meisterkraft die Stümper niederschlug.

Der Geist hat auch sein gutes Recht verloren,
Sein altes Machtwort übers Volk der Toren.

Wie einen Lappen, aufgehängt im Winde,
Durchbohrt kein Kugelschuß auch dies Gesinde.

Sie flüchten, wenn der Ernst sie je befiel,
Ins Fleisch, in ihr verwesliches Asyl.

So durch und durch verdorben ist die Bande,
Daß sich der Blitz befleckt an ihrer Schande.

Der Bube läßt aufgären mit Gekreische
Der niedern Leidenschaften trübe Maische;

Was als ihr Heiligstes die Menschheit kennt,
Er wirfts in seinen Kübel als Ferment;

Wenn er die Blase schaut in seinem Schaume,
Scheint sie Weltkugel seinem Dünkeltraume.

Die Kunst ist eine derbe Magd geworden,
Verpöbelt in der Frone schlechter Horden.

Sie schleppt das Holz, daß zündend sie bediene
Der Lüste lustig prasselnde Kamine.

Sie trägt den Eimer der verfluchten Lumpen,
Mit Beifallstränenflut ihn voll zu pumpen.

Im Stalle waltet sie, den Freudenfesten
Der Taumelnden das Vieh heranzumästen.

Sie schreitet ihnen vor, aus ihren Wegen
Wie dürres Laub die Sitte fortzufegen.

Ich las einmal in einem fränkschen Blatte,
Daß eine Metze einen Liebsten hatte.

Der Liebste war ein armer, armer Ritter,
Dachlos, brotlos, kleidlos, es drückt' ihn bitter.

Denn, ach! er hatte nicht um sich geschlagen
Den Bettlermantel, den die Schwaben tragen,

Das Notgewändlein, das im Neckartal
Die Patria, Religion, Moral,

Drei alte Schneiderjungfern, zubereiten
Und dort den Bettlern um die Hüfte breiten.

Schon war der Arme fast in Not verkommen,
Da hat die Metze sein sich angenommen.

So manchem Jüngling war die Dirne schädlich,
Nur mit dem Einen meinte sie es redlich.

Was mit der Sünde sie gewann, der feilen,
Sie bracht es heim, es treu mit ihm zu teilen;

Behaglich nahm es an der faule Schuft,
Wie sie entehrt zueilte ihrer Gruft.

Und als ich von der Dirne las die Kunde,
Dacht ich der Kunst und wie sie geht zugrunde.

Kein Bannesblitz kann solche Frevler schrecken,
Kein Geistesdonner sie zum Geiste wecken.

Für solcher Seelen schmähliche Umnachtung
Ist nur der Bann geblieben der Verachtung.

An einen Tadler

Wenn gegen falschen Schmerz du dich ereiferst
Und Tränenkünstelei, so hast du recht;
Doch hast du was von einem Henkersknecht,
Wenn du mit Spott den wahren Schmerz begeiferst.

Verfolge rüstig, wo du kannst, die Lügen;
Die Wahrheit ehre; ist dir wohl zumut,
So sollst du zügeln dein vergnügtes Blut
Und zur Gesundheit nicht die Roheit fügen.

Auch Freuden gibt es, die nur Freuden scheinen,
Und mehr vielleicht als Schmerzen, die nicht wahr;
Wem Lust blüht, lache; traure, wem sie gar;
Und ists ein Dichter, mag sein Lied auch weinen.

Musa teleologica

Wie das Ding die Flügel tummelt
Und im Wind gewaltig rummelt,
Obs zu Himmel wollte fliegen
Und im Flug den Aar besiegen.

Und die träge Rinderherde,
Schauend solche Fluggebärde,
Und die Gänse auf der Wiese
Glauben: 's ist ein Vogelriese.

Wisset, Gäns und Wiederkäuer,
Euer Vogelungeheuer,
Taumelnd dort am fernen Hügel,
Ist 'ne Windmühl, kein Geflügel.

Seine Schwingen sind nur Speichen,
Schlagend, wenn die Winde streichen,
Wenn sie rasten, stille passend,
Doch das Niedre nie verlassend.

Und das Herz dem Vogelwunder
Ist ein Stein, ein glatter, runder;
Grobes Korn ist seine Seele,
Das er mahlt zu seinem Mehle.

Kompetenz

Männer, welche eine Höh erklommen,
Sind als Richter wert uns und willkommen;
Ist es nicht die Höhe des Gesanges,
Seis die Höhe doch des Forscherganges.
Solchen steht es an, ein Wort zu reden
Von des kühnen Wandrers Mühn und Fehden
Mit Abgründen, Klippen, Eisesflächen,
Wo die Jäger sich die Hälse brechen.
Solche mögen auch mit Recht verspotten
In der niedern Marsch die Pöbelrotten.
Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Atmet nicht behaglich bei den Unken.
Wer zum Abgrund schwindellos gesehen,
Wird des Bruders kühnen Tritt verstehen;
Wer den Fels der Meisterschaft erklettert,
Ehrt den Mann, der hier nicht sank zerschmettert.
Aber alle andern sollen schweigen,
Wenn sich Männer ihrem Volke zeigen;

Schweigen sollen sie und sollen lernen,
Wie man näher wandeln mag den Sternen.
Scheu mit seinem Urteil sich verschliefe,
Wer herum noch stümpert in der Tiefe.
Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
Ha! ihr wollt als Ellen eure Krücken
Kindisch messend an die Geister drücken!
Und indem ihr mit der Krücke schaltet
Und den Stecken in die Lüfte haltet,
Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze,
Und ihr stürzt erbärmlich in die Pfütze,
Denn der Windhauch, den ihr wolltet messen,
Hat euch umgeblasen unterdessen.
Und es hinken weiter unsre Richter,
Vorwärts tragend schmutzige Gesichter,
Während hier und dort aus lyrischen Lacken
Ihre Lieder ihnen Märsche quaken.

Einem Forcierten

Zu besiegen deine schwere
Ungelenkigkeit,
Bist du tanzen in die Lehre
Gangen zu Sankt Veit.

Und der wackre Meister bläute
In den Leib dir ganz
Seinen Rhythmus, und die Leute
Lobten deinen Tanz.

Schief ist all dein Hirn gebeutelt,
Jedes Glied verdreht;
Drum wer tanzend nicht sanktveitelt,
Dünkt dir kein Poet.

Einem kritischen Nachtarbeiter

Weil ein Wort der Diätetik
Besser noch mir mag gelingen,
Als ein Wort dir der Ästhetik,
Will ich einen Rat dir bringen.

Hast du auf des Tages Bahnen
Müd gelaufen deine Glieder,
Zupft mit wohlgemeintem Mahnen
Dir der Schlaf die Augenlider:

Wolle nicht, hinüberduselnd,
Für die Welt geschwind noch richten,
Hegelisch-ästhetisch nuselnd,
Was du nicht verstehst, mein Dichten;

Schlagen nicht das Haupt vom Rumpfe
Meinem Werk mit plumpen Scherzen,
Schnell, beim letzten Flackerstumpfe
Deiner abgebrannten Kerzen.

Denn dir leuchten zum Erkennen
Keine hellen Kunstgestirne;
Armer Kauz, du scheinst zu brennen
Talg im Leuchter und Gehirne.

Darum halte dich geschieden
Von den kritischen Bezirken,
Leg aufs Ohr dich, gönn dir Frieden,
Dein Beruf ist Werkewirken.

Einem unberufenen Lober

Ich trink ihn schon, den Becher der Begeistrung,
Ich brauche nicht, daß du mich invitierest,
Daß du mit ekelnd süßer Lobeskleistrung
Als Mundschenk mir den reinen Rand beschmierest.

Guter Rat

Willst du richten
Unser Dichten,
Obs geflattert
Und geschnattert,
Obs geschwungen
Und gesungen,
Birg doch klüglich
Unverzüglich
Deinen Ungeschmack,
Und verscharre
Das Geschnarre:
Deinen Dudelsack.

Der Reiter von W.

Auf dem kritschen Schusterbänklein
Nahmst du dich noch aus erträglich,
Hattest manchmal ein Gedänklein;
Doch als Dichter bist du kläglich!

Rezensenten sind fast alle
Obenleichthindrüberbuscher,
Und die dümmsten mit Gelalle
Auch versifikante Pfuscher.

Kommt der Bursch in seinem Streitwahn,
Unter tausend Stümperängsten,
Tief zu Esel auf die Reitbahn,
Dröhnend von arabschen Hengsten.

Hei! hei! hei! du kritscher Bummler,
Zeige dich nun selbst als Reiter!
Zeige dich als kecker Tummler!
Sporne! peitsche! vorwärts!! weiter!!!

Hörst dus wiehern? hörst dus rufen?
Doch dein Graugaul sträubt die Ohren,
Stampfend möcht er mit den Hufen
In die Erde sich verbohren.

Und die Reiter nehmens Kränzlein,
Das du ihnen gabst zur Ehre,
Und sie bindens an das Schwänzlein
Lachend deiner grauen Mähre.

Raschelnd mit den Lorbeerbauschen
Peitscht der Esel sich die Flanken,
Unter Spottgelächters Rauschen
Bricht er scheu aus unsern Schranken.

Die zerzauste Panegyrik
Hat der Wind davongetragen,
Lachend denkt man nur der Lyrik,
Die dein Esel aufgeschlagen.

Reiter, die dir nicht gefallen,
Die du jüngst so scharf gescholten,
Haben spottend jetzt vor allen
Schadenfreudig dirs vergolten.

Willſt du richten unſer Dichten,
Laß die Vers im Halſe ſtecken;
Sie zernichten dir dein Richten!
Laß den Grauen bei den Säcken!

Laß als Müller du dein Fohlen
Immerhin zur Mühle gehen;
Und als Schuſter flick die Sohlen
Schlechtbeſchlagnen Renommeen!

An einen Dichter

Dir gab ein Gott die Dichtergabe,
Als Nachen iſt der Ruhm bereit,
Mit dir zum Strand Unſterblichkeit
Zu tanzen überm Wellengrabe;

Doch mußt du einſam ihn beſchreiten,
Der Mut allein ſei dein Geſpan!
Die Fähre trägt nur einen Mann,
Soll ſie mit dir todüber gleiten.

Du ſiehſt das Ufer lockend winken;
Nimmſt du, zu trotzen der Gefahr,
Von Ruderknechten eine Schar,
So müßt ihr alleſamt verſinken.

Einem Theaterdichter

In der Niedrung ſchmilzt der Schnee,
Im Gebirge ſchneit es;
Ob der Schwarm in Tränen ſteh
Über all dein Breites,
Uns wird kühl, langweilig weh,
Bringſt du nichts Geſcheites.

Unberufen

Nicht ein jeder wagt zu richten
Meister, so in Farben dichten,
Noch des Meisters Flug in Tönen
Schnell zu tadeln, flink zu krönen;
Denn mit Farben und Gestalten
Weiß der Laie nicht zu schalten,
Und im Kontrapunkt zu reden,
Ist nicht Sache eines jeden.
Doch des Worts ist, so und so,
Wer nicht stumm, ein jeder froh.
Darum wer in Worten dichtet,
Wird vom ganzen Troß gerichtet;
Jeder weiß von ihm zu schwatzen,
Launisch greifen ihm, heut schmückend,
An die Stirne, morgen pflückend,
Alle ungeweihten Tatzen.
Dieser Pöbel faßt es nie,
Daß er über Poesie,
Als die höchste Kunst von allen,
Hat kein Urteil hinzulallen.
Eben weil ihm ihre Zeichen
Altvertraut sind, dünkt ihm alt
Und vertraut auch ihr Gehalt,
Und er wird ihn nie erreichen;
Ewig schließt für ihn die Pforte;
Weil er im bekannten Worte
Nur sein täglich Brot erkennt,
Ists für ihn kein Sakrament.

Ein offner Wald

Ein offner Wald am Straßensaume
Ist dein Gedicht, du mußts ertragen,
Reibt sich an seinem schönsten Baume
Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

Ein Rezensent

Ich las in seinem Buche viel Frivoles,
Scheinbar Verständiges und witzig Hohles,
Ich sah ihn seine Richtermiene schneiden,
Ich sah ihn führen spitzige Lanzetten,
Mit ekler Lust Skandale auszuweiden,
Heliogabaläisch Formen kneten.
In sah ihn Unrat sammeln in Retorten,
Er sublimierte ihn zu scharfen Witzen,
Am Boden blieb nach schnellverdampften Worten
Als caput mortuum die Ehre sitzen.

Gebildete Sprache

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?
Schiller

Wie das Schlachtroß proprio Marte
Plötzlich tanzt und feurig springt,
Wenn ihm die Trompete klingt,
Und davoneilt zur Standarte;
Wie sichs stellt in Reih und Glied
Und das Bäuerlein im Bügel
Fort muß mit verwirktem Zügel,
Gar nicht weiß, wie ihm geschieht:
Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

Ein Epigramm

Das Schwert zu führen, die verschanzten Sitze
Des starken Feinds mit Pfeilen zu beschießen,
An seinem Fluch zu messen seine Wunde,
Ist meine Lust; und heut in müßger Stunde
Freut michs, an Epigrammes Nadelspitze
Zum Spaß dich Eintagsfliege aufzuspießen.
Dank mirs, so wirst du doch nicht gleich vergessen,
Nicht von der nächsten Spinne aufgefressen.

Schade!

Schade, daß des Kreuzes Zeichen,
Das auf Golgatha geſtanden
Zur Erlöſung aus den Banden,
Nun dem Zenſor dient zum Streichen!

Das Symbol ward uns verkehrt,
Höhnend ſteht es da und lehrt,
Daß wir lange noch vom Böſen
Hoffen dürfen kein Erlöſen.

Guter Rat

Willſt du auf die Ferne wirken,
Und dein Leben ihnen zeigen,
Mußt du vor den Nahen ſchweigen,
Die belauſchend dich umzirken,
Die, wenn ſie ein Wort erpaſſen,
Gleich entſtellt es drucken laſſen.

Trutz euch!

Ihr kriegt mich nicht nieder,
Ohnmächtige Tröpfe!
Ich komme wieder und wieder,
Und meine ſteigenden Lieder
Wachſen begrabend euch über die Köpfe.

Komm an!

Willſt du an meine Kraft heran dich wagen,
Komm an! ich werde deinen Stoß ertragen,
Du wirſt zerſchellen, und ich werde ragen,
Die Welt ſieht nichts von dir in künftgen Tagen,
Die Keule nur, womit ich dich erſchlagen.

Der Unhold

Lächelnd lehnt er am Weidenſtumpen,
Zwerghaft, bucklig, uralt, in Lumpen.
Seine abendbeſonnte Herde
Freut ſich brüllend der üppigen Erde.
Schauen ſonſt Tiere mit dunklem Leid
Menſchengeſtalt, hier ſonder Neid
Blicken die wohlgewachſenen Rinder
Auf das unſchönſte der Menſchenkinder;
Neidlos, auch ohne Furcht und Grauen
Mag die Herde den Hirten beſchauen;
Haben auch Rinder Phantaſie,
Iſt ſie doch ſo gewaltig nie,
Nie von alſo plaſtiſcher Schärfe,
Daß in des buckligen Unholds Nähe
Sich die trächtige Kuh verſehe,
Kalbend ein Dromedarlein werfe.

***

Der Küraß

„Wollt Ihr nicht einen Küraß kaufen,
Herr Huſar! mein Herr Huſar?
's iſt doch beſſer im Küraß raufen,
Als im ſchleißigen Tuch, nicht wahr?"

Lacht der Huſar dem Judengauche:
„Haſt du den Hafendeckel gebracht,
Daß die Seele mir nicht ausrauche,
Wenn ſie mir kocht im Feuer der Schlacht?"

„Kauft den Küraß! wie wärs doch ſchade
Um den ſchönen gewichſten Bart,
Wenn er um eine ſchlechte Parade
Noch ſo ſchwarz ſchon würde verſcharrt!"

„Jude, kennſt du Huſarenhiebe?
Säbel und Schild und Küraß zugleich
Führt meine Fauſt; Jud, ſchiebe dich, ſchiebe,
Sonſt verkoſteſt du meinen Streich."

Und der Huſar den blanken Säbel
Kreuzend und kreiſend ums Haupt ſich ſchwingt,
Daß es wie ein eiſerner Nebel
Vor den Augen des Juden ſpringt.

„Bravo, Husar! Doch besser ist besser;
Kauft den Küraß, helft Euch und mir.
Seht, dort reiten drei Eisenfresser,
Weh, drei Feinde! bald sind sie hier.“

„Ei, so komm,“ so ruft der Magyare,
„Will dir helfen, du armer Tropf!“
Und er packt ihn an seinem Talare,
Setzt ihn vor sich auf den Sattelknopf.

„O du ärmster Jude auf Erden!
Ich bin hinten, und du bist vorn;
Du mußt selber mein Küraß werden!“
Und er gibt dem Rosse die Sporn.

Wild verzweifelnd schreit der Hebräer,
Doch der Husar hält fest: hu! hu!
Reitet näher und näher und näher
Auf die drei feindlichen Reiter zu.

Hält den Juden mit seiner Linken,
Mit der Rechten führt er das Schwert,
Und die drei Reiter vom Rosse sinken,
Und der Jude blieb unversehrt.

Sanft hinab vom schäumenden Hengste
Setzt den Juden jetzt der Husar,
Für die Gefahren und Todesängste
Reicht er den Beutel voll Goldes ihm dar.

„Keinen Küraß mehr dem Husaren!“
Ruft der Husar und reitet davon;
Zitternd noch von den Todesgefahren,
Zählt der Jud die Dukaten schon.

Der stille See

Die Felsen rings bewahren den stillen dunkeln See,
Und auf den Gipfeln schimmert der zarte Sommerschnee.
Der stille See getreulich läßt jedes Blatt erscheinen,
Die Treue ist zu schauen im Friedlichen und Reinen.

Reiseunbehagen

Teufel hinein! daß gerade
Zu meinen Füßen
Die schnarchende Ambassade
Hat sausen müssen!

In der Neujahrsnacht 1839—1840

Fahr wohl, fahr hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All deine Lust, nur laß nicht liegen mir die Leiden!

O könnt ich hinter dir die Pforte schließen, — hören,
Wie deine Tritte sich in stiller Nacht verlören!

Jetzt nah und schon so fern, wie auf der Flucht ein Reiter,
Daß mein Gedächtnis, müd, nicht folgen könnte weiter,

Wie einem Reitersmann des Weges noch ein Stücke
Nachbellend folgt der Hund, und still dann kehrt zurücke!

Doch ist dies eitler Wahn, des Weges nimmer müde,
Folgt deinen Spuren nach, wohl bis er stirbt, mein Rüde.

Fahr hin, unholdes Jahr! mir warst du von den schlimmen;
Es mögen andre dir ein Liedlein Dankes stimmen.

Die andern?! — strafend will die Scham mich überkommen,
Daß ich, was andern frommt, nicht mir auch ließe frommen.

Was gilt mein Körnlein Schmerz, was gilt mein Lüftchen Klage,
O scheidend Jahr, wenn ich den letzten Gruß dir sage?

Doch läßt mein Herz auch nur vom Weltgeschick sich führen,
Kann mich dein Scheiden nicht zu Dankestränen rühren.

Zwar hieß dein wahres Wort manch Lügenbild erblassen,
Doch war dein Lieben matt, doch war zu kühl dein Hassen.

Zwar hast du unserm Heil den Weg gebahnt von Eisen;
Doch eisern mochte nicht dein Wille sich erweisen.

Noch fährt der Nachtgeist fort zu siegen und zu schrecken,
Auf neuen Feldern stets sein Lager abzustecken.

Eins sei gebeten, Jahr: was du getan, gesonnen,
Verlaufe nicht im Sand wie Wein zerschlagner Tonnen.

Wenn die Ablöse kommt, das neue Jahr von Osten,
Und nimmt an deiner statt den Erdenwachepostен,

So murmle nicht zu dumpf die geltende Parole
In den bereiften Bart, daß sie der Wind nicht hole;

Damit dein Nachmann fein einhellig sich gebare,
In deinem Segensspruch nicht fluchend weiter fahre,

Und nicht, wo du geflucht, ins Knie anbetend sinke,
Und nicht, was du verscheucht, zurück liebkosend winke;

Und wo du Funken warfst, die glücklich schon gezündet,
Wo schon der Rauch für bald den Flammenschlag verkündet,

Da soll das neue Jahr nicht schrecken vor dem Rauche,
Nicht löschen feig stupid mit seinem Wasserschlauche!

tzt die Knaben rücken;
deine Dornenkrone
vom Baum zu pflücken,
t, verfällt dem Hohne.

Kreuz beschossen haben
agelwettern;
eugs Wurzel graben,
erfen ~~und~~ schier zerschmettern.

Zürich.

Ein kaltes, plumpes, blödes Ungeheuer,
Das Herzen frißt und saugt Gehirne trocken,
Das ewig wälzt, ein träger Wiederkäuer,
Des Elends mittelalterliche Brocken.

Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!
Und Dolche nach, die Menschheit zu erlösen!
Kein blutend Herz dem Unthier mehr zur Atzung,
Messias Horn! o komm erschlag den Bösen!

Dein Tod am Kreuz, o Christus, ist verloren,
Wenn du nicht wieder kommst für unsre Nöthen,
Tropfet hat uns das Völkerleid geschworen,
Messias daß du diesmal kommst zu tödten!

Sie fingen auf das Blut von deinen Hüften,
Die Welt zu tränken mit gefälschter Schale,
Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften
Sie trenkt von Opium in deinem Strale

Darum ans Kreuz dir jetzt die Knaben rücken;
Sie klettern drauf, um deine Dornenkrone
Wie's Vogelnest im Lenz vom Baum zu pflücken;
Und wer das Kreuz verehrt, verfällt dem Hohne.

Drum Männer scharf dein Kreuz beschossen haben
Mit eisigen Verstandes Hagelwettern;
Und Grübler nach des Kreuzes Wurzel graben,
Daß sie es schier umwerfen ~~und~~ schier zerschmettern!

Darum aus Kreuz d
Sie klettern drauf, un
Wie's Vogelnest im
Und wer das Kreuz v

Drum Männer scharf de
Mit eisigen Verstandes
Und Grübler nach des
Daß sie es schier u

In Emma Niendorfs Merkbüchlein

Juſtinus Kerner
und Alexander
lieben dich ferner
mit einander
Und meine Lieb als dritte
Geht mit in gleichem Schritte.

Zuruf

Die Keuſchen, Sittigſtrengen, Tugendfrommen
Sind lahm und lau, wenns gilt den Strauß zu fechten,
Wenn ihr Panier ins Blutgedräng gekommen,
Doch Helden ſind die ſogenannten Schlechten.

Der Fromme mit dem feiſten Gottvertrauen
Verwächſt und ſeine Klinge mit der Scheide:
„Der ſtarke Gott wird ſelber durch ſich hauen,
Er will es, daß ſein Knecht hienieden leide.

Laßt nur die Taumler ins Verderben rennen;
Ihr ſeht ſie heut frohlocken, morgen modern;
Wie Branntweintrunkne ſchmählich ſelbſtverbrennen,
Muß jede Schuld in ihrem Rauſch verlodern.“

Doch ſolchem Ruf gebührt zur Antwort ſolches:
O feige Gottesknechtſchaft! Kettenbunde!
Ein ſtumpfes Amen ſtatt des ſcharfen Dolches?
Spürt euer kalter Brand nicht mehr die Wunde?

Der Römler wird am Sakrament nicht irre,
Wenn sündhaft lebt der Priester der Gemeine,
Weil Gnade nicht gerinnt im Schmutzgeschirre,
Die Hostie schmutzt ja nicht, die ewig reine.

O lernt vom Römler Weisheit, fromme Zager!
Ist mancher Streiter auch nicht rein des Schmutzes,
Ist rein doch das Panier im Freiheitslager,
Und wahr das Herz des ungeschlachten Trutzes.

Im Strauchgewirr von Glauben, Recht und Sitte
Ein Ungeheuer liegt in Schlangenringen,
Trat mancher drauf mit unversehnem Tritte
Und schrie entsetzt: kann das melodisch klingen?

Ein kaltes, plumpes, blödes Ungeheuer,
Das Herzen frißt und saugt Gehirne trocken,
Das ewig wälzt, ein träger Wiederkäuer,
Des Elends mittelalterliche Brocken.

Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!
Und Dolche nach, die Menschheit zu erlösen!
Kein blutend Herz dem Untier mehr zur Atzung,
Messias Zorn! o komm, erschlag den Bösen!

Dein Tod am Kreuz, o Christus, ist verloren,
Wenn du nicht wieder kommst für unsre Nöten,
Prophet, hat uns das Völkerleid geschworen,
Messias, daß du diesmal kommst, zu töten.

Sie fingen auf das Blut von deinen Hüften,
Die Welt zu tränken mit gefälschter Schale,
Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften,
Sie krankt vom Opium in deinem Grale.

Darum ans Kreuz dir jetzt die Knaben rücken,
Sie klettern drauf, um deine Dornenkrone
Wie 's Vogelneſt im Lenz vom Baum zu pflücken,
Und wer das Kreuz verehrt, verfällt dem Hohne.

Drum Männer ſcharf dein Kreuz beſchoſſen haben
Mit eiſigen Verſtandes Hagelwettern;
Und Grübler nach des Kreuzes Wurzel graben,
Daß ſie es ſchier umwerfen, ſchier zerſchmettern.

In einer Schlucht

I

Gewaltig tobt der Wind und beugt
Den Wildbuſch, ſauſend in der Schlucht,
Der Bach beſchleunigt ſeine Flucht,
Von Regenwolken großgeſäugt.

Nach Süden eilt hinab der Bach,
Nach Norden ſpritzt ihn das Geſchnaub,
Und unſtät irrt das dürre Laub
Dem Waſſer und dem Winde nach.

Nun gilt des Herbſtes Sterbgebot,
Doch unglückſelig iſt das Tal,
Daß hin der holde Sommerſtrahl,
Und alles grollt und ſchmäht den Tod.

Mit ſchwerem Kampf das Leben bricht,
Der Baum, der Buſch, ſo todesmatt,
Hält ſeufzend feſt am letzten Blatt;
Wie gut der Tod, ſie glaubens nicht.

2

Was klinget zum Gebüsch heraus?
Ein Knabe vor das Glöcklein schwingt,
Das Sakrament ein Priester bringt
Wohl dort in jenes Köhlerhaus.

Ei! seltsam ist des Manns Geleit,
Voran ihm schellt der Ministrant,
Die Glock am Hals, kommt nachgerannt
Ihm eine Geiß, die meckernd schreit.

Was will die Geiß vom Priester nur?
Sie schreit ihn spöttisch kläglich an,
Als riefe sie: Gib, frommer Mann,
Die letzte Ölung der Natur!

Einem Dichter

In diesen Herzen wogt die Liebe,
In jenen drüben kocht die Galle,
Dein Feuer brachte sie doch alle
In Wallung: gut, wenn es so bliebe!
Doch gehst entgegen du dem Leide,
Wo alles still wird um dich sein,
Wo du dein Leid für dich allein
Aufspielen wirst auf einer Heide;
Wo du nach einem Wetterschlage
Hinausblickst von der trüben Fläche,
Daß er auf dich herunterbreche,
Damit doch jemand nach dir frage.

Die Rache

Der dunklen Wolken letzte schwand
Hinab am glatten Meeresrand,
Um Schatten fernem Land zu schenken
Und mit Gewittern es zu tränken.
Hier regt kein Hauch das durstge Laub,
Und ruhig liegt der feinste Staub;
Die Sommerluft ist schwül und matt,
Und auf der Wasserfläche glatt
Mag sicher hin die Spinne schreiten,
Sie kann in keine Furche gleiten;
Die Möwen taumeln träg und schlagen
Die schlaffe Luft mit Unbehagen.

Matrosen baden dort und singen,
Um Leben in die Luft zu bringen,
Denn ist der Seemann müßig auch,
Er liebt des Windes frischen Hauch,
Auf seinen Fahrten lernt' er hassen
Das stille Meer, vom Wind verlassen.
Sie singen froh ein irisch Lied,
Wie dem Matrosen wohl geschieht,
Wenn er die Fahrt mit Müh vollbracht,
Die Münze rollt, die Dirne lacht,
Die Fiedel . . . weh! ein banger Schrei!
Den einen biß ein Hai entzwei.
Dem Kameraden, ders erblickt,
Hat Schreck und Wut das Herz durchzückt.

Doch hat er schnell sich aufgemannt,
Sein Schreck ist in der Wut verbrannt,
Er springt ans Land und holt sein Messer
Und stürzt zur Rache ins Gewässer,

Die andern ſtarren vom Geſtade
Ihm nach, und flehen Gott um Gnade.

Wo biſt? komm an! — er taucht und dreht
Die Augen rings und ſchwimmt und ſpäht
Und ſucht den grimmen Feind verwegen;
Da ſchießt das Untier ihm entgegen,
Weit gähnt ihm zu der Rachenriß
Und fletſcht nach ihm das Mordgebiß.
Doch denkt er nicht der eignen Sache,
Nur Rache, ſeinem Toten Rache.
Tief in des Meeres Einſamkeit
Und Dämmerung beginnt der Streit,
Wild, atemlos, ſtill: wer bezwungen,
Wird ſtiller nicht, als er gerungen,
Der Dolch, die Zähne ſind gezückt,
Das Auge nah dem Auge rückt.

Am Strande ſtehn die andern harrend,
Bang nach dem Ausgang niederſtarrend.
Wohl manchen mahnts: o ſpring hinein,
Laß deinen Bruder nicht allein!
Doch Schrecken hemmt die kühne Tat
Und raunt ihm zu: Es iſt zu ſpat.
Da ſehn ſie rot das Meer ſich färben,
Stets röter quillts — wer mußte ſterben?

Der Hai tat einen Schuß und Schnapp,
Doch am Gebiß vorüber knapp
Iſt ihm der kühne Held geſchwommen,
Und ſucht baucbunter ihm zu kommen:
Er weicht und ſchießt und taucht hinab
Dicht unter ſeines Bruders Grab,
Bohrt ein den Dolch bis an die Haft,
Und zieht den Schnitt mit Luſt und Kraft.

Gestachelt von des Schmerzes Feuer,
Wälzt seinen Leib das Ungeheuer,
Und wendet ihn, den wütend jachen,
Dem Tapfern droht der offne Rachen,
Darin vor grimmigem Erbittern
Und Mordbegier die Zähne zittern;
Der Mann entglitt zum zweitenmal,
Und mordend wühlt der scharfe Stahl.

Der Hai an ihm vorübersinkt,
Doch aus dem Schlund die Wut noch blinkt;
Wie sterbend ihn das Auge misst
Des Hais, der Seemann nie vergißt.

Er schwingt sich auf nach Luft und Licht,
Erschöpft sein Leib zusammenbricht;
Das Hurra jauchzt, das Siegsgeschrei:
Der starke Held bezwang den Hai! —

Da wirft sich der verwegne Fechter
Ermüdet in den Ufersand
Und schlägt ein helles Lustgelächter,
Daß er das Untier überwand.

Des Teufels Lied vom Aristokraten

Ich lobe den Aristokraten;
Hat er des Adels rechte Völle,
Ist er vorweg schon halb geraten
Und zugerichtet für die Hölle.

Wer besser schon sich dünkt und echter,
Bloß weil er lebt, als ganze Scharen,
Der wird gewiß zur Grube schlechter
Als all die Tausend niederfahren.

Was schützen mag die Niedern, Rohen
Vor meiner Finger scharfen Griffen:
Natur und Liebe — wird dem Hohen
Schon in der Kindheit abgeschliffen.

Geschieden von der schlechten Rotte
Des Volkes sitzt der Edelreine
In seiner lieben Ahnengrotte
So kühl, erhaben und alleine.

Vorüber braust an seinem Saale
Das Volk mit Not- und Dampfgewerben,
Sie schwingen ihm die Festpokale,
Man lebt — und eilt, für ihn zu sterben.

Doch Ruh ist in des Edlen Kammer,
Daß er die Lebensmüh nicht spüre,
Und jeden Seufzer muß der Jammer
Verschlucken still vor seiner Türe.

O köstlich ist die stille Schonung,
Denn deutlich hörts der Mann der Gnaden,
Wenn süß ertönt um seine Wohnung
Die Luft von meinen Serenaden.

Er setzt in Noten sich mein Ständchen,
Bewundernd singen es die Schranzen,
Und morgen muß allwärts im Ländchen
Das Volk nach meinem Liede tanzen.

Das Gespenst

Dies war einmal ein Edelhaus,
Nun ist es traurig zerfallen,
Es schneit und regnet in die Hallen,
Nur Räuber gehn dort ein und aus.

Der Sohn einst mit dem Vater stritt,
Wer auf der Jagd die Ent erschossen;
Da ist des Alten Blut geflossen,
Der wilde Sohn zum Teufel ritt.

Weib, Knecht und Dirne flohn den Ort,
Hat keins das Blut nur aufgescheuert;
Nun heißts: bei Nacht auf Enten feuert
Des Alten Geist durchs Fenster dort.

Ein Räuber spukt im Haus umher,
Den toten alten Grafen spielend,
Im weißen Hemd, auf Enten zielend,
Durchs Fenster feuernd sein Gewehr.

Der Hirte sieht im Mondschein hell
Von fern das Hemd des Geistes flattern,
Hört in der Luft die Enten schnattern,
Den Schuß — und kriecht ins Lämmerfell.

Er staunte jüngst in dunkler Nacht,
Wie Lichter im Gemäuer brannten,
Den wirren Lärm von Musikanten
Der Heidewind ihm zugebracht.

Hei! lustig klangs im alten Nest
Von Schmaus und Saus, Zigeunergeigen;
Die Räuber tanzen tollen Reigen,
Der Hauptmann hält sein Hochzeitfest.

Doch leuchtet nicht am Firmament
Dem Räubersmann und seinem Schatze
Der Brautnacht Mond, des Pfaffen Glatze:
Die Luft vereint, der Scherge trennt.

Den Hirten lockt es Schritt um Schritt,
Er spürt beherzt in diesen Tönen
Das warme Blut von Erdensöhnen;
Er trinkt und tanzt und jubelt mit.

Des alten Edelmannes Geist
Spielt nun der Hirte gern vor allen,
Er läßt die Entenflinte knallen,
Sein weites Hemd im Monde gleißt.

Der Alte übte Raub und Trutz
Im Dickicht finstrer Adelsbräuche,
Nun dient er als Panduren-scheuche
Den Räubern noch zu gutem Nutz.

Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht

Durch einen schmalen Felsenritz
Siehst du am Himmel Nacht und Blitz.

Am Klippenrand der karge Strauch
Ist wildbewegt vom Wetterhauch.

Gebrochen zuckt herein der Strahl,
Ein Feuersplitter, dir ins Tal.

Wie weit Gewitter füllt die Luft,
Kannst du nicht schaun in deiner Kluft;

Doch wechseln hörst du Donnerstimmen,
Bald ferne dort, bald nah ergrimmen.

Nun folgt in langer Pause nach,
Spät eingedenk, dem Blitz der Krach,

Dem Wandrer in der Schlucht zu künden,
Wie weithin Wetter sich verbünden.

In das Album einer Dame nach Durchwanderung des Schloßkellers und Gartens zu Öhringen

Auf solchem Gang durch einen reichen Keller,
Da schlägt der Puls des Herzens tiefer, schneller.
Auf solchem Gang durch einen grünen Garten,
Da wetzt das Leben aus die alten Scharten.

Auf einen Bergquell, genannt Rothschildbrunnen

Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt geronnen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Nenne sich den Rothschildbronnen.

An Wilhelmine Dilg

Meine Lieder kommen alle,
Dich mit ihrem schönsten Schalle
Innig dankend zu begrüßen,
Auf die Stirne dich zu küssen.

Gruß und Kuß von allen Musen,
Die beglückend mir den Busen
Je gerührt zum Freudenschauer,
Zum Gesange dunkler Trauer.

O kein Ringlein ist so golden,
Wie der Ring von meiner holden
Treuen Mutter, längst im Grabe! —
Gruß und Kuß für deine Gabe.

***

Prolog

zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl

Gesprochen in Wien am 17. April 1843

Schnell ist die Tat dem Aug des Tags entschwunden,
Doch ist sie nicht verloren und zunichte;
Sie bleibt, als hätt ein Zauber sie gebunden,
Gefesselt von dem Auge der Geschichte.
Ein Strahl ruht liebend, lohnend auf dem Guten,
Vor dieses ernsten Auges Zornesgluten
Ist das Gewölk der Lüge bald zerronnen,
Das hüllend um den Frevler ward gesponnen.
Gesegnet und gefeiert sei der Mann,
Der frei in dieses Auge blicken kann;
Und wenn es freudig ihm entgegenglänzet,
Verdient er, daß die Menschheit ihn bekränzet. —

Napoleon stand auf den Marchfeldsflächen,
Mit seinen Heldenscharen, Heeresmeistern,
Umrauscht, umflammt von allen Siegesgeistern,
Und fest entschlossen, Deutschlands Herz zu brechen.
Wie bebte dieses Herz vor seinem Tritte,
Das Völkerband vor seinem Todesschnitte!
Ein Wort gebot den Mächten dieser Erde,
Mehr als des Rechts altheiliger Bestand
Galt seines Munds ein Hauch, sein Wink, der Hand
Beglückende, vernichtende Gebärde.

Vom Königszittern schwankten rings die Thronen,
Und eine Wanderlust ergriff die Kronen,
Wie Vögel im Spätjahr der Reisezug,
Als er die alte Welt in Trümmer schlug. —

„Bald stürzt vor mir und meinem starken Heer
Der Leopard Britannias ins Meer!
Der Briten Stolz verwandle ich in Gram,
Und ihren Taumelkelch zur Tränenurne;
Hispania liegt zu meinen Füßen zahm,
Und wischt den Schlachtenstaub mir vom Kothurne
Mit ihrem weichen aufgelösten Haare;
Auf Lisbons Zinnen setz ich meine Aare;
Und Deutschland —" Halt! bei Aspern mußt du fragen,
Wie deutsche Herzen, deutsche Schwerter schlagen!
Dort zeigt sichs bald in blutigen Gewittern,
Ob du ganz ungelehrig für das Zittern!
Dort steht ein Fürst, ein gottgeadelt-echter,
Wie selten ihn gezeugt die Hochgeschlechter;
Der Brennpunkt jeder Freude, jedem Schmerz
Des Vaterlands ist sein geweihtes Herz;
Er ist an Heldenkraft selbst dir gemessen,
Doch eines schmückt ihn schön, was dir gebricht,
In seinem Herzen brennt der Liebe Licht,
Und nie hat er der Menschlichkeit vergessen! — —

Napoleon stand auf dem Marchfeldboden,
Für sich — die Welt gewaltig umzuroden;
Schon lag erobert Wien zu seinen Gnaden,
Mit Herzensangst, mit Schmach und Not beladen.
Gebarnischt ritten durch die bange Stadt
Napoleons erlesne Küraſſiere,
Die Erde bebte vom Gestampf der Tiere,
Der Schrecken sah an ihnen sich nicht satt.

Sie ritten, stolz auf sich und ihren Herrn,
Und gern beglänzt vom deutschen Sonnenstrahle,
Furchtbar dahin, in blanker Eisenschale
Des Kaiserheeres tödlich bittrer Kern.

Und als sie kamen auf das Feld der Schlacht
Und bodenschütternd sprengten an mit Macht,
Da stemmten Östreichs tapfre Bataillone
Wie felsgequadert sich dem Reiterheer,
Sie standen still, geschultert das Gewehr
Auf wenig Schritte noch, als wie zum Hohne.
Der Reiterschock auch plötzlich stille stand,
Erstaunt, als zweifelten sie scheu und bange,
Ob nicht in dieser starren Männerwand
Ein furchtlos Geisterheer sie kalt empfange.
Doch sollen sie bald bitterlich erfahren,
Wie kernhaft und lebendig diese Scharen.
Denn „Feuer!“ schallts, und Salvendonner schmettern,
Und rasselnd stürzen Roß und Mann zum Grunde,
Der, weithin schütternd von den Todeswettern,
Vor Freude bebt in dieser großen Stunde.
Und Karl erscheint an jedem heißen Ort,
Wo er die Seinen sieht im Streite wanken,
Im wildesten Getümmel hier und dort,
Schnell, feurig, wie von Gott ein Siegsgedanken.
Die Fahne schwankt, im dichten Pulverdampfe,
Da faßt er sie und trägt sie selbst zum Kampfe.
Wie hat er stets das rechte Wort gefunden,
Die Herzen seiner Krieger zu entflammen!
Da raffte mancher letzte Kraft zusammen
Und trug zum neuen Sturm die Todeswunden.
Heiß war der Kampf um jenes Dorf entglommen,
Zehnmal gestürmt, verloren, und genommen
Ward jedes Haus, der Kirchhof, jede Scheune,

Man focht um einzle Bäume, Mauern, Zäune,
Den beſten Helden aller Zeiten gleich,
Als wäre jeder Punkt ein Himmelreich.
In Rauch und Blut ſchien ſich die Welt zu baden,
Die Trommeln wirbeln ohne Raſt zum Laden,
Im Qualme blitzt der Schüſſe roter Schimmer,
Ein Strom von Donnern rollt das Feuer immer.
Kolonnen ſtürzen zwiſchen Bajonette,
Dem Vaterland zu brechen ſeine Kette. —
Wie rang in Wien die Hoffnung mit dem Trauern,
Sie lauſchten dem Verhängnis von den Mauern,
Ob ferner die Kanonenſchüſſe grollen,
Ob tröſtend ihre Donner näher rollen. —

Nun ward es ſtill; die Luft muß müde ſein
Vom tauſendſtimmig wilden Todesſchrein;
Nur manchmal ruft ein Poſten, eine Wacht,
Ein Stöhnen auf der Walſtatt, ausgeſtoßen
Von wundgeſchlagnen Menſchen oder Roſſen,
Dann wieder ſchweigt es, finſter iſt die Nacht.

Er iſt beſiegt, der Revolution
Gewaltger, muttermörderiſcher Sohn,
Der Rieſige, der Frankreichs Freiheitsbäume
Zum Throne ſich gezimmert und geſchlichtet,
Der Herkules, der wilder Freiheitsträume
Stymphaliſches Geflügel hat vernichtet.

Er iſt beſiegt, ihn trägt in leichtem Kahn
Die Donau rettend nach der Inſelbucht,
Und eine Fackel leuchtet ſeiner Flucht,
Zu Füßen liegt ihm ſein zerbrochner Wahn;
Gleichgültig blickt er nieder auf die Leichen,
Die mit den Wellen ihm vorüberſtreichen;

Da lischt die Fackel aus im Windeswehen,
Wie seine Herrlichkeit einst wird vergehen. —
Noch wollte ihn der dunkle Strom erhalten,
Er trug ihn eigenmächtig ans Gestade,
Denn damals waren die Naturgewalten
Noch nicht verschworen gegen seine Pfade.

Was Karl empfand auf jenem Ehrenfeld,
Weiß nur des Schicksals Liebling, nur ein Held,
Der auch wie er, den Degen in der Hand,
Und Gottes Geist im Haupt, fürs Vaterland
Mit solchem Helden rang, und es gerettet
Aus Schmerz und Schmach, worin es lag gekettet.
Mag immerhin nach Asperns blutger Schlacht
Der stolze Feind erheben seine Macht,
Aufwerfen siegreich seine Heldenfahne,
Sie blieb doch krank vom schüttelnden Orkane.
Die Donner Asperns habens ausgesprochen:
„Er ist besiegbar!" unvergeßlich allen,
Und Leipzig wird die Donner widerhallen;
Napoleons Waffenzauber war gebrochen.
O Karl! es war dein schönster Heldentag!
O Österreich! dein höchster Herzensschlag! — —

Der Feldherr gab dem Frieden seine Wehre;
Und weiter schuf an seinem edlen Bilde
Im stillen das Geschick; der Schreck der Heere
Steht nun vor uns ein Held an frommer Milde.
Für jeden, den er schlug auf rauher Bahn,
Lebt einer, der ihm freundlich wohlgetan.
Er zeichnete, entrückt den Tatenflügen,
Gedächtnisblätter, Kriegern zur Belehrung,
Und schauen wird die Nachwelt mit Verehrung,
Wie er sein Heer geführt in Meisterzügen.

Ihm ward auch Gram zu ſeinem Teil gegeben,
Und Bitterkeit geträufelt in das Leben;
Doch unverkümmert blieb der edle Mann,
Denn ſeine Seele hielt die Welt umſchloſſen,
Die böſen Tropfen ſchwanden und zerfloſſen,
Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann;
Und Freude muß die Seele ihm bewegen,
Erblickt er ſeines Hauſes reichen Segen,
Und wie das Volk ihn hoch im Herzen hielt,
Noch eh ſein Sterbliches dahingegangen;
Wir ſind beglückt, daß wir ſein Heldenbild
Nicht aus der Hand des Todes erſt empfangen.

Der Vogel auf dem Kreuz

Dort auf dem Kirchhofkreuze ſang
Ein Vogel einſam: aber bald
Erhob er ſich und ſchwang
Zurück ſich in den grünen Wald.

Wie früher aus dem Frühlingschor
Schallt nun ſein Lied ſo frei und wild:
Kein Vöglein noch verlor
Die Stimm am lieben Kreuzesbild.

Gewitter

Der Seele klarer Himmel hängt
Voll zürnender Gedanken,
Und mancher laute Seufzer drängt
Sich aus der Bruſt, der kranken.

Unheimlich blitzt des Auges Stern
Und ſucht umſonſt nach Zielen.
Laßt ab! ich weiß, du möchteſt gern
Dich an der Träne kühlen.

Sie blinkt nicht mehr im Auge hohl,
An dem die Gluten zehren! —
Doch jetzt, wie wirds der Bruſt ſo wohl!
Darf ſie vom Schmerz ſich leeren?

Im Auge glüht das Abendrot,
Die Wolken ſind zerriſſen.
Verſpricht dies Leben oder Tod?
Die bange Bruſt möchts wiſſen.

Verklärten ſich die Wolken nur,
Den Tod mir anzuſagen?
Ach! oder iſts die erſte Spur
Von ſchönern Erdentagen?

Von neuem Glück! Die Glut erliſcht,
Sie ſoll nichts mehr verheeren;
Denn in die junge Freude miſcht
Sich mild der Tau der Zähren!

Der Rekrut

Wehe, wehe dem Rekruten!
Jämmerliche Weltstatuten!
Wenig Schlaf auf hartem Kissen,
Wasser nur auf karge Bissen;
In so schönen Frühlingstagen
Mörderliche Waffen tragen;
Ohne Lust und Liebe springen,
Wie des Drillmanns Worte klingen,
Über Hecken, Bach und Graben:
Schreiten, trippeln, schwenken, traben,
Stillstehn plötzlich ohne Ruck,
Und an mir vorbei mit allem Guten
Rauscht das Leben, wie des Stromes Fluten
Dort am Brückenrepomuk.

Verlornes Glück

Die Bäume rauschen hier noch immer,
Doch sinds dieselben Blatter nimmer,
Wie einst in jener Sommernacht.
Wohin, du rauhes Erdenwetter,
Hast du die damals grünen Blätter,
Wohin hast du mein Glück gebracht?

Sie schritt mit mir durch diese Bäume,
Ihr gleicht kein Bild beglückter Träume,
So schön und doch so treu und klar;
Das Mondlicht ruht' auf ihren Wangen,
Und ihre süßen Worte klangen:
„Dich werd ich lieben immerdar."

Je tiefer mit den Räuberkrallen
Der Tod ins Leben mir gefallen,
Je tiefer ſchloß ins Herz ich ein
Den Schatz der Lieb, dem Tode wehrend:
Doch bricht der Räuber, allbegehrend,
Zuletzt nicht auch den letzten Schrein?

Mit meinen Gedichten

Baden-Baden, im Sommer 1844

Mich ließ die Gunſt des Augenblickes,
Ein flüchtig Lächeln des Geſchickes,
Wie bis ins Herz du ſchön, erkennen;
Leb wohl! ich muß von dir mich trennen!
Doch milderts mir dein frühes Scheiden,
Wenn ich vom Glück, das mir entſchwunden
— So ſchnell wie du! —, die heitern Kunden
Und wenn ich darf den Ruf der Leiden,
Die ſingend mir das Herz zerriſſen,
In deinen lieben Händen wiſſen.

Als Hiller mir spielte

Wenn seine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo ist die Sonne für den Klang,
Dies Meer ausströmend von Gesang?

Eitel nichts!

's ist eitel nichts, wohin mein Aug ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ists von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund zu Stund,
Wies Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

Blick in den Strom

Sahſt du ein Glück vorübergehn,
Das nie ſich wiederfindet,
Iſts gut in einen Strom zu ſehn,
Wo alles wogt und ſchwindet.

O! ſtarre nur hinein, hinein,
Du wirſt es leichter miſſen,
Was dir, und ſollts dein Liebſtes ſein,
Vom Herzen ward geriſſen.

Blick unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Tränen fallen,
Und ſieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergeſſenheit
Des Herzens Wunde ſchließen:
Die Seele ſieht mit ihrem Leid
Sich ſelbſt vorüberfließen.

Inhalt des ersten Bandes

Erstes Buch 3

Sehnsucht 4
An meine Rose 4
Reise-Empfindung 5
Nach Süden 7
Frage 8
Dein Bild 9
Ghasel 10
Das Mondlicht 11
Nächtliche Wanderung 12
Das Posthorn 13
Bitte 15
An die Ersehnte 15
Meine Braut 16
In der Wüste 17
Schilflieder 1—5 18
Winternacht 1. 2 20
Stumme Liebe 21
Wandel der Sehnsucht 22

Erinnerung 23
Leichte Trübung 23
Das tote Glück 24
Der trübe Wanderer 25
Unmut 26
Zu spät! 26
Vergangenheit 27
An Fr. Kleyle 27
Einst und Jetzt 29
Die Jugendträume 31
Die Felsenplatte 31
Nebel 33
An meine Gitarre 34
An einen Jugendfreund 35

Frühling 37
Der Lenz 37
Liebesfeier 38
Der Gefangene 39
Asyl 43
Trauer 44
Frühlingsblick 44

Frühlingsgedränge 45
Liebe und Vermählung 46
Der Baum der Erinnerung 47
Frühlings Tod 48

Herbst 49

Herbstgefühl 49
Herbstklage 50
Scheiden 50
Die Wurmlinger Kapelle 51
Sommerfäden 53
Herbst 53
Herbstentschluß 54

Phantasien 55

Die Zweifler 55
Glauben. Wissen. Handeln 58

Heidebilder 64

Himmelstrauer 64
Robert und der Invalide 64
An die Wolke 68
Die Heideschenke 69
Ahasver, der ewige Jude 74

Polenlieder 79

In der Schenke 79
Der Maskenball 80
Der Polenflüchtling 84

Oden 87

Abendbilder 1. 2 87
Zuruf an meinen Geist 88
Sehnsucht nach Vergessen 88
Am Bette eines Kindes 89
An der Bahre der Geliebten 89
Am Grabe Höltys 90
Primula veris 1. 2 91

Reiseblätter 93

Wanderung im Gebirge 93
Die Heidelberger Ruine 98
Die schöne Sennin 1. 2 101
Auf ein Faß zu Öhringen 103
Der Postillion 105
Die Rose der Erinnerung 107
Der Indianerzug 1. 2 108
Die drei Indianer 112

Vermischte Gedichte 114
Die Tränen 114
In der Krankheit 1. 2 116
An die Melancholie 117
Einem Freunde ins Stammbuch 117
Vergänglichkeit 118
Zögerung 119
An eine Dame in Trauer 119
Einem Knaben 120
Abschied 121
Am Grabe eines Ministers 122
Der Indifferentist 123
In das Stammbuch einer Künstlerin 124
Unmögliches 124
Einem Ehrsüchtigen 125
Frage 125
Mein Stern 125
Der Selbstmord 126
Reiterlied 128
An J. Klemm 129
Zuflucht 129
Der Greis 130
Der Unbeständige 131
Abendheimkehr 132
Vanitas 133
Fragmente 134
Theismus und Offenbarung 136
Abmahnung 136
Warnung und Wunsch 137
Waldestrost 137
Der Unentbehrliche 138
An Fräulein Charlotte von Bauer 139
Schwärmer 140
An einen Langweiligen 140
Stille Sicherheit 141
Waldgang 142
Scheideblick 142
Bestattung 143
Lebewohl an Eugenie 143
Aus! 144
Atlantica 145
Die Seejungfrauen 145
Meeresstille 147
Seemorgen 148
An mein Vaterland 149
Der Schiffsjunge 1. 2 151

Zweites Buch 155

Leben und Traum 156
Die Werbung 156
Der Schifferknecht 160
Marie und Wilhelm 161
Begräbnis einer alten Bettlerin 165
Die Waldkapelle 1—3 166
Der Raubschütz 169
Warnung im Traume 171

Klara Hebert 175
Cisteron 175
Der nächtliche Gang 177
Der selige Abend 180
Blumengruß 184
Die Gewitternacht 186
Der alte Marko 191
Die Botschaft 193
Die Heimkehr 196
Die Sehnsucht 199
Der Ring 202

Die Marionetten 204
Erster Gesang 204
Zweiter Gesang 206
Dritter Gesang 210

Vermischte Gedichte 218
Laß mich ziehn! 218
Zweifel und Ruhe 219
Mein Herz 220
Lenz 221
Das Kreuz 221
Nüchterner Blick 222
Einem Autographensammler 222
Der Räuber im Bakony 223
Das Dilemma 224
Einem Freunde 224
Auf eine holländische Landschaft 225
Die Kornbanten 226

Drittes Buch 227

Gestalten 228
Der ewige Jude 228
Heloise 235

Der Schmetterling 236
Auf meinen ausgebälgten Geier 1. 2 238
Der gute Geſell 241
Zwei Polen 245
Der traurige Mönch 249
Weib und Kind 252
Der Steirertanz 253
Die drei Zigeuner 259
Die nächtliche Fahrt 260
Viſion 264

Viertes Buch 267

Reiſeblätter 268
Der Urwald 268
An einem Baum 270
Verſchiedene Deutung 1. 2 271
Niagara 272
Das Blockhaus 273
Meeresſtille 275
Sturmesmythe 276
Wandrer und Wind 277
Das Wiederſehen 278
Die Sennin 280
See und Waſſerfall 280
Herbſtgefühl 281
Ein Herbſtabend 281

Liebesklänge 283
Am Rhein 283
An * 285
Der ſchwere Abend 286
Traurige Wege 286
Einſamkeit 287
Wunſch 288
Neid der Sehnſucht 289
Meine Furcht 290
Wunſch 291
An den Wind 293
An die Entfernte 1. 2 293
Meine Roſe 294
An * 295
Kommen und Scheiden 295
Liebesfrühling 296
Frage nicht 296

Sonette 297
Frage 297

Jugend und Liebe 297
Der Salzburger Kirchhof 298
Nachhall 299
Die Asketen 299
Der Seelenkranke 300
Stimme des Windes 301
Stimme des Regens 301
Stimme der Glocken 302
Stimme des Kindes 303
Doppelheimweh 303
Einsamkeit 1. 2 304
Palliativ 305

Vermischte Gedichte 306

Zueignung 306
Traumgewalten 307
Einem Greis 308
An die Biologen 309
Kruzifix 310
Scheu 310
Heimatklang 310
Zuflucht 311
Zeiger 312
Frühlingsgrüße 312
An Luise 313
Täuschung 316
Tod und Trennung 317
An die Verstockten 317
Herbstlied 319
Schlaflose Nacht 320
An eine Witwe 321
Auf eine goldene Hochzeit 322
An den Tod 323
Herbstlied 323
Vorwurf 325
Der Jäger 325
Lied eines Schmiedes 326
Ohne Wunsch 327
Mein Türkenkopf 327
Der Hagestolz 328
Der Schmerz 330
An den Frühling 1838 331
Das Lied vom armen Finken 333
Hypochonders Mondlied 335
Der offene Schrank 339
Prolog 340
An eine Freundin 344

Tränenpflege 345
An den Frühling 346
An ein schönes Mädchen 347
Der schwarze See 347
Das Roß und der Reiter 349
Die Blumenmalerin 350
Husarenlieder 1—4 351
An den Ischler Himmel im Sommer 1838 354
Der Kranich 355
Das dürre Blatt 356
Erinnerung 357
Gutenberg 358
An Agnes 358
Im Vorfrühling 359
Bei Übersendung eines Straußes 359
Der einsame Trinker 1—4 360
Frühling 363
An die Alpen 364
Die Poesie und ihre Störer 366
Der Rationalist und der Poet 368
Passiver und aktiver Beifall 369
Form 369
Irrtum 370
An einen Dichter 370
Zweierlei Vögel 371

Anna 1—5 372

Fünftes Buch 387

Mischka 388
Mischka an der Theiß 388
Mischka an der Marosch 1—6 394

Vermischte Gedichte 404
Einem Gemütskranken 404
An einem Grabe 404
Veränderte Welt 405
Naturbehagen 406
Trinksprüche 407
Studentenreise 407
Der arme Jude 1. 2 408
Der kriegslustige Waffenschmied 411
Der Pechvogel 412
Der Kranke im Garten 413
Beethovens Büste 413
Am Sarge eines Schwermütigen 416

Die Drei 418
Welke Rose 419
Der fromme Pilger 419
Inneres Gericht 420
Die Nonne und die Rose 420
Das Kind geboren, die Mutter tot 421
Die Albigenser 422
Zweifelnder Wunsch 422
Die Bauern am Tissastrande 422

Johannes Ziska 1—9 426

Waldlieder 446
Waldlieder 1—9 446

Sechstes Buch. Nachlaß und Nachlese 457

Erste Gedichte 458
Glückwunsch 458
In einer Sommernacht gesungen 458
An Mathilde 460
Rezept 461
Erinnerung 461
Das Rosenmädchen 462
Trias harmonica 463
Abendbild 464
An einen Tyrannen 464
König und Dichter 465
An Seneca 466
Bettlers Klage 467
In der Nacht 467
Bruchstück einer Ode 468
Der geldgierige Pfaffe 468
Das Veilchen und der Schmetterling 469
Die Mutter am Grabe ihres Kindes 470
Dahin! 471
Erinnerung 471
An die Hoffnung 472
Bei Gelegenheit einer ländlichen Unterhaltung in Bordacs . . 474
Die bezaubernde Stelle 475
Abschied von Galizien 475

Ausfahrt 478
Frau von Reinbeck 478
Mit Orangen 479
Mit unaufgeblühten Blumen 481
Charade 482

Nie zurück! 483
Ein Heimatbruder! 484
Proteſt 484
Frl. von Hünersdorff ins Album 485
An Wilhelm Kirchhoff 485
An Fräulein Julie 485
Der Laudachſee 486

Wien 488

Impromptu 488
Traum 488
An die mediſierenden Damen 489
Mit einem Edelmardermuff 491
Der Fingerhut 491
Albumblatt 492
Poetiſches Votum 492
Scherz nach einer zufällig aufgeſchlagnen Bibelſtelle 495
Lebe hoch! Sofie! die edle Frau! 495

Literariſches 496

Dichters Klagelied über das Junge Deutſchland 496
An Karl Mayer 497
Die Frivolen 497
An einen Tadler 499
Musa teleologica 499
Kompetenz 500
Einem Forcierten 501
Einem kritiſchen Nachtarbeiter 502
Einem unberufenen Lober 503
Guter Rat 503
Der Reiter von W. 503
An einen Dichter 505
Einem Theaterdichter 505
Unberufen 506
Ein offner Wald 507
Ein Rezenſent 507
Gebildete Sprache 508
Ein Epigramm 508
Schade! 509
Guter Rat 509
Trutz euch! 509
Komm an! 510
Der Unhold 510

Aus der Albigenſerzeit 511

Der Küraß 511
Der ſtille See 513

Reiseunbehagen 513
In der Neujahrsnacht 1839—1840 513
In Emma Niendorfs Merkbüchlein 515
Zuruf 515
In einer Schlucht 1. 2 517
Einem Dichter 518
Die Rache 519
Des Teufels Lied vom Aristokraten 521
Das Gespenst 523
Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht 524
In das Album einer Dame nach Durchwanderung des Schloßkellers und Gartens zu Öhringen 525
Auf einen Bergquell, genannt Rothschildbrunnen 525
An Wilhelmine Dilg 526

Letzte Gedichte 527

Prolog zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl 527
Der Vogel auf dem Kreuz 532
Gewitter 533
Der Rekrut 534
Verlornes Glück 534
Mit meinen Gedichten 535
Als Hiller mir spielte 536
Eitel nichts! 536
Blick in den Strom 537

* *
*

Beilagen:

Titelbild: Nikolaus Lenau. Nach dem Ölgemälde von Karl Rahl im Justinus Kernerhaus zu Weinsberg a. N.

Faksimile des Gedichtes „Zuruf" (S. 515). Original im Besitz des Herrn Baurat Josef Schurz in Wien.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Einbandzeichnung von E. R. Weiß

Author Lenau, Nikolaus. 205013. LG
Title Sämtliche Werke. Vol.1.(Gedichte) hrsg.von Castle. L563C
DATE. NAME OF BORROWER.
25/VII/27 5 D R

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU